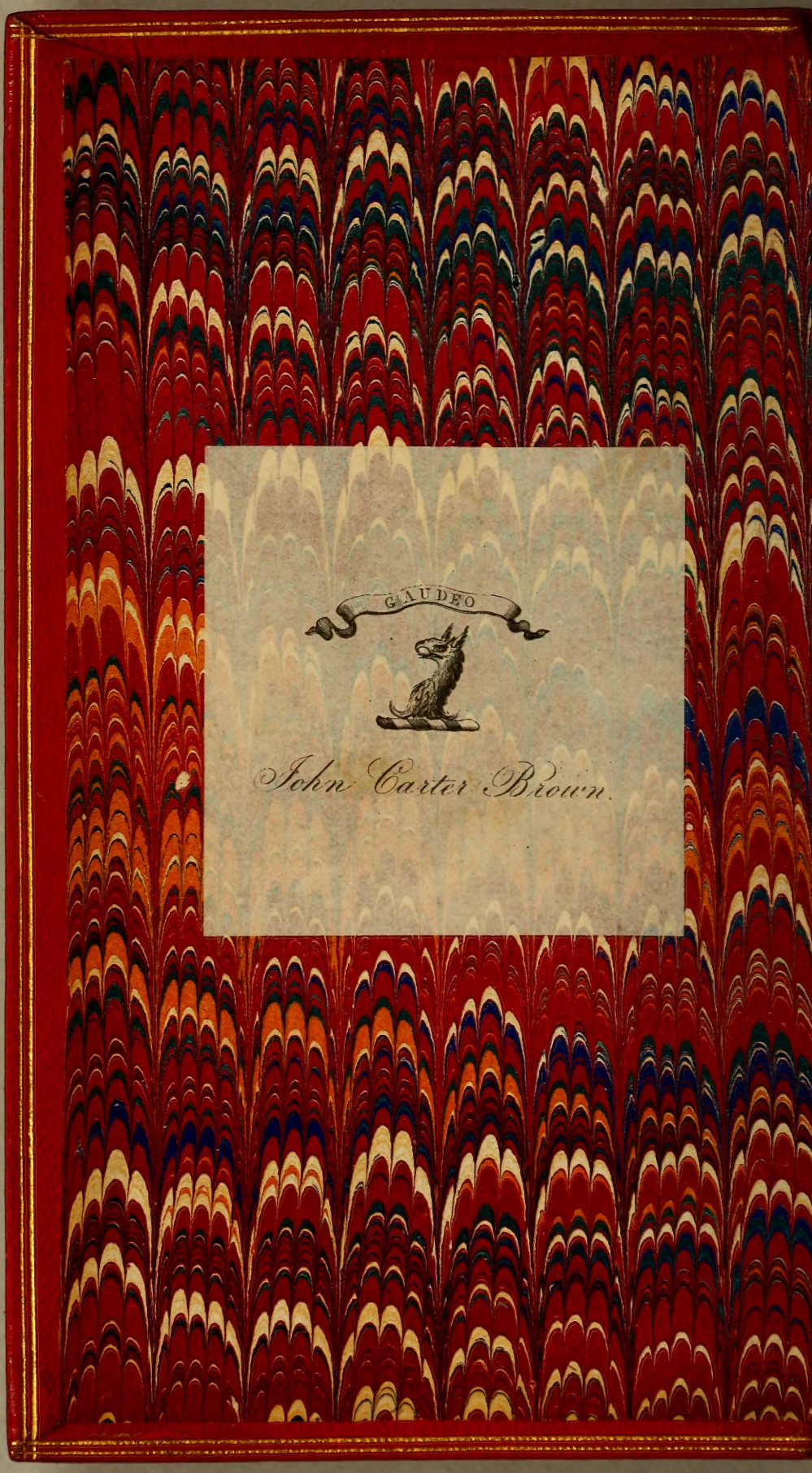
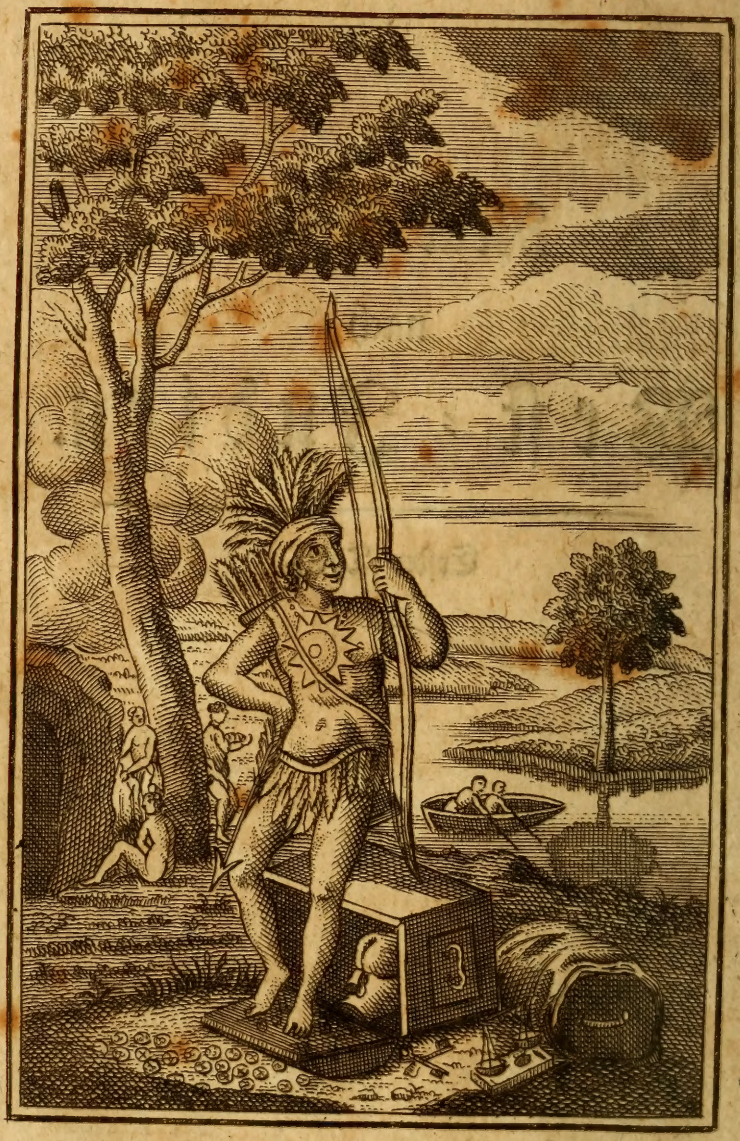

GAUDEO
John Carter Brown.

34:4

Neue Reisen
nach
West-Indien.

Erster Theil.



Neue Reisen
nach
West-Indien

Darinnen
Nachrichten von der Religion,
der
Regierungsart, den Sitten, der Handlung und den Kriegen der Völker
enthalten,
die an dem großen Flusse Saint Louis, der gemeiniglich der Missisippi genannt wird, wohnen.

JOHN CARTER BROWN

Herausgegeben
von
M. Bossü,
Hauptmann unter den Seetruppen.

Erster Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig,
1771.

Nachricht an den Leser.

Der Autor dieser Memoiren hat sich zwölf Jahre in dem weitläuftigen Lande, welches von Wilden bewohnt wird, aufgehalten. Er lernte ihre Sprache, um ihre Denkungsart und ihre Sitten kennen zu lernen, und alle Fragen an sie thun zu können, die der Dienst seines Königs erforderte. Dis hat ihn in den Stand gesetzt,

für die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu stehen.

Er schrieb an einem vornehmen Officier, mit dem er im Briefwechsel stand, und welcher neugierig war, die Lebensart der Völker auf der andern Halbkugel kennen zu lernen. Der Autor hat sich bemühet ihre geheimsten Gedanken zu entdecken, und hat nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß Ordnung und Beredsamkeit in den Reden dieser Leute, die wir Wilde nennen, herrscht. Eine Probe hiervon wird die Rede seyn, welche Thamathele-Mingo (1), das Ober-

(1) Mingo bedeutet einen Chef oder obersten Caciquen eines Cantons.

Oberhaupt des Stammes Allibamone hielt, als die Frage davon war, einen beständigen Frieden unter den Kriegführenden Nationen einzuführen. Den Innhalt dieser Rede wird man im XVten Briefe finden.

Die historischen Briefe, daraus diese Samnlung besteht, erzählen dem Leser eine Kette von erstaunlichen Begebenheiten. Sie sind in der That curieus und interessiren durch die Verschiedenheit der Gegenstände, die darinn abgehandelt sind. Die moralischen und politischen Anmerkungen, welche man darinn findet, sind natürlich und ungesucht. Man erkennet darinn die Droitüre und Auf-

richtigkeit, welche den Autor in allen seinen Handlungen geleitet hat.

Diese Erzählungen enthalten die vornehmsten Begebenheiten, die sich mit diesem Lande seit 1512, da es entdeckt worden, bis 1762 zugetragen haben (1).

Der Autor ist überzeugt, daß die Wahrheit ohne Schmuck mehr Eindruck macht, als mit allem wunderbaren, damit man sie auszieret, und unfähig das Publicum zu betrü-

(1) Louisiana führte vor diesem den Namen Florida; Johann Ponce de Leon entdeckte dis Land im Jahr 1512 am Palmen-Sonntage, und gab ihm vermuthlich den Namen Florida, wegen des schönen Anblicks, den die blühenden Bäume und Felder machten.

trügen, erzählet er, was er gesehn und gehört hat. Um nicht in den Fehler der Weitläuftigkeit zu verfallen hat er nur die wichtigsten Vorfälle angeführt.

Obgleich in diesen Nachrichten einige sehr angenehme mit vorkommen, so kann man doch versichert seyn, daß sie durch den Romanhaften Styl der meisten Reisebeschreiber, die nach ihrem Gutdünken sonderbare Begebenheiten erdenken, und Fabeln statt Wahrheiten erzählen (1), nichts an ihrer Richtigkeit gelitten haben.

In den meisten Reisen vermisset man die hauptsächlichsten Nachrich-

(1) Man lese die erbaulichen Briefe.

ten von den Gebräuchen dieser Völker, die man nicht anders kennen lernt, als wenn man lange mit ihnen umgeht.

Einige Begebenheiten, die der Autor in dieser Sammlung erzählt, würden vielleicht fabelhaft scheinen, wenn nicht noch jetzo in Frankreich einige angesehene Personen lebten, die ihn auf seinen Reisen begleitet haben, die die Wahrheit derselben bestätigten.

Man hat nöthig erachtet dis Werk mit Noten zu begleiten, um einige Redensarten zu erklären, deren sich die Wilden in ihren Reden bedienen.

Der Autor dieser Memoiren redet mit vieler Zurückhaltung von den Vor-

Vorfällen, die seine Person betreffen, um nur alsdenn, wenn der Zusammenhang der Materien dieses unvermeidlich gemacht hat. Seine vornehmste Absicht, warum er seinen Landsleuten die Tugenden und Laster so entfernter Länder vor Augen gelegt hat, ist gewesen, Abscheu gegen die Betrüger, und Hochachtung gegen die Tugendhaften zu erwecken.

Unser weises und Gerechtigkeitliebendes Ministerium, dessen Absichten ganz allein auf das allgemeine Wohl abzwecken, wird die Ungerechtigkeiten abzustellen und wieder gut zu machen suchen, die durch die Krieges-Unruhen, bey der großen Entfernung

der Oerter, eingerissen sind. Der Eifer, mit welchem dasselbe für unser Seewesen sorgt, und die gute Ordnung, die in unsern Colonien eingeführt ist, wie auch das gute Vernehmen, welches zwischen beyden Kronen obwaltet, sind unsrer Nation die sichersten Bürgen, daß sie mit ihren treuen Alliirten den Spaniern die Reichthümer der neuen Welt theilen wird.

Der Himmel müsse unsre treuen Wünsche für das Wohl der geheiligten Königlichen Familie erhören.

Verzeichniß
der Briefe,
die in diesem Theile enthalten sind.

I. Brief.

Abreise des Autors nach Amerika, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo. Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit. Seite 1.

II. Brief.

Der Autor gehet vom Cap Francois nach Louisiana ab. Kurze Beschreibung des Hafens der Havana, des berühmten Mexicanischen Meerbusens, und der Stadt Neuorleans. Seite 16.

III.

Verzeichniß der Briefe.

III. Brief

Beschreibung der Religionsgebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verschwörung der Natches wider die Franzosen. Seite 30.

IV. Brief.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldenen Berg gesucht. Ursprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle. Seite 66.

V. Brief.

Beschreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes. Seite 90.

VI. Brief.

Erzählung dessen, was dem Autor auf seiner Schiffarth nach Neu-Frankreich begegnet. Schifbruch des St. Louis eines Königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben. Seite 105.

VII.

VII. Brief.

Beschreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführt, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etablirt. Seite 119.

VIII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreise des M. de Vaudreuil. Zweyte Reise des Autors zu den Illinois. Heroische That eines Vaters, der sich für seinen Sohn aufopfert. Seite 148.

IX. Brief.

Abreise des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Heerde Elephanten, welche bis in die Gegend des Flusses Oyo gekommen. Seite 171.

X. Brief.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffart den Fluß herunter. Er kam-

campirt auf einer Insel, die der Mißißippi macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derselben Seite 191.

XI. Brief.

Der Autor reiset nach Europa ab. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er embarquirt sich auf dem Cap Francois auf eine Französische Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die in seinem Gesichte beynahe alle von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Brest Seite 202.

Neue Reisen nach Westindien.

I. Brief.

An den Herrn Marquis de Lestrade.

Abreise des Autors nach America, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo, Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit.

Mein Herr!

Als ich die Ehre hatte von Ihnen Abschied zu nehmen, befahlen Sie mir Ihnen von allem Nachricht zu geben, was mir in dieser neuen Welt merkwürdig vorkommen würde; Sie verlangten auch, daß ich Ih-

nen die Umstände meiner Reise mittheilen sollte. Ich wende mit Vergnügen meinen Aufenthalt auf dem Cap Francois dazu an, mein Versprechen zu erfüllen.

Ich war im Jahr 1750. zu Belle Isle, wo der Ritter de Grossolles damals das Kommando führte. Dieser händigte mir einen Brief von dem Grafen von Argenson ein, der mir Nachricht gab, daß der König mich zum Lieutenant unter den Seetruppen ernannt hätte. Der Minister befahl mir zugleich, mich ohne Aufschub nach Rochefort zu begeben. Diesem zufolge gieng ich auf das erste Schiff, welches bestimmt war Sardellen nach Rochelle zu bringen, die an den Küsten von Bretagne gefangen werden, und davon die Einwohner von Belle Isle ihre vornehmsten Einkünfte haben.

Im Monat November giengen wir vor Palais, dis ist der Name der Stadt auf dieser Insel, unter Segel; gleich in der ersten Nacht standen wir auf der Höhe an den Küsten von Poitou ein so grausames Ungewitter aus, daß man jeden Augenblick befürchten muste, die See würde unser kleines Fahrzeug, welches von den Wellen geschlagen und hin und her geworfen wurde, verschlingen. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus einem Piloten und drey Bootsknechten aus Niederbretagne, die man gemeiniglich Meerwölfe nennt, weil sie so sehr an dieses Element gewöhnt sind, daß sie ihm in den größten Ungewittern Trotz bieten. Weil

der

der Wind noch stärker wurde, so sah sich unser Patron genöthigt vor Isle Dieu, welche Insel zwischen Poitou und dem Lande Aunis liegt, Anker zu werfen. Hier lagen wir 8 Tage stille, nach welchen das Meer wieder ruhig wurde, wir giengen sogleich wieder unter Seegel und setzten unsern Lauf fort bis an der Insel de Rhe. Hier ließ ich mich über den Arm des Meeres, der drey Meilen breit ist und diese Insel vom festen Lande absondert, setzen, um nach Rochelle zu gehen, und den folgenden Tag langte ich in Rochefort an. Meiner Ordre zufolge meldete ich mich bey dem Intendanten der Marine M. le Normand de Mesi (1) einem Manne von wahren Verdiensten, und der wegen seiner Einsichten und seines guten Herzens des Postens, den er bekleidet, würdig ist. Er befahl mir, mich mit allem zu versehen, was zu einer Reise über das Meer erfodert würde, und mich alsdenn auf dem Schiffe der Pontchartrin von 400 Tonnen zu embarquiren. Herr le Nor-

(1) Herr le Normand ist nachher in das Ministerium der Marine, unter dem Titel eines General-Intendanten der Marine und der französischen Colonien aufgenommen, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen demselben öffentlich meine Dankbarkeit für seine gütige Aufnahme und die Dienste, die er mir erzeigt, zu bezeugen.

mand hatte dieses Schiff auf Rechnung des Königs gemiethet, um 4 Compagnien Seetruppen zu transportiren, die wir von der Cidadelle auf der Insel de Rhe einnahmen, und die bestimmt waren die Besatzung in Neuorleans zu verstärken.

Wir giengen den 26 December von Rochelle unter Segel; die ersten 15 Tage war uns der Wind zuwider und trieb uns nach den Spanischen Küsten, so daß wir uns schon entschlossen hatten vor Corogne anzulegen, um uns wider den Wind zu sichern; zum Glück aber änderte er sich auf einmal und am Ende des Januar bekamen wir die Insel Madera, welche der Krone Portugall zugehöret, zu Gesichte. Man nennet sie wegen ihrer Fruchtbarkeit die Königinn der Inseln, sie hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreiß; der Wein, der daselbst wächst, ist sehr gut, und die Früchte ungemein schön und schmackhaft.

Den 15 Februar befanden wir uns unter dem Wendezirkel des Krebses. Der 16te ward mit den lächerlichen Gebräuchen zugebracht, denen sich diejenigen unterwerfen müssen, die zum erstenmal die Linie paßiren; die Seeleute taufen sie da mit Meerwasser; doch ist man von dieser überflüßigen und unangenehmen Besprengung befreyet, wenn man dem Bootsmanne ein klein Geschenk giebt. Endlich kamen wir nach einer Reise von 2 Monaten glücklich auf dem Cap Francois an. Dieses ist eine Küste

von

von der Insel St. Domingo, welche das erste Land von America ist, wo die Spanier Städte und Festungen angelegt haben.

Das Cap liegt an einer Bucht, und wird von einem Fort vertheidigt, welches an dem Eingange des Hafens in einen Felsen gehauen ist. Dieses Fort, welches stark mit Geschütz besetzt ist, erstreckt sich in das Meer, und formirt ein Vorgebirge oder Cap, und hievon hat die Stadt den Namen. Sie wird von Europäischen Kaufleuten, Creolen, und Negern bewohnt, welche letztern gebraucht werden, Zuckerrohr, Caffe, Indigo, Cacao, Baumwolle, Zimmt und Toback zu bauen.

Die Spanier und Franzosen haben sich in dieses Land getheilt. Diese letztern besitzen den Westlichen Theil. St. Domingo ist die Hauptstadt, und die Residenz eines Bischoffs, den der Catholische König dahin gesetzt hat.

Diese Insel ist durch den Ursprung der venerischen Krankheit berüchtigt geworden. Man ist so uneinig hierüber, und die Nachrichten hiervon sind so verschieden, daß ich mich für verbunden halte Ihnen diese Sache nach der Wahrheit zu erzählen.

Unter der Regierung Ferdinands von Arragonien, und Isabellen von Castilien, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, war Nicolaus von Obando Gouverneur dieses Landes. Diesem war vornemlich anbefohlen an der Bekehrung der überwundenen Indianer zu arbei-

ten. Zu dem Ende theilte er sie unter seine Castilianer, und gab dem einen hundert, dem andern funfzig, welches er Repartimiento, oder eine Eintheilung nannte. Sie werden gestehen, mein Herr, daß dieses eine ganz besondere Methode war Proselyten in der neuen Welt zu machen: dergleichen Maximen sind dem Geiste des Christenthums sehr zuwider, (1)

Die nach Golde begierigen Spanier zwangen diese unglücklichen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten, und acht bis neun Monate in den Eingeweiden der Erde herum zu kriechen. Diese schwere Arbeit, die schwefelichten Ausdünstungen in den Bergwerken, und der Mangel, darinn sie durch die Unmöglichkeit ihre

(1) Der König Ferdinand, der von diesen Unordnungen Nachricht bekommen, bemühete sich ihnen abzuhelfen, und wendete seine Sorgfalt vornemlich auf die Indianer, die er bekehren wollte, welches immer die erste Absicht der Catholischen Könige gewesen ist. Er gab auch in der That verschiedene Befehle heraus, daß sie durch den Weg der Sanftmuth, und ein gutes Exempel der Uneigennützigkeit sollten zum Glauben gebracht werden; aber diese Mittel verlohren ihre Kraft in der Ferne, so wie ein Pfeil nach und nach niederfällt, wie er sich von der Hand desjenigen entfernet, der ihn abgeschossen hat. Anton de Solis.

ihre Ländereyen zu bestellen, versetzt wurden, verdarb die Masse ihres Geblüts so sehr, daß ihr Gesicht so gelb wurde wie Safran, und sie bekamen an allen Gliedern des Leibes eine Art giftiger Blattern, die ihnen unerträgliche Schmerzen verursachten. Diese Seuche theilten sie sehr bald ihren Weibern, und diese ihren Feinden mit, und diese und jene kamen aus Mangel gehöriger Hülfsmittel um.

Die verzweifelten Spanier glaubten diese Pest würde ihnen nicht nach Europa folgen, und kehrten dahin zurück, um die Luft zu verändern; aber sie betrogen sich; sie brachten den Europäern die Krankheit mit, welche sie von den Amerikanern bekommen hatten. GOtt hatte endlich Mitleiden mit diesen elenden Insulanern; eine Indianische Frau eines Castillaners entdeckte einige Zeit hernach einen gewissen Baum, den sie Guayakan nennen, der ihre Krankheit linderte.

Es ist mehr als zu wahr, daß böses nichts als böses hervorbringt. Die Spanier haben Millionen Menschen in der neuen Welt aufgeopfert, und ganze Länder entvölkert, um das Indianische Gold in ihrer Gewalt zu bringen; aber Herr von Voltaire sagt ganz recht:

Es ist wahr, Amerika ist uns unterwürfig gemacht; aber seine Krankheit verderbt uns, und Amerika ist gerächer.

Gold und Silber kostet denjenigen, die es aus

den Bergwerken herausbringen müssen, so viel Mühe und Beschwerlichkeit, als Vergnügen und Annehmlichkeit sich die dadurch verschaffen, welche diese Metalle besitzen. Mir erzählte ein Spanischer Ingenieur, man habe neunzehn Jahre zugebracht, ehe man in Potosi die Ader Crusero gefunden, welche 250 Fuß tief ist. So unmenschlich schwer ist die Arbeit, zu der die Gewalt und der Geiz die in Knechtschaft und Elende lebende Indianer zwingt, um das Gold aus den Eingeweiden der Erde heraus zu ziehen. Die unglücklichen Arbeiter, die dazu gebraucht werden, müssen der Luft unserer Atmosphäre, und dem Lichte der Sonne entsagen, und sich in die tiefen, ungesunden und kalten Abgründe unserer Erde begraben. Die Ausdünstungen in diesen Gruben sind so ungesund, daß sie Betäubung und Herzpochen bey den Arbeitern verursachen, so bald diese anfangen darinn herunter zu steigen. Sie bedienen sich in diesen unterirrdischen Gängen der Lampen, um zu sehen. Das Erz ist darinn gemeiniglich sehr hart, und wird mit Hämmern zerschlagen, und hernach tragen sie es auf den Schultern herauf, und zwar auf Leitern von gewundenen Ochsenleder mit hölzern Sprossen, die so gemacht sind, daß wenn der eine heraufsteigt, der andere herunter steigen kann: sie sind zehn Lachter lang. Ein Mensch trägt gewöhnlich zwey Aroben, oder 50 Pfund dieses Metalls, auf dem Rücken, welches in

ein

ein Stück Leinwand gewickelt wird, der, welcher vorauf steigt, hat ein Licht an seinem Daumen befestigt, und alle halten sich mit beyden Händen an der Leiter um 250 Fuß hoch zu steigen.

Die Geschichte von Westindien lehret uns, daß die Völker in Florida die Säcke mit Gelde, als einer ganz unnützen Sache, weit von sich warfen. Die Einwohner des Königreichs Mexico schätzten im Gegentheile das Gold hoch. Ich will hiervon die eigenen Worte des Joseph von Acosta, in seiner allgemeinen Geschichte von Indien, anführen. „Ihr Geiz, sagt er, „war lange nicht so hoch gestiegen, als der „unsrige, und ob sie gleich Götzendiener wa„ren, so haben sie doch nie Gold und Silber „göttlich verehret, wie viele schlechte Christen, „die um dieses Metall die größten Verbrechen „begangen haben.

Eben dieser Schriftsteller erzählet einen Vorfall, der den dummen Geiz des Menschen sehr genau charakterisirt: „ein Spanischer Mönch, sagt er, bildete sich ein, daß dasjenige, was er in dem großen Feuerspeienden Berge in Guatimala brennen sahe, nichts anders seyn könnte, als Gold, weil dieser Berg seit so vielen Jahrhunderten brennt, ohne sich zu verzehren. In dieser Einbildung erfand er Schöpfkessel, Ketten und andere Werkzeuge, um sein geschmolzen Gold aus diesem Brun-

nen heraus zu ziehen; aber das verwüstende Feuer vernichtete seine Hoffnung, denn der Kessel und die Kette waren kaum in diesen Schlund der Hölle herein gelassen, da sie alsobald zerschmolzen. Nichts destoweniger, fährt der Autor fort, war dieser Mensch so erpicht auf dieses Gold, daß er immer auf neue Erfindungen dachte, um es heraus zu schöpfen; da er sich aber einmal der Oeffnung zu sehr nahete, so verlohr er durch die Ausdünstungen des Berges sein Leben, als er am zuversichtlichsten hoffte seine Erwartungen erfüllt zu sehen. So verkürzen die blinden Sterblichen ihr Leben, indem sie zu sehr darauf bedacht sind sich Vergnügen zu verschaffen.„

Um auf die Einwohner von S. Domingo zurück zu kommen, so lehrt uns die Geschichte dieses Landes, daß ein Cacique (1) mit Namen Poncra, der von den Spaniern beleidigt worden, die Flucht ergriff, und sein Dorf verließ, darinn die Feinde 3000 Mark Goldes erbeuteten, die die Einwohner zurück gelassen hatten. Vasco Nunez de Balboa, der Nachfolger des Nicolaus de Obando, schickte diesem Caciquen Leute nach, um ihm zu sagen, er möchte ohne Furcht zurück kommen, er wollte ihn als einen Freund aufnehmen, wenn er aber nicht zurück käme, so würde er ihn aufsuchen,

(1) Eine Art eines kleinen Königs.

suchen, und durch seine Hunde zerreissen lassen. (1)

Ponera wurde durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, und unterstand sich nicht ungehorsam zu seyn. Er brachte noch drey andere Herren, die seine Vasallen waren, mit. Nunez von Balboa wendete vergebens alle Mittel an, um von ihm zu erfahren, wo man das Gold

(1) Die Spanier hatten große Hunde mit nach Indien gebracht, die sie abgerichtet hatten, die Indianer zu jagen; sobald diese Hunde gegen die Unglücklichen losgelassen wurden, so rissen sie ihnen die Eingeweide aus und frassen sie auf. Unter diesen war einer auf der Insel der Baremel hieß, und sehr gefürchtet wurde. Obgleich dieser Hund geharnischt war, um ihn gegen die Pfeile zu sichern, so tödteten ihn, wie man sagt, die Indianer doch endlich, indem sie ihn mit Pfeilen in die Augen schossen, welches ein großer Triumph für sie war.

Antonius von Herrera erzählet, daß dieses Thier, welches einen sonderbaren Instinct hatte, einen engen Paß in S. Domingo bewachte; eines Tages wollte eine Indianerin durch diesen Paß gehen, und redete den Hund folgendermaßen an: Herr Hund, thue mir nichts zu leyde, ich trage diesen Brief an die Christen.

Gold dieses Landes, von dem man glaubte, daß es eine große Menge hervorbrächte, fände. Gute Begegnungen so wenig als Martern waren vermögend dieses Geheimniß, welches er vielleicht selbst nicht wuste, von ihm auszupressen. Poncra antwortete, die drey tausend Mark Goldes, die man gefunden, wären zu den Zeiten seiner Voreltern gesammlet, diejenigen, welche es zusammen gebracht, wären gestorben, und er habe sich nicht die Mühe gegeben noch mehreres suchen zu lassen, weil er gar keines gebraucht hätte. Dieser unglückliche Cacique wurde den wüthenden Hunden übergeben, die ihn mit sammt seinen drey Vasallen zerrissen.

Einige Zeit darauf fiel ein Spanier den Indianern, die Unterthanen des unglücklichen Poncra gewesen, in die Hände. Diese warfen ihm die allzu große Begierde seines Volkes nach Golde, und die Ungerechtigkeiten, welche sie um dasselbe zu erhalten begiengen, vor. Diese Begierde nach Golde, sagten sie, wäre der einzige Bewegungsgrund, der die Europäer aus ihrem Vaterlande und durch so viele Gefahren auf dem Meere nach dieser Insel lockte, und sie reizte, Völker zu beunruhigen, die ruhig in ihren Hütten, unter dem Schutze des großen Geistes, (1) lebten.

Nach

(1) So nennen die Indianer das höchste Wesen.

Nach dieser kurzen Rede schmolzen sie Gold, und goſſen es ihm in den Mund und in die Ohren, indem sie sagten: **Hund, weil du eine so große Begierde darnach hast, so sättige dich.**

Man muß aber bekennen, daß wenn die Geschichte von Mexico uns nichts als schreckliche Vorfälle zeigt, die von Domingo dagegen uns eine Menge edler Handlungen aufbehalten hat.

In einer großen Hungersnoth brachte einstmals ein Indianer den Don Pedro de Margaratit, der damals Spanischer Commandant auf der Insel war, zwey lebendige Turteltauben. Dieser General nahm sie an, bezahlte sie dem Indianer reichlich, und bath einen Theil der Besatzung mit ihm auf einen erhabenen Ort der Stadt zu gehen. Hier zeigte er ihnen die beyden Thiere, und sagte, „meine Herren! es thut mir leyd, daß ich nicht so viel bekommen habe, um Sie alle zu bewirthen: ich kann mich aber nicht entschließen meinen Hunger zu stillen unterdessen, daß Sie davon geplagt werden, und ließ darauf die beyden Tauben fliegen.„

Ich könnte noch eine Menge Vorfälle erzählen, die den Einwohnern dieser Insel nicht weniger Ehre machen. Unter denen, die man mir erzählt hat, sind viele, die verdienten in der Geschichte aufbehalten zu werden, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen Ihnen noch einen davon zu erzählen. Ein alter Einwoh-

ner

ner von St. Domingo hatte ein beträchtliches Vermögen durch Handlung und Fleiß erworben. Dieses hatte seine Aufführung und seine Sitten im geringsten nicht geändert, und er schätzte es nur deswegen hoch, weil es ihn in den Stand setzte andern zu dienen.

Sobald er ein Schif aus Frankreich ankommen sahe, gieng er an das Ufer, um die Passagiers ans Land treten zu sehen, und nahm diese gemeiniglich mit in sein Haus. Eines Tages sahe er verschiedene junge Leute, die sich einbildeten, ihr Glück würde bey ihrer Ankunft schon gemacht seyn, ans Land treten. Sie verließen sich so sehr auf ihre Empfehlungsschreiben, daß sie auf den Colonisten wenig achteten, der sie freundlich anredete. Dieser wünschte ihnen vieles Glück, und ließ sie gehen. Einige Zeit darauf fand er sie sehr traurig und unzufrieden über die Aufnahme, die sie gefunden hatten und redete sie an: Meine Herren, Sie sind mir nicht empfohlen, Sie haben auch auf meinen Beystand nicht gerechnet, aber ich bin ein Mensch, und Sie haben Hülfe nöthig. Kommen Sie in mein Haus. Sie sollen da Tisch und Wohnung finden, unterdessen wird sich vielleicht was finden das sich für Sie schickt. Sie folgten ihm in sein Haus, darin sie einen Tisch für zwanzig Personen und eben so viel schwarze Bedienten fanden. Einer von den neuen Gästen fragte, ob man sie zu einer Hochzeit gebeten, und alle erstaunten, als sie erfuhren,

ren, dieser Mann lebte gewöhnlich so. Der Herr vom Hause behielt sie auf diese Art einige Zeit bey sich, und durch seinen Raht und Bemühungen erhielten sie bald vortheilhafte Etablissements.

Sie werden leicht denken, mein Herr, daß ein Herr, der ein so gutes Herz hatte, von allen seinen Sclaven wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Dieser Mann war von dem barbarischen Geize vieler Colonisten sehr entfernt, die ihre unglücklichen Sclaven zu so erschrecklichen Arbeiten zwingen, daß sie sich weigern Weiber zu nehmen, um nicht, wie sie sagen, solchen Herren Sclaven zu zeugen, die derselben, wenn sie alt und schwach werden, unbarmherziger begegnen, als ihren Pferden und Hunden.

Was die Bewohner der Französischen Inseln in Amerika betrift, so kann ich versichern, daß sie gegen Fremde sehr freygebig sind. Man kann so gar in dem Innern dieser Länder reisen ohne einen Pfennig zu verzehren, wer nur ein anständiges Wesen und eine gute Mine hat, wird von einer Colonie zur andern sehr wohl aufgenommen.

Den Adel, welchen man in Frankreich den Creolen beylegt, verdienen diese durch ihre edle Denkungsart, und sie thun sich sowol im Kriege, als auch in den Künsten sehr hervor.

Die Menschen sind an allen Orten der Erde einerley und gleich fähig zum Guten und zum

Bösen.

Bösen. Die Erziehung bessert ihre Fehler, aber sie giebt ihnen keine Tugenden. Eben der Schöpfer, der den sittlichen Menschen gemacht hat, hat auch den wilden erschaffen, und ihnen gleiche Fähigkeiten gegeben. Dieses, mein Herr! sollen Ihnen meine künftigen Briefe noch weiter zeigen, und wenn sie sich nicht durch die Schönheit der Schreibart empfehlen, so werde ich mich doch bemühen, sie durch die besondern Vorfälle, die ich Ihnen erzählen werde, für Sie unterhaltend zu machen. Ich verharre, mein Herr ꝛc. Vom Cap Francois den 15 Febr. 1751.

II. Brief.

An eben denselben.

Der Autor geht von Cap Francois ab nach Louisiana. Kurze Beschreibung des Hafens der Havane, des berühmten Meerbusens von Mexico und der Stadt Neu Orleans.

Vom Cap Francois schiften wir nach dem Orte unsrer Bestimmung den 8ten März ab, und den 15ten hatten wir die Insel Cuba im Gesichte, welche die temperirteste unter den Antillen ist. Die Havane ist wegen ihrer vortheilhaften Lage, und der Bequemlichkeit

keit ihres Hafens, welcher mehr als tausend Schiffe fassen kann, das Magazin der Reichthümer Indiens. Der Hafen wird durch drey Forts bedeckt, und ist der gewöhnliche Sammelplatz der Spanischen Flotten, wenn sie nach Europa zurück gehen. Cuba ist zweyhundert Meilen lang und 25 bis 30 breit; bis ins sechzehnte Jahr nach ihrer Entdeckung war man ungewiß, ob sie eine Insel oder festes Land sey: sie liegt in dem Wendezirkel des Krebses unter dem 23ten Grade 30 Minuten Norder Breite. In der Mitte der Insel finden sich sehr nahe bey einander eine Menge kleiner Inseln, die sich gegen Süden erstrecken, und der Garten der Königinn genannt werden.

Um die Tag und Nacht Gleiche standen wir, zwischen dem Cap Catoche und dem Cap. S. Antoine, ein hartes Ungewitter aus. Dieses letzte, um welches wir den 23ten herum fuhren, ist die Westliche Spitze der Insel Cuba. Weil ich niemals lange Reisen zu Wasser gethan hatte, so wurde ich sehr von der Seekrankheit inkommodirt, aber die Begierde, welche ich hatte meinem Vaterlande zu dienen, machten mir alle Beschwerlichkeiten meiner Reise leicht. Endlich änderte sich der Wind, und das Meer wurde ruhig und nach wenig Tagen segelten wir in den berühmten Mexicanischen Meerbusen, darinn wir eine ungeheure große Menge fließendes Holz fanden, welches aus Louisiana auf dem Mißißippi herunter kommt;

man siehet es weiter als zweyhundert Meilen in die Breite, und es diente uns, bey einem sehr großen Nebel, zum Wegweiser, die Mündung des Flusses zu finden, welches gegen den Felsen und der Niedrigkeit seiner Ufer sehr schwer ist.

Die ersten Tage des Aprils bekamen wir das Frot Balise, welches an der Mündung des Mißißippi liegt, zu Gesichte.

Der Herr le Moine von Iberville (1) ein Canadischer Edelmann, entdeckte im Jahr 1698 diese Mündung, die de la Salle 1684 nicht hatte finden können. Unser Schiff blieb hier mit dem Hintertheil fest sitzen; wir löseten ein Stück, um einen Piloten herbey zu ziehen, und zugleich ließ unser Schiffs-Capitain das Geschütz und die 200 Mann Landtruppen, die wir zum Dienste der Colonie in Louisiana am Boord hatten, ausschiffen. Dieses erleichterte das Schiff, so daß es wieder flott wurde.

Wir trafen den 4ten April, 18 Officiers, bey dem Fort Balise, (2) darinn damals M. de

(1) M. von Iberville Gouverneur von Louisiana, brachte die erste Colonie im Jahr 1699 dahin. Nach seinem Tode blieb dieses Land lange ohne Gouverneur. De la Motte Cadillac war der zweyte, und de Bienville, ein jüngerer Bruder des erstern, der dritte.

(2) Von diesem Fort bis nach Neuorleans rechnet man, wegen der vielen Krümmen, die der Fluß in die Seegegend hat, 30 Meilen.

de Santilly kommandirte, ans Land. Dieser Officier bewirthete uns die Zeit über, die wir uns bey ihm aufhielten, aufs beste. Das Fort ist freystehend und um und um mit Morästen umgeben, die voll Schlangen und Krokodillen sind.

Der Marquis von Vaudreuil, der von unserer Ankunft war benachrichtiget worden, hatte uns verschiedene kleine Fahrzeuge entgegen geschickt. Sie brachten uns Erfrischungen; wir vertheilten unsere Soldaten darauf und kamen mit Rudern und Segeln den ersten Ostertag nach Neuorleans. Der Marquis von Vaudreuil soll durch 24 Compagnien Seetruppen verstärkt werden. Diese Truppen werden auf Kauffardeyschiffen, die auf Rechnung des Königs gemacht werden, nach Louisiana transportirt; sie bringen auch Weibsbilder mit, die man in Frankreich angeworben hat, um diese Länder zu bevölkern. Man giebt den Soldaten, die arbeitsam sind und Lust haben sich zu verheyrahten, den Abschied. Der König giebt ihnen eine gewisse Anzahl Morgen Landes zum Anbauen, erhält sie drey Jahre, giebt ihnen eine Flinte und monatlich ein halb Pfund Pulver und 2 Pfund Bley, eine Axt, eine Hacke und so viel Getraide ihre Felder damit zu besäen, nebst einer Kuh, einem Kalbe, einigen Hünern und einem Hane.

Der Marquis von Vaudreuil hat die 24 neuen Compagnien in der Colonie, und zwar ohne Ansehen der Person, vertheilt, damit ein

jeder sowol an dem guten als bösen seinen Antheil habe: Was der Posten in Neu-Frankreich betrift, der 500 Meilen von Neuorleans entfernt ist, so haben die Compagnien darum gelooset, und er ist den zugefallen, bey der ich stehe. Ich habe die Ehre unter der Anzahl der Officiers zu seyn die M. Rovillé, Minister des Seewesens, dem Marquis de Vaudreuil empfohlen hat, und ich empfinde die Rücksicht, die eine solche Empfehlung verdienet. Ich versichere, daß mir der Tisch dieses Generals, so wol als allen neu angekommenen Officiers, die noch nicht Zeit gehabt haben sich einzurichten, bey dieser Gelegenheit, eine große Hülfe ist. Die Menge ist so groß, daß man bey ihm nur sehr kurz bedient wird, aber der Gouverneur begegnet seinen Gästen mit so vieler Artigkeit und Höflichkeit, daß er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiers, die ihn mit Recht den Vater der Colonie nennen, erwirbt. Herr von Rouvilliere, Intendant, trägt durch die Einrichtung einer guten Policey auch das seinige bey, uns den Aufenthalt in diesem Lande angenehm zu machen.

Wir hoffen den 20ten August nach unserm Posten abzugehen. M. de Macarty ist vom Hofe zu unserm Commandanten ernannt. Die verschiedenen Länder, durch die ich auf dieser langen Tour reisen muß, werden mir Stoff geben Ihnen eine genaue Beschreibung des schö-

nen

nen Flusses Mißißippi und der Völker, die an seinen Ufern wohnen, mitzutheilen.

Jetzo will ich Ihnen eine kurze Beschreibung von Louisiana machen, denn da Sie die Charten, die man davon geliefert hat, kennen, und die Nachrichten, welche davon erschienen, gelesen haben, so werde ich nicht nöthig haben, hier weitläuftig zu seyn. Ich will nur anmerken, daß Neuorleans jetzo größer und stärker bewohnt ist, als vor diesem. Die Straßen sind nach der Schnur gebauet, und die Einwohner werden in vier Classen getheilt, nemlich Europäer, Amerikaner, Afrikaner oder Negern, und Metifs. Die Metifs sind solche, welche von einem Europäer mit einer Eingebohrnen des Landes, die wir Wilde nennen, gezeugt werden. Man nennet die Creolen, welche einen Franzosen und eine Französinn, oder eine andere Europäerinn, zu Eltern haben. Die Creolen sind durchgängig tapfer, groß und schön, und haben viel Fähigkeit zu den Künsten und Wissenschaften. Weil es aber in diesem Lande an geschickten Lehrmeistern fehlt, so schicken reiche Leute ihre Kinder meistentheils nach Frankreich, als der ersten Schule in der Welt, und lassen sie da erziehen.

Das schöne Geschlecht, welches keine andere Kunst nöthig hat, als die zu gefallen, wird hier zu Lande mit diesem Vorzuge gebohren, und hat nicht nöthig diese betrügerische Kunst in Europa zu lernen.

Neuorleans und Mobile sind die einzigen Städte in diesem Lande, darinn man gut Französisch redet. Die Negers werden aus Afrika hierher gebracht, und man braucht sie die Felder zu bestellen, die hier sehr vorzüglich gut sind, Indigo, Tobak, Reis, Indianisches Korn, und Zuckerrohr, davon man Plantagen angelegt hat, die sehr gut fortkommen, zu bauen. Das Land ist voll von Kaufleuten, Künstlern und Fremden, und der Aufenthalt allhier ist wegen der gesunden Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Lage, bezaubernd schön. Die Stadt liegt an den Ufern des Mißißippi, eines der größten Flüsse in der Welt, der mehr als 800 Meilen durch bekannte Länder fließt. Sein wohlschmeckendes und klares Wasser fließt 40 Meilen zwischen den angenehmsten Plantagen durch, die dem Auge einen unvergleichlichen Anblick verschaffen, und wo man sich alle Arten des Vergnügens, vornemlich der Jagd und des Fischens machen kann.

Die Capuciner waren die ersten Mönche, welche im Jahr 1723 als Mißionairs nach Neuorleans kamen. Ihr Superior ist Prediger des Kirchspiels. Diese guten Geistlichen bekümmern sich nur um Sachen, die den geistlichen Stand angehen.

Die Jesuiten haben sich zwey Jahre später in Louisiana fest gesetzt. Diese feinen Politiker haben die beste Plantage im Lande ausgekund-

kundschaftet, und sie durch ihre Ränke an sich gebracht.

Die Urselinerinnen wurden um eben diese Zeit dahin geschickt. Diese frommen Nonnen, deren Eifer sehr zu loben ist, beschäftigen sich mit der Erziehung junger Frauenzimmer von Stande. Sie nehmen auch verwaiste Mädchens in ihr Kloster auf und der König bezahlt ihnen für jede jährlich 50 Thaler. Diesen Nonnen ist auch die Sorge für das militairische Hospital aufgetragen.

Ich bin erst so kurze Zeit in diesem Lande, daß ich noch nicht im Stande bin Ihnen Nachricht von den Gewohnheiten der Völker zu geben, die an dem Flusse wohnen; ich will aber doch versuchen, Ihnen den Character und das Genie der Chitimachas, eines Volkes, welches an einem Arme dieses Flusses gegen Abend von Neuorleans gewohnt hat, durch eine Anecdote aus der Geschichte bekannt zu machen, und ich zweifle nicht, daß sie für Sie interessent seyn wird, ob dieses Volk schon nunmehro gänzlich ausgerottet ist.

Im Jahr 1720 hatte sich ein Mensch von dieser Nation an einem verborgenen Orte auf dem Ufer des Mißißippi versteckt, und daselbst den Abt von St. Come, der Mißionair der Colonie war, ermordet. M. de Bienville hielt sich deswegen an die ganze Nation, und ließ sie, um seine Truppen zu schonen, durch verschiedene Völker, die mit uns alliirt waren, bekriegen.

Die Wilden zogen den kürzern und der Verlust ihrer besten Krieger nöthigte sie um Friede zu bitten. Der Gouverneur stand ihnen diesen mit der Bedingung zu, daß sie ihm den Kopf des Mörders überliefern sollten. Diese Bedingung erfüllten sie, und schickten darauf dem Gouverneur die Friedens (1) Pfeife. Was ich von der Ceremonie dieser feyerlichen Gesandtschaft gehört habe, ist kürzlich dieses.

Als sie in Neuorleans einzogen, so sangen sie den Friedensgesang, schlugen mit ihrem Friedensrohre in die Luft, und giengen nach dem Tacte, um ihre Gesandtschaft zu bezeichnen; bey solchen Gelegenheiten schmücken sie sich, nach ihrer Art, aufs prächtigste.

Das Oberhaupt dieser Gesandtschaft redete den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich „bin sehr erfreuet, daß ich vor dir stehe: Es ist

(1) Dis ist eine lange Tobakspfeife von rothen, schwarzen, oder weißen Marmor, das Rohr ist von Schilf gemacht und drittehalb bis drey Fuß lang; die Wilden schicken diese Pfeife an die Völker, mit denen sie Bündnisse schließen oder verneuern wollen. Sie ist mit weißen Adlersfedern geschmückt, und bey ihnen ein Zeichen des Friedens und der Freundschaft: man kann damit ohne Furcht aller Orten hingehen, weil unter diesen Völkern nichts heiliger ist, als dieses Rohr.

„ist schon lange Zeit, daß du gegen unsere Na-
„tion zürnest; wir haben uns nach dem erkun-
„digt, was dein Herz sagt, und wir erfahren
„mit Freuden, daß es uns fröliche Tage ver-
„spricht.„

Hierauf setzen sie sich auf die Erde und stützten ihr Gesicht auf die Hände, der Sprecher vermuthlich um sich zu erholen und Othem zu schöpfen, ehe er seine Rede anfienge, und die andern, um still zu schweigen. Während dieses Stillschweigens wurden die Umstehenden erinnert nicht zu reden, noch unter der Rede zu lachen, weil sie dies für einen Schimpf aufnehmen würden.

Einige Minuten hernach stand der Sprecher mit zwey andern auf: einer von diesen füllte die Pfeife mit Tobak, der andere holte Feuer, und der erste zündete die Pfeife an. Der Sprecher rauchte zuerst, wischte hernach die Pfeife ab, und gab sie dem Herrn von Bienville, um ein gleiches zu thun. Der Gouverneur nahm die Pfeife an, und rauchte, wie auch alle Officiers, die bey ihm waren, einer nach dem andern nach ihrem Range. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, so nahm der alte Redner die Pfeife wieder, und übergab sie dem Gouverneur, daß er sie behalten mögte. Nun blieb der Sprecher allein stehen, die übrigen Gesandten setzten sich um das Geschenk, welches sie für den Gouverneur mitgebracht hatten. Dieses bestand aus Hirsch-

Häuten und andern Pelzwerke, welches alles, zum Zeichen des Friedens, weiß war.

Der Sprecher oder Canzler trug einen Rock aus zusammen geneheten Marter Fällen, welcher auf seiner rechten Schulter befestigt, und unter seinem linken Arm her gieng. In diesen Rock wickelte er sich ein und fieng seine Rede an den Gouverneur mit einer majestätischen Mine folgender maßen an: „Mein Herz lachet für „Freuden, da ich vor Dir stehe; wir haben alle „das Wort des Friedens, welches Du uns ver„kündigen lassen, gehöret. Das Herz unserer „ganzen Nation zittert darüber für Freuden; die „Weiber haben in diesem Augenblicke alles ver„gessen, was vergangen ist, und haben getanzt, „unsre Kinder haben gesprungen wir junge „Böcke. Dein Wort soll nie vergessen wer„den, unsre Herzen und unsre Ohren sind voll „davon und unsre Nachkommen sollen es so „lange aufbewahren, als das alte Wort (1) „währet. Weil der Krieg uns arm gemacht „hat, so haben wir müssen eine allgemeine „Jagd anstellen, um Dir Felle zum Geschen„ke zu bringen: aber wir haben uns nicht all„zuweit gewagt, aus Furcht, die andern „Völker mögten Dein Wort noch nicht gehört „haben; ja wir sind mit Zittern unsern Weg „gereiset, bis wir dein Angesicht gesehen haben.

„Wie

(1) So nennen die Wilden ihre Tradition

„Wie froh sind meine Augen und mein Herz
„Dich heute zu sehen. Unsre Geschenke sind
„klein, aber unsre Herzen sind groß, deinen
„Befehlen zu gehorchen; wenn du uns gebie-
„ten wirst, so wirst Du unsre Füße laufen
„und springen sehen wie die Füße der Hirsche,
„um zu thun was du willt.„

Hier hielt der Redner inne, bald darauf erhob er seine Stimme von neuem und fuhr also fort.

„O! wie schön scheinet heute die Sonne,
„gegen die Zeit, da Du auf uns zürntest. Wie
„gefährlich ist ein boshafter Mensch, du weißt,
„daß es nur einer war, der das Oberhaupt
„des Gebetes (1), dessen Tod uns unsre be-
„sten Krieger geraubt, getödtet hat. Es ist
„uns nichts übrig geblieben, als Greise, Wei-
„ber und Kinder, die ihre Hände zu dir, als
„einem gütigen Vater ausstrecken. Die Gal-
„le, welche vormals dein Herz erfüllete, hat
„dem Honig Platz gemacht. Der große Geist
„ist nicht mehr gegen unsre Nation erzürnet.
„Du hast den Kopf des boshaften Mörders
„verlangt: um Frieden zu erlangen haben wir
„ihn dir geschickt.„

„Vor diesem war die Sonne roth: die We-
„ge voller Dornen und Disteln: die Wolken
„schwarz

(1) So nennnen die Wilden unsre Mißionairs.

„schwarz und das Wasser trübe und von un-
„serm Blute gefärbet. Unsre Weiber bewein-
„ten ohne Unterlaß den Verlust ihrer Ver-
„wandten, und unterstanden sich nicht Holz
„zu holen, um unsre Speisen zu kochen; un-
„sre Kinder schrien vor Furcht; bey dem ge-
„ringsten Geschrey der Nachtvögel waren alle
„unsre Krieger auf den Beinen, und sie schlie-
„fen nicht als mit den Waffen in der Hand.
„Unsre Hütten waren verlassen und unsre Fel-
„der lagen ungebauet: wir waren verhungert
„und unsre Gesichter hager; das Wildpret
„floh weit von uns, die Schlangen zischten
„für Zorn und verlängerten ihre Pfeile, und
„die traurigen Gesänge der Vögel, die um
„unsre Hütten saßen, schienen uns nur Todten-
„Gesänge zu seyn.„

„Heute ist die Sonne glänzend, der Himmel
„klar, die Wolken sind zerstreuet, und die
„Wege mit Blumen bedeckt. Wir werden
„unsre Gärten und unsre Felder bauen, und
„die Erstlinge davon dem großen Geiste zum
„Opfer bringen. Das Wasser ist so klar, daß
„wir darinn unser Bildniß sehen; die Schlan-
„ge fliehen, oder haben sich vielmehr in Aale
„verwandelt. Die Vögel reizen uns durch die
„sanfte Harmonie ihrer Gesänge: unsre Wei-
„ber und Töchter tanzen für Freuden und ver-
„gessen Essen und Trinken. Das Herz unsers gan-
„zen Volkes lachet, da es siehet, daß wir mit
„dir und den Franzosen auf einem Wege wan-

„deln:

„deln; uns wird künftig mit euch keine Son„ne scheinen, und unsre Herzen werden nur „eins seyn, wer die Franzosen tödtet, den „wollen wir wieder tödten; unsre Krieger sol„len für sie jagen, und wir wollen mit einan„der essen, wird dieses nicht gut seyn? was „sagest du dazu, mein Vater?„ Auf diese Rede, die mit einem zuversichtlichen Tone und mit aller Anständigkeit, ja ich kann wol sagen, mit Majestät, gehalten worden, antwortete Herr Bienville mit wenig Worten und zwar in der Sprache des Landes, die er sehr geläufig redete; er sagte ihnen: er freuete sich, daß ihre Nation wieder zu sich selbst gekommen wäre: er ließ ihnen zu Essen vorsetzen, gab dem Sprecher zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und schickte sie sehr vergnügt zurück. Seit dieser Zeit sind sie den Franzosen unverletzlich zugethan gewesen: dieses Volk versorgt Neuorleans mit Wildpret.

Mein nächster Brief soll, wie ich hoffe, unterhaltender seyn. Bis jetzt hoffe ich meine Absicht erfüllt zu haben, indem ich sie versichere, daß ich bin, Mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 1 Julius 1751.

III. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Religions-Gebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verschwörung der Natches wider die Franzosen.

Mein Herr!

Ich befinde mich nunmehro in demjenigen Lande, darinn vormals das edle Volk der Natches wohnte, davon die Zeitungen so viel geschrieben haben; man versichert, diese furchtbare Nation habe, wegen der Größe ihres Landes, den übrigen Gesetze vorgeschrieben. Sie wohnten vom Flusse Menchak, der 50 Meilen vom Meere entfernt ist, bis an den Hoyo, der in einer Entfernung von etwa 460 Meilen davon fließt.

Wir giengen den 20ten Aug. von Neuorleans nach Neu-Frankreich, mit den vier Compagnien, die dahin bestimmt waren, auf sechs Fahrzeugen ab. Diese Truppen stehen unter den Befehlen des Herrn Macarty. Man muß auf dieser Reise den Fluß Mißißippi heraufahren, und kann hier nichts gebrauchen als die Ruder, weil der Fluß viele Bugten hat und zwischen hohen Wäldern, darinn die Bäume so alt wie die Welt zu seyn scheinen, fließt.

Wenn

Wenn man diese Reise zu Wasser thut, so trift man gleich Anfangs zwey von Deutschen bewohnte Dörfer an. Sie sind die Ueberbleibsel eines Etablissements, welches Herr Law im Jahr 1720, mit Erlaubniß des Königs, hier angelegt hatte. Diese Colonie bestand aus Deutschen und Franzosen, die aus Provence gebürtig waren, an der Zahl 1500 Köpfe. Ihr Terrein wurde ihnen bey einer wilden Nation, die Akancas heißt, angewiesen. Es war vier Meilen ins Gevierte groß, und erhielt den Titel eines Herzogthums. Man hatte Equipage für eine Compagnie Dragoner, und für mehr als eine Million Kaufmanns-Waaren, dahin transportirt; als aber Law fiel, so bemächtigte sich die Indianische Compagnie, welche damals Louisiana in Besitz hatte, aller dieser Effecten und Waaren.

Die Colonie nennete sich hierauf, und die Deutschen baueten sich zehn Meile über Neu-Orleans an. Diß Volk ist sehr fleißig, und man siehet sie als die Versorger der Hauptstadt an. Diese beyden Dörfer werden von einem Hauptmann (1), der ein Schwede von Geburt ist, commandirt.

Zwey

(1) Sein Name ist Herr von Arensburg: er war unter Carl XII. mit in der Schlacht bey Pultawa. Dieser alte Officier ist das Haupt einer zahlreichen Familie, die in dieser Colonie sehr gut etablirt ist.

Zwey Meilen weiter herauf findet man die Collapissas, ein Volk, welches sich durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen berühmt gemacht hat. Ihre Anzahl ist jetzo so geringe, und ihr wahrer Name ist Aquelon pissas, das heißt Menschen, welche denken und sehen.

Hernach kommt man zu den Oumas, die die Sonne anbeten. Beynahe alle Völker in Amerika glauben, das höchste Wesen wohne in der Sonne, und wolle, daß man es in diesem alles belebenden Gestirne, als den Urheber der Natur, verehren solle. Diesem Wunderwerke, sagen sie, ist hier auf Erden nichts zu vergleichen, und indem es die ganze Welt erleuchtet, so breitet es Freude und Ueberfluß darüber aus. Nach diesen Grundsätzen verehren sie die Sonne, als das sichtbare Bild der Größe und der Güte des Gottes, der die Menschen würdigt sich ihnen bekannt zu machen, indem er seine Wohlthaten über sie ausschüttet.

Funfzehn Meilen weiter herauf kommt man an eine Spitze. Dieser Posten ist von Neuorleans 40 Meilen entfernt. Der Boden ist hier sehr fruchtbar und mit schönen Bäumen besetzt, und es wohnen hier viele Franzosen die Tobak, Reis, Baumwolle und Mahis bauen. Diese Colonie hat auch den Handel mit Bauholze, welches sie auf Flüssen nach Neuorleans herunter führen.

Auf dem linken Ufer des Flusses, ein wenig weiter herauf, liegt das Dorf der Tonikas, einer Nation, die jederzeit den Franzosen sehr ergeben gewesen ist. Ihre Oberhäupter sind immer mit uns in den Krieg gezogen. Der letzte, der sehr tapfer war, wurde in einer Unternehmung gegen die Natches sehr gefährlich verwundet. Auf die Nachricht, welche der König davon erhielt, beehrten ihn Seine Majestät mit dem Patente eines Obersten unter den rothen Leuten (1) und mit einem blauen Bande, daran eine silberne Medaille hieng, worauf die Stadt Paris geprägt war: er bekam noch überdas ein spanisch Rohr mit einem goldenen Knopfe.

Nach der Ermordung der Franzosen durch die Natches, davon ich Ihnen am gehörigen Orte Nachricht geben werde, stellte sich eine Partie dieser Nation, als ob sie Friede mit dem Oberhaupte der Tonikas machen wollten: dieser gab dem Gouverneur der Franzosen, dem er sehr ergeben war, Nachricht davon. Die Natches aber kamen der Antwort zuvor und erwordeten, weil sie sich vor unserer Macht und unsern Rathschägen fürchteten, die Tonikas, indem sie bey ihrem Oberhaupte den Anfang machten. Wir werden immer, so wol wie diese guten Wdilen, die großen Eigenschaf-

(1) So nennen sich die Amerikaner, um sich von andern Nationen zu unterscheiden.

ten dieses Anführers, die einem gesitteten Manne Ehre machen würden, bedauren.

Nach einer Schiffart von 80 Meilen von der Hauptstadt, kommt man an den Posten der Natches. Vor zwanzig Jahren war dis ein sehr beträchtliches Etablissement, aber jetzo bedeutet es sehr wenig.

Das Fort liegt auf einer Höhe und bestreichet den Fluß, von dem es nur einen Canonenschuß entfernt ist. Das Terrein, welches hier immer höher wird, würde eines der fruchtbarsten im Lande seyn, wenn es gebauet würde; Tobak, Baumwolle und Mahis kommen hier sehr gut fort.

Ich habe mich einige Zeit auf diesem Posten, darauf der Ritter d'Orgon, ein natürlicher Sohn des Prinzen Lambese, aus dem Hause Lothringen, kommandirt, aufgehalten.

Die Natches, welche vormals hier wohnten, waren ein beträchtliches Volk. Sie bewohnten verschiedene Dörfer, davon jedes sein eigen Oberhaupt hatte, die aber alle unter einem großen Oberhaupte standen, der der Chef der ganzen Nation war. Alle diese Fürsten führten den Namen der Sonne: ihrer waren 500, die alle mit der großen Sonne ihrem Oberhaupte verbunden waren. Dieser trug auf der Brust das Bild dieses Gestirnes, von dem er seine Abkunft herleitete, und welches von ihnen unter dem Namen Ovachil, oder das sehr große, oder oberste Feuer angebetet wurde.

Die

Die Art, wie die Natches die Sonne verehrten, hatte etwas sehr feyerliches an sich. Ihr Hoherpriester gieng vor Aufgang der Sonnen, unter Begleitung des Volkes, mit einem ernsthaften Schritte mit der Friedenspfeife in der Hand: er rauchte ihr zu Ehren und blies, bey ihrem Aufgange, ihr den Tobaksrauch entgegen. So bald die Sonne aufgieng, heulten ihr der Priester und das Volk entgegen, und betrachteten sie mit aufgehobenen Händen. Hernach fielen sie zur Erde. Die Weiber brachten ihre Kinder und hielten sie ihr in einer sehr ehrerbietigen Stellung entgegen.

Zur Zeit der Erndte, die in diesem Lande in den Julius fällt, feyerten die Natches ein sehr hohes Fest. Sie fiengen es damit an, daß sie sich das Gesicht schwarz machten: nach drey Uhren des Nachmittags aßen sie erst, nachdem sie sich vorher gebadet hatten: der älteste aus dem Volke brachte hierauf dem Gotte die Erstlinge ihrer Erndte, und ihrer Früchte zum Opfer.

Sie hatten einen Tempel, darin sie ein ewiges Feuer unterhielten; die Priester bewachten es sehr sorgfältig, und es wurde nur durch das Holz von einem einzigen Baume nnterhalten. Wenn es zum Unglück erlosch, so war die Nation sehr erschrocken, und die Priester, die es verabsäumet, wurden mit dem Tode bestraft. Es war dieses aber ein sehr seltener Vorfall. Die es bewachten, konnten es sehr leicht wieder

anzünden, indem sie sich, unter dem Vorwande ihre Pfeifen anzuzünden, nur gemeines Feuer durften bringen lassen: denn es war ihnen verboten sich hierzu des heiligen Feuers zu bedienen.

Wenn ihr Oberhaupt starb, so musten demselben alle seine Weiber und viele seiner Unterthanen im Tode folgen. Die kleinen Sonnen beobachteten eben diese Gewohnheit. Ihr Gesetz verdammete auch alle Natches zum Tode, die eine Frau vom Geblüte der Sonnen geheyrathet hatten, wenn diese starb. Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit die Geschichte eines Wilden erzählen, der nicht Lust hatte sich diesem Gesetze zu unterwerfen: Sein Name war Etteacteal, er hatte eine Frau aus dem Geblüte der Sonnen geheyrathet: aber diese Ehre hätte beynahe für ihn sehr traurige Folgen gehabt. Diesem wurde seine Frau krank: so bald er sahe, daß sie sich dem Tode nahete, nahm er die Flucht, und flohe auf einer Pirogue nach Neuorleans. Hier gab er sich unter dem Schutz des Gouverneurs Herrn von Bienville, und erbot sich sein Jäger zu seyn. Dieser nahm ihn in seine Dienste, und intereßirte sich für ihn bey den Natches, die sich erklärten: er habe nun nichts mehr zu befürchten, weil die Ceremonie vorbey wäre, und weil er nicht dabey zugegen gewesen, so sey er nunmehro frey.

Etteacteal wurde hierdurch sicher gemacht und unterstand sich wieder in sein Vaterland zu kom-

kommen, doch ohne beständig darinn zu wohnen. Er that verschiedene Reisen dahin, und es trug sich zu, daß er sich eben darin befand, als einer von den Sonnen, mit Namen die gereizte Schlange, ein Bruder der großen Sonne, starb. Dieser war ein Verwandter von der Frau des Etteacteal, und man entschloß sich, ihn bey dieser Gelegenheit seine Schuld bezahlen zu lassen. Herr von Bienville war nach Frankreich zurück berufen, und das Oberhaupt der Natches glaubte, die Abwesenheit dieses Patrons des Etteacteal habe seine Schutzbriefe ungültig gemacht, und ließ ihn fest setzen. Als sich dieser in der Cabane des großen Oberhauptes, mit den übrigen, die man der gereizten Schlange opfern wollte, eingeschlossen sahe, so überließ er sich dem äussersten Schmerze. Die Favoritin des Verstorbenen, welche auch sollte geopfert werden, sahe die Zubereitungen zum Tode mit einem standhaften Auge an, und schien ungeduldig zu seyn, sich mit ihrem Gemahl wieder zu vereinigen. Als diese die Seufzer das Etteacteal hörte, sagte sie zu ihm: „bist du nicht ein Krieger? ja, antwortete er, ich bin es, und doch weinest du? Das Leben ist dir lieb! Weil dieses ist, so ist es nicht gut, daß du mit uns gehest: gehe hin und lebe mit den Weibern.„ Etteacteal antwortete: „Gewiß das Leben ist mir lieb, und es wäre gut, daß ich noch einige Zeit auf dieser Erde herum gienge, bis zum Tode der großen Son-

ne, und alsdenn mit diesem stürbe. Gehe, sage ich dir, erwiederte die Favoritin, es ist nicht gut, daß du mit uns gehest, und dein Herz hinter dir auf der Erde bleibe: noch einmal entferne dich von hier, daß ich dich nicht mehr sehe.„

Etteacteal ließ sich dieses nicht noch einmal sagen: er verschwand, wie der Blitz, und drey alte Frauen, davon zwey mit ihm verwandt waren, erboten sich seine Schuld zu bezahlen: ihr Alter und ihre Schwachheiten hatten ihnen das Leben zuwider gemacht, und alle drey konnten schon seit verschiedenen Jahren nicht mehr gehen. Die beyden Basen des Etteacteal waren nicht mehr greiß als eine Frau von 55 Jahren in Frankreich. Die dritte Alte, welche 120 Jahre alt war, hatte weiße Haare, welches bey den Wilden etwas seltnes ist, und keine von allen dreyen hatte sehr viel Runzeln. Am Abend des Leichengepränges wurden sie hingerichtet, die eine vor der Thüre der Wohnung der gereizten Schlange, und die beyden andern auf dem Platze von ihrem Tempel (1).

Die

(1) Man ziehet ihnen ein Strick um den Hals mit einer Schleiffe, und acht Männer von ihrer Verwandschaft erdrosseln sie, indem 4 an dem einen und 4 an dem andern Ende des Strickes ziehen; es wären ihrer nicht so viel dazu nöthig, weil aber diese Verrichtung adelt, so geben sich immer mehr dazu an, als nöthig sind. Die ganze Sache ist in einer Minute abgethan.

Die Edelmüthigkeit dieser Weiber rettete dem Krieger Etteacteal das Leben, und erwarb ihm seine Ehre wieder, die er durch die Furcht vor dem Tode befleckt hatte. Nach dieser Zeit lebte er ruhig, machte sich seine Einsichten und Kenntnisse, die er sich bey den Franzosen erworben hatte, zu nutze, und gab sich für einen Zauberer aus, um seine Landsleute zu betrügen.

Den Tag nach dieser Execution geschahe die Leichenbestattung: als die Stunde dazu gekommen war, erschien der Ceremonien-Meister, mit den Zierrathen, die seiner Würde zukommen, an der Thüre der Cabane. Die Opfer, welche den Prinzen in das Land der Geister begleiten sollten, giengen heraus: sie bestanden aus der liebsten Gemahlinn des Verstorbenen seiner andern Frau, seinem Canzler, seinem Leibarzte, seinem Gelobten, das ist seinem ersten Kammerdiener, und einigen gutwilligen alten Weibern.

Die Favoritin gieng zu der großen Sonne, wo verschiedene Franzosen versammlet waren, um von ihnen Abschied zu nehmen; sie befahl, daß man ihr ihre Kinder von beyderley Geschlechte herbringen mögte, diese redete sie folgendermaßen an:

„Dis ist der Tag, meine Kinder, an dem „ich mich euren Armen entreissen muß, um eu„ren Vater zu folgen, der mich im Lande der „Geister erwartet. Ich würde meine Pflicht „und meine Liebe verletzen, wenn ich mich durch „eure Thränen wollte überreden lassen. Ich

„habe genug an euch gethan, da ich euch unter „meinem Herzen getragen, und an meinen „Brüsten gesäugt habe. Dürfet ihr weinen, „da ihr von meinem Blute herstammt, und „mit meiner Milch genährt seyd? Freuet euch, „daß ihr Sonnen und Krieger seyd; ihr seyd „der ganzen Nation Beyspiele der Standhaf„tigkeit und Tapferkeit schuldig; gehet hin, „meine Kinder! ich habe vor alle eure Bedürf„nisse gesorgt, indem ich euch Freunde ge„macht habe. Meine und eures Vaters „Freunde sind auch die eurigen. Dis sind „die Franzosen; sie haben zärtliche und edel„müthige Herzen, suchet euch ihrer Achtung „würdig zu machen, indem ihr nicht aus der „Art schlaget, handelt mit ihnen ohne List, „und suchet ihren Schutz niemals durch Nie„derträchtigkeit.

„Und Ihnen, meine Herren, fügte sie hin„zu, indem sie sich gegen die Französischen „Officiers wendete, Ihnen empfehle ich mei„ne Kinder, die ich als Waisen hinterlasse. „Sie allein sollen Vaterstelle bey ihnen vertre„ten: Sie sollen sie beschützen.„

Hierauf stand sie auf, und gieng mit ihrer Begleitung in die Cabane ihres verstorbenen Mannes zurück, mit einer Standhaftigkeit, darüber jedermann erstaunte.

Zur Zahl dieser Schlachtopfer gesellete sich auch noch eine vornehme Frau, die durch die Freundschaft, welche sie gegen die **gereitzte Schlange** hegte, bewogen wurde, diesem Prinzen in die andre Welt zu folgen. Die Europäer nannten sie wegen ihres majestätischen Ganges und ihrer edlen Mine **die Berühmte**, und weil sie nur mit vornehmen Franzosen umgieng, so wurde sie von diesen sehr bedauert. Sie besaß einige Arzeneyen, durch die sie vielen von unsern Kranken das Leben gerettet hatte. Dieser traurige Anblick erfüllte alle von unserer Nation, die zugegen waren, mit Betrübniß. Als dieses die Favoritin des Verstorbenen sahe, kam sie mit einem lachenden Gesichte zu ihnen und sagte: „Ich sterbe ohne Furcht, und der Schmerz „vergiftet die letzten Augenblicke meines Lebens „nicht; ich empfehle Ihnen meine Kinder. „Wenn Sie sie sehen, edle Franzosen, so er„innern Sie sich, daß Sie ihren Vater geliebt „haben, und daß dieser bis an seinen Tod ein „aufrichtiger Freund von Ihrer Nation war, „welche er mehr als sich selbst liebte. Es hat „dem HErrn des Lebens gefallen, ihn abzu„rufen, und in wenig Augenblicken werde ich „bey ihm seyn; ich werde ihm sagen, daß ih„re Herzen, bey dem Anblicke seines todten Kör„pers, gerührt waren. Betrüben Sie sich „nicht, wir werden im Lande der Geister län-

„ger gute Freunde seyn als wir es hier gewe-
„sen sind, denn darin stirbt man nicht (1).

Diese traurigen Worte lockten allen Franzosen die Thränen in die Augen. Sie hatten aber genug zu thun, die **große Sonne** zu verhindern, daß er sich nicht selbst tödtete, denn er war über den Tod seines Bruders, auf den er die Last der Regierung gelegt hatte, ganz untröstlich (2). Dieser Prinz wurde ganz wütend, sobald man ihm Widerstand that: er hielt seine Flinte bey der Kolbe, und sein muthmaslicher Nachfolger bey dem Schloß, und hatte das Pulver von der Pfanne verschüttet: Die Cabane war mit Sonnen, Edelleuten und Vornehmen angefüllet (3), die alle für Furcht

(1) An der zu dieser Ceremonie angesetzten Stunde ließ man die Schlachtopfer kleine Kugeln von Toback verschlucken, um sie sinnlos zu machen, und darauf wurden sie erdrosselt. Man legte sie auf den Rücken nieder, die Favoritin zur Rechten, die zweite Frau zur Linken, und die übrigen sofort nach ihrem Range.

(2) Die **gereitzte Schlange** war Generalißimus der Natches im Kriege.

(3) Diese Rangordnungen waren unter den Wilden festgesetzt. Die Sonnen, welche mit der großen Sonne verwandt waren, hatten den ersten Rang, diesen folgten die Edlen und nach diesen die Vornehmen, zuletzt kam der niedrige Pöbel, welcher sehr verachtet war. Die Weiber brachten unter diesen Völkern ihren Männern den Adel zu, wodurch dieser sehr vermehrt wurde.

Furcht zitterten: aber die Franzosen machten allen wieder Muth, indem sie alle Waffen des Fürsten verstecken ließen, und auf die Pfanne seiner Flinte Wasser gossen, dadurch sie auf einige Zeit außer Stand gesetzt wurde Schaden zu thun.

Als die Sonnen sahen, daß das Leben ihres Oberhaupts in Sicherheit war, drückten sie den Franzosen aus Dankbarkeit, doch ohne ein Wort zu sagen, die Hände: es herrschte eine allgemeine Stille, und der Schmerz und die Ehrfurcht hielten alle zurück, die zugegen waren.

Die Gemahlinn der großen Sonne war diese ganze Zeit über vor Schrecken ausser sich; man fragte sie, ob sie krank wäre, sie antwortete ganz laut: ja, ich bin es, und hernach leise: „Wenn die Franzosen von hier weggehen, so ist mein Gemahl des Todes, und „alle Natches werden ihm folgen. Bleibet „also, tapfre Franzosen, denn eure Worte haben die Stärke der Pfeile, denn wer würde „sich unterstanden haben das zu thun, was „ihr gethan habt; aber ihr seyd seine wahren „Freunde, so wie ihr es von seinem Bruder „gewesen seyd.„ Das Gesetz befahl der Gemahlinn der großen Sonne ihrem Gatten ins Grab zu folgen, und dies war unstreitig der Bewegungsgrund ihrer Furcht und ihrer Dankbarkeit gegen die Franzosen, daß diese für sein Leben besorgt gewesen waren.

Die große Sonne streckte hierauf die Hän-

de gegen die Franzosen aus, und sagte: „Meine Herren, mein Herz ist so beklemmt, wie meine Augen finster sind, die, ob sie gleich offen sind, nicht einmal gesehen haben, daß Sie stehen. Mein Mund hat sich nicht geöffnet Sie sitzen zu heissen, aber verzeihen Sie dieses meinem ausserordentlichen Schmerze.

Die Franzosen antworteten ihm: dieß sey nicht der Mühe werth, sie wollten weggehen und ihn allein lassen: aber sie würden seine Freunde nicht mehr seyn, wenn er nicht gleich Befehl geben wollte, daß die Feuer (1) wieder angezündet würden, und wenn er nicht das seinige sogleich in ihrer Gegenwart anzünden ließe; sie würden ihn auch nicht eher verlassen bis sein Bruder beerdigt wäre.

Hier ergriff er allen Franzosen die Hände, und sagte: „Weil alle Chefs und edle Offi„ciers es verlangen, daß ich auf der Erde blei„ben soll, so sey es darum, ich will mich „nicht tödten; daß man sogleich die Feuer wie„der anzünde, ich will erwarten bis mich der „Tod wieder mit meinem Bruder vereinigt.„ Ich bin alt und will bis an mein Ende hier mit den Franzosen wandeln. Hätten diese mich nicht abgehalten, so wäre ich mit meinem Bru-

(1) Die große Sonne hatte befohlen alle Feuer auszulöschen, welches bey diesem Volke nur geschicht, wenn das Oberhaupt der ganzen Nation gestorben ist.

Bruder gestorben, und die Wege würden mit Todten bedeckt worden seyn.

Dieser Fürst lebte nur noch ein Jahr nach seines Bruders Tode, und sein Enkel folgte ihm in der Regierung. Die Regierung dieses Prinzen war für die Colonie sehr nachtheilig. Aus der Folge dieser Erzählung werden Sie sehen, daß Sie ihre Erhaltung der Mutter dieses Oberhauptes einzig und allein zu verdanken hat; diese preßte von ihrem Sohne das Geheimniß einer allgemeinen Verschwörung wider unsre Nation, die sie vorzüglich liebte, aus.

Doch muß man den Wilden diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der Entschluß, welchen sie faßten, alle Franzosen zu vertilgen, bey ihnen nicht aus Leichtsinnigkeit oder Unbeständigkeit herkam: die üble Aufführung eines Officiers, der diesen Völkern übel begegnete, die er hätte schonen sollen, machte ihre Wuth rege; freye und ruhige Leute, konnten nicht ertragen, daß sie in dem Lande ihrer Vorfahren, und zwar von Fremdlingen, die sie aufgenommen hatten, unterdrückt wurden. De S. Chepar, dem dieser Posten anvertrauet war, verabsäumete es, sich die Freundschaft der Franzosen und der Wilden, die ihm anvertrauet waren, zu erwerben; er begegnete allen übel, die ihm in seinen sträflichen Absichten nicht behülflich seyn wollten, und vertrauete die wichtigsten Posten Unterofficiers an, die ihm ergeben waren.

waren. Sie sehen leicht ein, mein Herr, daß durch Vorziehungen von dieser Art, die der Subordination im Militairstande so sehr zuwider sind, die Ordnung des Dienstes sehr leiden muste.

M. Dümont, der der nächste Officier nach ihm war, that ihm deswegen Vorstellungen, die aber nicht gehöret wurden, und darauf er durch nichts antwortete, als dadurch, daß er ihn arretiren ließ. Sobald dieser wieder frey war, so gieng er nach der Hauptstadt, um sich beym M. Perrier, der damals Gouverneur von Louisiana war, über diese Begegnung zu beklagen. M. de Chepar wurde zurück berufen, um sich wegen seiner Aufführung zu verantworten. Er stand auf den Point caßirt zu werden; aber seine Ränke und seine Freunde erhielten ihn: er wurde loßgesprochen, und zu seinem Kommando zurück geschickt.

Diese Demüthigung besserte ihn nicht, er führte sich auf wie zuvor, machte, daß ihn die Franzosen und die Wilden gleich verabscheueten, und trieb diese letzten endlich aufs äusserste. M. de Chepar war so eifrig sein Glück in kurzer Zeit zu machen, daß er der Sonne eines Dorfes, welches la Pomme hieß, befahl, dieß Dorf mit seinen Unterthanen zu räumen, und das Terrein ihm zu überlassen, weil er daselbst eine Plantage anlegen wollte, die ihm sehr beträchtliche Einkünfte hätte einbringen müssen. Dieser Cacique stellte ihm

vor,

vor, die Gebeine seiner Vorfahren ruheten allhier: aber seine Einwendungen waren vergebens; der französische Kommandant befahl der großen Sonne dies Dorf räumen zu lassen, und drohete ihm sogar, ihn geschlossen nach Neuorleans zu schicken, wenn er nicht gleich gehorchen würde. Er stand in der thörichten Einbildung, er könne diesem Oberhaupte der Nation, wie einem Sclaven begegnen, und bedachte nicht, daß er mit einem Manne zu thun hatte, der gewohnt war zu befehlen, und dessen Gewalt über seine Unterthanen unumschränkt war.

Die große Sonne hörte ihn an, und gieng von ihm weg, ohne sich seinen Zorn merken zu lassen; er versammlete seinen Rath, darin beschlossen wurde, dem Herrn von Chepar die Vorstellung zu thun, man müsse vorher ein neues Dorf anlegen, ehe man das alte räumen könnte, und hierzu würden zwey Monate erfordert.

Diese Entschliessung liessen sie dem Kommandanten durch einige Abgeordnete eröffnen, denen er sehr übel begegnete, und ihnen mit den härtesten Strafen drohete, wenn man ihm nicht das Dorf binnen einer sehr kurzen Zeit einräumete. Diese Antwort wurde der Versammlung zurück gebracht: worauf die Politik dieser Greise beschloß: man müsse suchen Zeit zu gewinnen, und unterdessen auf Mittel denken, wie man sich diese unangenehmen Gäste,

die

die sich zu ihren Tyrannen aufwürfen, vom Halse schafte. Weil sie wusten, daß M. de Chepar sehr geizig war, so schlugen sie vor, von ihm, unter der Bedingung, noch einige Monate Aufschub zu verlangen, daß ihm während dieser Zeit jede Cabane einen Tribut an Indianischem Korne, Feder-Wildpret und Fellen bezahlen sollte. Sein Geiz machte, daß er in dies Netz fiel; er nahm diesen Vorschlag an, doch gab er vor, er thäte es nur, um der Nation dadurch gefällig zu seyn, die er deswegen liebte, weil sie immer in Freundschaft mit den Franzosen gelebt hätte.

Das Oberhaupt der Wilden ließ sich durch diesen Schein der Uneigennützigkeit nicht blenden; er ließ sich seinen Rath nochmals versammlen, und eröffnete ihnen, der verlangte Aufschub sey zugestanden, und man müsse nun darauf bedacht seyn, ihn gut anzuwenden, und auf Mittel denken, sich von einer lästigen Abgabe, und vornemlich von dem tyrannischen Joche der Franzosen zu befreyen. Er stellte ihnen vor, diese Unternehmung erfordere ein unverletzliches Stillschweigen, gründliche Masregeln, und vornemlich viel Vorstellung; er empfahl ihnen, den Franzosen unterdessen noch mehr Freundschaft und Zutrauen zu bezeigen, über dasjenige, was zu thun wäre, reiflich nachzudenken, und sich wieder zu versammlen, sobald sie einen Anschlag würden ausfindig gemacht haben, von dem man einen guten Ausgang

gang gewiß hoffen dürfte. Fünf oder sechs Tage berathschlagten sich diese edlen Greise unter einander, und versammleten sich hierauf wieder, in der einstimmigen Entschliessung, alle Franzosen zu ermorden. Der älteste in der Versammlung führte das Wort, und hielt, nachdem er ihr Oberhaupt gegrüßt hatte, folgende Rede:

„Wir sind schon seit langer Zeit überzeugt, „daß die Nachbarschaft der Franzosen uns mehr „Schaden als Nutzen bringt; wir Alten sehen „es ein, aber unsre Jugend will es nicht se„hen. Die Waaren aus Europa gefallen den „jungen Leuten, aber wozu dienen sie im Grun„de? die Sitten der Nation zu verderben, und „unsre Weiber und Töchter zu verführen und „sie stolz und eitel zu machen. Die Jünglin„ge befinden sich in eben dem Falle; die Ehe„männer müssen sich todt arbeiten, um die „prächtige Lebensart ihrer Weiber zu unterhal„ten. Ehe die Franzosen in unser Land kamen, „waren wir Menschen, wir begnügten uns mit „dem was wir hatten, und wandelten unsern „Weg ohne Furcht, denn wir waren damals „unsre eignen Herren; aber jetzo tappen wir „furchtsam und fürchten uns Dornen zu finden; „wir gehen wie Sclaven, wir werden es auch „bald seyn, denn sie begegnen uns schon als „ob wir solche wären. Wenn sie werden stark „genug seyn, so werden sie uns nicht mehr scho„nen, sondern uns Fessel anlegen: hat nicht ihr

„Anführer unserm Oberhaupte schon mit die„sem Schimpfe gedrohet, und ist der Tod nicht „besser als die Knechtschaft?„

Hier machte der Redner eine Pause, und fuhr, nachdem er sich erholet, fort:

„Worauf warten wir? wollen wir die „Franzosen sich vermehren lassen, bis wir nicht „mehr im Stande sind ihnen zu widerstehen? „Man hält uns für die klügsten unter den ro„then Menschen. Was werden die andern Völ„ker sagen? Sie werden sagen, daß wir die „dümmsten sind. Warum wollen wir also „länger warten? Lasset uns in Freyheit „setzen und zeigen, daß wir wahre Menschen „sind: wir wollen heut anfangen uns dazu anzu„schicken, unsre Weiber sollen uns Lebensmit„tel in Vorrath anschaffen, ohne zu wissen zu „welcher Absicht. Lasset uns die Friedenspfei„fe an alle Völker dieses Landes schicken, und „ihnen sagen, daß die Franzosen nichts anders „im Sinne haben, als unser Land zu erobern: „da sie in unsrer Nachbarschaft am stärksten „sind, so werden wir die ersten seyn, die ihre „Kette tragen müssen, und wenn sie mächtig „genug seyn werden, so wird die Reihe auch „an alle übrige Völker kommen. Lasset uns „ihnen zeigen, wie sehr sie verbunden sind die„sem Unglück vorzubeugen. Man kann es „aber nicht verhindern, als nur dadurch, daß „wir sie alle ausrotten. Es müssen sich alle „Völker mit uns zur Ausführung dieses Vor-

habens

„habens vereinigen, und die Franzosen müs-
„sen an einem Tage und an einer Stunde, an
„allen Orten zugleich, vernichtet werden: die
„Zeit dieses allgemeinen Blutbades sey der Tag,
„an dem der Aufschub zu Ende gehet, den uns
„ihr Chef zugestanden hat; auf diese Art kön-
„nen wir uns von dem Tribute befreyen, den
„wir uns aufgelegt haben, und dasjenige wie-
„der erhalten, was wir ihnen haben geben müs-
„sen. An diesem großen Tage der Freyheit
„müssen unsre Krieger mit ihren Feuerröhren
„bewafnet seyn; die Ratches müssen sich unter
„die Franzosen mengen, es werden allemal
„vier von unsrer Nation, gegen einen von den
„ihrigen seyn; wir wollen ihnen Gewehr und
„Pulver, unter dem Vorwande einer allge-
„meinen Jagd, die wegen eines großen Festes
„gehalten würde, abborgen und ihnen Wild-
„prett versprechen. Die Flintenschüsse, wel-
„che bey dem Fort geschehen sollen, werden das
„Zeichen seyn, auf welches alle über die Fran-
„zosen herfallen. Um von diesem Coup allen
„möglichen Vortheil zu ziehen, wird erfodert,
„daß die übrigen Nationen unserm Beyspiele
„folgen, und in ihren Provinzen die Franzo-
„sen in eben dieser Stunde ermorden. Damit
„kein Irrthum vorgehe, müssen Bündel
„Stöcker von gleicher Anzahl gemacht und je-
„der Nation eines gegeben, und eines hier be-
„halten werden; sie sollen die Anzahl der Ta-
„ge bemerken, die man noch warten muß.

„Jeden Morgen muß ein Stock ins Feuer ge„worfen werden, und wenn nur noch einer „übrig bleibt, so ist der Tag des Blutbades „gekommen: es soll sich anfangen, wenn das „erste Viertheil des Tages (das ist Morgens „um neun Uhr) vorbey ist. Wir wollen alle „auf einmal und von allen Seiten über unsre „Tyrannen herfallen. Wenn wir diese erst aus„gerottet haben, so wird es leicht seyn, die„jenigen, welche aus dem alten Lande über die „See kommen, zu verhindern, daß sie sich „bey uns nicht fest setzen können. Vornemlich „wird darauf zu sehen seyn, daß täglich genau „ein Stock aus dem Bündel ausgezogen wer„de, und wir wollen hierzu einen Mann wäh„len, auf dem man sich verlassen kann, und „die benachbarten Völker bitten, daß sie ein „gleiches thun. „

Hier schwieg der Redner stille, und die Versammlung billigte seinen Vorschlag, vornehmlich gab ihm der Cacique aus dem Dorfe la Pomme seinen Beyfall. Dieser war besonders von dem Herrn Chepar beleidigt und man suchte ihn zu rächen. Aus Furcht, daß er seiner Rache verfehlen möchte, hielt er der Versammlung die übeln Folgen vor, wenn die Sache verrathen würde, und vermochte die Versammlung zu dem Entschlusse, daß die Verschwörung sogar vor den Weibern der Caciquen verborgen gehalten werden sollte. Nun war noch übrig, das Oberhaupt der Nation zu bewegen, daß

es diesen Entschluß genehmigte. Ob die oberste Sonne schon sehr geneigt war sich die Franzosen vom Halse zu schaffen, so schien ihm doch dieses Vorhaben zu grausam. Der Cacique aus dem Dorfe la Pomme übernahm es ihm dazu zu vermögen. Er war dafür bekannt, daß er einen sehr richtigen und durchdringenden Verstand hatte, und stand deswegen bey der Nation in großem Ansehen. Er stellte der großen Sonne die Nothwendigkeit dieses Schrittes vor, indem er ihm zeigte, was er selbst zu befürchten hätte. Der französische Commandant hatte ihm gedrohet ihn zu verjagen. Das Oberhaupt war jung, und deswegen leicht zu überreden und die Geschicklichkeit desjenigen, den er vor sich hatte, machte, daß er den Vorschlag billigte. Als den folgenden Morgen die Sonnen kamen ihren Oberherrn zu begrüßen, befahl er ihnen, sich nach dem Dorfe la Pomme zu begeben, doch ohne sich merken zu lassen, daß es auf Befehl geschehe. Dies geschahe pünctlich und der listige Cacique dieses Dorfes überredete sie alle mit in die Verschwörung zu treten. Man versammlete sogleich einen Rath von Sonnen und Greißen aus dem Adelstande: hierin wurde dieser Entschlnß noch einmal untersucht, und von allen einstimmig angenommen. Man ernannte aus den Alten die Gesandten an die übrigen Nationen, und gab diesen Krieger zur Bedeckung mit, und es wurde bey Lebensstrafe verbothen, von dieser Sache,

gegen wen es auch sey, das geringste zu reden. Die Gesandten reiseten hierauf alsobald, ohne daß die Franzosen das geringste davon wusten, ab.

Des tiefen Stillschweigens ungeachtet, welches man in dieser Sache beobachtete, wurde das Volk durch die Rathsversammlungen der Sonnen und Alten aus dem Adel beunruhigt. Es ist in allen Ländern der Erde nichts ungewöhnlichs, daß sich die Unterthanen bemühen, die Geheimnisse des Hofes zu errathen, doch konnte die Neugierde des Volks nicht befriedigt werden: die Sonnen, oder Prinzeßinnen hatten unter dieser Nation allein das Recht nachzufragen, warum man etwas vor ihnen verborgen hielte. Die Gemahlinn des jungen obersten Caciquen, welche nur 18 Jahr alt war, bekümmerte sich wenig darum: aber die Mutter des Souverains, die der gereitzte Arm genannt wurde, eine Frau von vielem Verstande, (welches sie selbst wohl wuste) empfand es übel, daß man etwas vor ihr heimlich hielt. Sie bezeugte hierüber ihrem Sohne ihre Unzufriedenheit, welcher ihr antwortete: diese Gesandtschaften waren abgeschickt, um das gute Vernehmen mit den benachbarten Völkern zu verneuern, denen man schon lange die Friedenspfeife hätte zuschicken müssen, und die sich durch diese Nachläßigkeit beleidigt hielten. Diese Entschuldigung besänftigte die Prinzeßinn, aber sie benahm ihr ihre Unruhe nicht. Diese

ver-

vermehrte sich vielmehr, als sie sahe, daß sich die Sonnen, nach der Zurückkunft der Abgesandten, heimlich versammleten, und von diesen zu erfahren, wie sie wären aufgenommen worden: da dieses sonst gewöhnlich öffentlich geschahe.

Dies Verfahren brachte die Prinzeßinn in Zorn: wie, sagte sie zu sich selbst, man verheelt vor der ganzen Nation, was sie wissen soll, und man verheelt es auch selbst vor mir! Ihr Zorn würde sogleich ausgebrochen seyn, wenn ihn die Klugheit nicht unterdrückt hätte. Dies war den Franzosen ihr Glück, daß sie sich für verachtet hielt. Sie befürchtete mit Recht, daß, wenn sie sich ihren Verdruß merken liesse, man das Geheimniß um desto sorgfältiger vor ihr verbergen würde, und ihre Klugheit gab ihr ein gewisses Mittel an die Hand, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie beredete ihren Sohn, sie nach dem Dorfe la Pomme zu einer Verwandtinn zu begleiten, die, wie man sagte, sehr krank war. Sie führete ihn den weitesten Weg dahin, unter dem Vorwande, er sey der schönste, aber in der That, weil er von wenig Leuten betreten wurde. Sie hatte Einsicht genug zu muthmaßen, daß der Bewegungsgrund dieses Geheimnisses daher rührte, daß man etwas böses wider die Franzosen im Schilde habe, und die ausserordentliche Geschäftigkeit des Caciquen aus dem Dorfe la Pomme bekräftigte diese Muthmaßung. Als sie

sich mit ihrem Sohne an einem einsamen Ort befand, redete sie ihn also an:

„Hier wollen wir uns niedersetzen, ich bin „müde, und habe dir überdas etwas zu sagen. „Als sie sich gesetzt hatten, fuhr sie fort, öffne „deine Ohren mich zu hören; ich habe dich nie„mals gelehrt zu lügen, sondern habe dir immer „gesagt, daß ein Lügner nicht werth ist ein „Mensch zu seyn, und daß einer von den Son„nen, welcher lüget, die äusserste Verachtung, „auch sogar von den Weibern, verdienet; al„so hoffe ich, du wirst mir die Wahrheit sa„gen. Sage mir also, sind nicht alle Son„nen Brüder? und dennoch verbergen sich alle „Sonnen vor mir, als ob meine Lippen zer„schnitten wären, und ich meine Zunge nicht „zwingen könnte, oder kennest du mich, daß „ich ein Weib bin, die im Schlafe redet. „Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich von „meinen Brüdern muß verachtet sehen, vor„nemlich aber von dir. Wie! hast du nicht „unter meinem Herzen gelegen? Hast du nicht „meine Brüste gesogen? Habe ich dich nicht „mit meinem Blute genähret, und schlägt „nicht mein Blut in deine Adern? Würdest „du ein Fürst seyn, wenn du nicht mein Sohn „wärest? und hast du schon vergessen, daß du, „ohne meine Fürsorge, schon lange würdest „gestorben seyn? Alle Welt sagt dir mit mir,

„daß

„daß du der Sohn eines Franzosen bist (1):
„aber liebt mich heute mein eigenes Blut mehr
„als das Blut der Ausländer. Ich gehe heu-
„te neben dir wie eine Hündinn, ohne daß du
„auf mich siehest, und ich wundere mich, daß
„du mich nicht mit dem Fusse von dir stössest.
„Ich erstaune nicht, daß die andern sich vor
„mir verbergen: aber wie kannst du es, du,
„der du mein Sohn bist? Hast du jemals in
„unserm Volke gesehen, daß ein Sohn gegen
„seine Mutter ist mistrauisch gewesen? Du
„bist der einzige von dieser Art. Wie! so vie-
„le Bewegungen in der Nation, ohne daß ich
„die Ursach davon weiß, die ich die Mutter des
„Oberhauptes bin? Fürchtest du dich, daß ich
„dich abhalte, und zum Sclaven der Franzo-
„sen mache, wider die ihr etwas im Schilde
„führet? O wie müde bin ich dieser Verach-
„tung und des Lebens mit Undankbaren.„

Diese Rede drang ihrem Sohne durchs Herz, er wurde erweicht, vergoß Thränen,

(1) Diese Fürstinn hatte lange einen Officier von unsrer Nation geliebt, und man zweifelte gar nicht, daß er der Vater der großen Sonne sey, welches aber der Ehrfurcht nichts benahm, die seine Unterthanen gegen ihn hegten, denn es gaben in diesem Volke, wie ich schon angemerkt habe, die Mütter ihren Söhnen den Adel, und sie waren zufrieden, wenn sie die Mutter eines Menschen wusten, und bekümmerten sich sehr wenig darum, wer sein Vater seyn mochte.

und hörte diese Verweise mit einer den Amerikanern gewöhnlichen Gelassenheit, und der Ehrfurcht, die er seiner Mutter schuldig war, an, und gab ihr folgende Antwort: „Deine „Verweise sind Pfeile, die mein Herz durch„bohren; ich habe dir nie verächtlich begegnet, „aber hast du jemals gehöret, daß man das „offenbaren dürfte, was die Greise in ihrer „Versammlung beschlossen? ist die Verschwie„genheit nicht eine Pflicht aller Menschen, „und soll ich nicht, weil ich ein Fürst bin, „andern hierin ein Exempel geben? Mon ist „gegen meine Gemahlinn sowol geheimnißvoll „gewesen als gegen dich. Ob ich schon der „Sohn eines Franzosen bin, so hat man doch „kein Mißtrauen in mich gesetzt. Man hat „wohl vermuthet, daß dein großer Geist das „Geheimniß errathen würde, da man es aber „vor meiner Gemahlinn verbarg, wie konnte „man es dir entdecken. Weil du alles erra„then hast, so kann ich dir nichts mehr sagen, „du weißt so viel als ich, verschliesse deinen „Mund. Ich war nicht bekümmert darum, „gab sie ihm hierauf zur Antwort, gegen wen „ihr so viele Vorsicht gebrauchtet; da es aber „wider die Franzosen gehet, so fürchte ich, ihr „habet keine gute Masregeln, sie zu überra„schen, ergriffen. Denn ich weiß, daß sie „sehr klug sind, ob schon ihr itziger Befehls„haber wenig Verstand zeiget; sie sind tapfer, „und haben Waaren genug die Krieger der

„be-

„benachbarten Völker wider uns zu erkaufen.
„Wenn ihr es nur mit rothen Menschen zu
„thun hättet, so würde ich ruhig schlafen.
„Ich bin nicht mehr jung, und das Leben ei-
„ner alten Frau hat wenig zu bedeuten, aber
„das deinige ist mir lieb. Wenn eure Greise
„glauben, es sey so leicht die Franzosen, wie
„die Amerikaner, zu überfallen, so haben sie
„sich gewaltig betrogen. Die Franzosen ha-
„ben Hülfsmittel, die uns fehlen, du weist,
„sie besitzen das redende Zeug, (so nennen sie
„das Papier).

Ihr Sohn antwortete ihr: sie habe wegen der genommenen Masregeln nichts zu befürchten, und nachdem er sie von allem unterrichtet hatte, was ich erzählt habe, so setzte er noch hinzu, daß das Bündel Stöcker auf einem Tische im Tempel läge.

Nachdem die Prinzessinn alles erfahren hatte, was sie zu wissen verlangte, so stellte sie sich, als ob sie alles billigte, ließ hernach ihren Sohn in Ruhe, und war nur auf Mittel bedacht, dieses barbarische Vorhaben zu hintertreiben; die Zeit war kurz, und der Tag, den man zu diesem grausamen Blutbade angesetzt hatte, rückte herbey.

Diese Frau, die sich nicht entschliessen konnte, alle Franzosen durch die Verschwörung der Natches an einem Tage umkommen zu sehen, dachte darauf, wie sie dieselben benachrichtigte, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten. Hier-

zu bediente sie sich einiger jungen Mädgens, die Franzosen zu Liebhabern hatten, und befahl denselben ausdrücklich, niemanden zu sagen, daß diese Nachricht von ihr herkäme.

Herr Mace, Fähndrich bey der Garnison auf dem Fort, erhielt auf diese Art einige Nachricht von einer jungen Wilden, die ihn liebte, sie sagte ihm mit Thränen: ihre Nation sey willens alle Franzosen zu ermorden. M. Mace erstaunte hierüber, und befragte das Mädgen weiter: ihre ungekünstelten und aufrichtigen Antworten und ihr zärtlicher Schrecken liessen ihn nicht weiter an der Wahrheit der Verschwörung zweifeln, er gieng sogleich hin den M. de Chepar davon zu benachrichtigen, der ihn in Arrest schickte, weil er hätte wollen einen falschen Allarm verursachen. Sieben Einwohner, die auch Nachricht davon bekommen hatten, und sich Erlaubniß ausgebeten, sich mit Gewehr zu versehen, um sich wider alle Ueberfälle zu sichern, wurden ins Gefängniß geworfen. Der Kommandant hielt alle diese für furchtsame, und erzürnte sich, daß man ihm Mißtrauen gegen eine Nation einzuflößen suchte, die ihm so viel Ergebenheit bezeugte. Die Richtigkeit, mit der man die Abgaben bezahlte, machte ihn sicher, er vermuthete diese Politik der Wilden nicht, und ließ sich durch die Verachtung, in der sie bey ihm standen, verblenden, zu glauben, daß Menschen von dieser Art so vieler List nicht fähig wären.

Die

Die Sonne, der gereizte Arm, sahe mit Schmerzen, daß ihre Sorgfalt, die Franzosen zu erhalten, vergebens war, und sie entschloß sich, ihnen auch wider ihren Willen zu dienen. Da sie nicht alle erhalten konnte, so war sie wenigstens auf Mittel bedacht, die Menge der Schlachtopfer zu verringern. Zu diesem Ende schlich sie sich heimlich in den Tempel, und zog, ohne daß es die Priester merkten, einige Stöcker aus dem fatalen Bündel, in der Absicht, die zur Ausführung der Verschwörung angesetzte Zeit zu verkürzen. Sie sahe wol ein, daß, wenn die Natches die Franzosen ermordeten, die Nachricht hiervon denen Franzosen, die unter den andern Nationen wohnten, bald zu Ohren kommen würde, und daß diese alsdenn nicht ermangeln würden auf ihrer Hut zu seyn. Dies einzige Mittel, welches sie hatte ergreifen können, gieng glücklich von statten. Die Natches kamen an den letzten Stock, ohne zu merken, daß sie hintergangen waren, und fiengen, in der Ueberzeugung, ihre Bundesgenossen würden ein gleiches thun, das Blutbad, zu dem sie sich vorbereitet hatten, herzhaft an.

Im Jahr 1720 den 28 Dec. Morgens um 8 Uhr hatten sich die Wilden unter den Franzosen ausgebreitet. Einige Flintenschüsse, die das Zeichen seyn sollten, geschahen vor der Wohnung des M. de Chepar, und alsobald fielen alle über die Franzosen her.

Die

Die Herren Kolly, erste Commissairs der indianischen Compagnie, wurden zuerst ermordet. Das einzige Haus des Herrn de la Loire des Ursins that einigen Widerstand, und seine Leute tödteten 8 Natches, ehe sie überwunden wurden. M. des Ursins, der eben ausgeritten war, eilte bey dem ersten Flintenschusse wieder nach Hause, er fiel aber unter einen Haufen von Wilden, und wurde, nachdem er sich tapfer gewehret, und vier von ihnen getödtet, mit Pfeilen zu todte geschossen; und dies war beynahe alles was ihnen dieser Ueberfall kostete. Sie tödteten an zwey tausend Menschen, und ihrer Wuth entkamen nur 20 Franzosen und 5 oder 6 Negern, davon noch die meisten verwundet waren. 150 Kinder, 90 Frauen und eben so viel Negers wurden zu Sclaven gemacht, in der Hoffnung, sie an die Engländer in Carolina zu verkaufen.

Während dieses Blutbades saß die große Sonne ganz ruhig unter einem Schoppen der Compagnie. Man brachte ihm zuerst den Kopf des französischen Kommandanten, und hernach aller vornehmen Franzosen, die er um den ersten herum setzen ließ. Die Köpfe aller übrigen wurden auf Pfäle gesetzt; die Leiber blieben unbegraben liegen und wurden eine Beute der Raubvögel. Den schwangern Weibern schnitten sie die Bäuche auf und erwürgten alle die, welche Kinder an der Brust hatten, weil ihnen die Thränen und das Geschrey derselben

unerträglich war. Die übrigen machten sie zu Sclaven und begegneten ihnen auf das allerunanständigste.

Einige wollen behaupten, M. de Chepar habe den Schmerz erdulden müssen, ein Zuschauer dieses erschrecklichen Blutbades zu seyn, und sey erst zuletzt ermordet. Er erkannte nunmehro, aber zu spät, daß die Nachrichten, die man ihm gegeben, gegründet gewesen. Die Wilden sagten ihm: ein Hund, wie er, sey unwürdig von der Hand eines Kriegers zu sterben, und übergaben ihm dem niedrigsten Pöbel, die ihn mit Pfeilen erschossen, und ihm hernach den Kopf abhackten.

Dies war das Ende eines Mannes, der nur seinem Eigensinne, seiner Grausamkeit und seinem Ehr- und Geldgeize folgte. Da kein Franzose von denen, die bey seinem Tode zugegen gewesen, der Grausamkeit der Wilden entgangen, so kann man nicht gewiß wissen, was für eine Todesart sie ihm angethan haben; genug, er hatte mit Völkern zu thun, die von Natur grausam sind, und die er beleidigt hatte. Eine sanfte Regierung würde sie an den Franzosen geneigt gemacht haben, die von diesem Volke große Vortheile zogen: aber so ziehet oft die ungeschickte Aufführung eines Menschen den Untergang einer ganzen Colonie nach sich. Man kann nicht vorsichtig genug in der Wahl derjenigen seyn, denen man das Kommando in diesen Ländern anvertrauet. Man

mag

mag sich von den Wilden vorstellen, was man will, so sind sie nicht immer leicht zu gouverniren. Man muß Klugheit anwenden, sich ihr Wohlwollen zu erwerben, und man beleidigt sie nicht ungestraft. Diese Geschichte ist ein Beweiß davon. Die Verschwörung der Natches war gewiß mit vieler List angezettelt, und wie unglücklich würde sie nicht für uns gewesen seyn, wenn nicht die Vorsehung besonders über uns gewacht hätte. Man war in der That der Prinzeßinn der gereizte Arm vielen Dank schuldig, aber es ist nicht recht bekannt, wie man sie belohnt hat.

Die Nationen, welche mit in der Verschwörung der Natches waren, und von der List, die bey diesen die Ausführung beschleunigt hatte, nichts wusten, glaubten verrathen zu seyn. Die Nation Chacta bildete sich ein, die Natches hätten ihnen keinen Antheil an der französischen Beute lassen wollen, und um den Franzosen zu zeigen, daß sie keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, vereinigten sie sich mit ihnen wider jene. Die Natches lieferten sogleich die französischen Weiber und Negern, die sie zu Sclaven gemacht, wieder aus; einige Zeit hernach wurden sie in ihren Verschanzungen angegriffen, sie entflohen aber, während eines heftigen Ungewitters, nnd verliessen ihr Land. Man bekam ungefähr 1000 von ihnen gefangen, die nach Neuorleans gebracht, und hernach auf der Insel Domingo verkauft wur-

wurden. Unter diesen war auch die große Sonne, seine Gemahlinn und Mutter, von denen man die angeführten Umstände erfuhr. Er mißbilligte dieses Blutbad, und sagte, seine Nation habe seine Jugend zu diesem Schritte verführt: er hätte die Franzosen immer geliebt, und seine Nation wäre durch die übele Begegnung des französischen Kommandantens, gegen ein freyes Volk, zu diesem verzweifelten Schritte gebracht. Die Franzosen begnügten sich mit diesem Bekenntnisse, und hielten ihn und seine Gemahlinn und Mutter sehr gut: weil sie aber von ihrem Volke entfernt leben musten, so starben sie bald alle vor Kummer. Seit dieser Zeit ist dies Land unbewohnt; und die Natches, welche zu schwach waren, den Franzosen zu widerstehen, sind zu den Tchicachats geflohen, wo sie eine Freystadt gefunden.

Wir haben hier noch immer ein Fort, aber die Colonie ist von weniger Bedeutung. Ein Mittel, sie wieder in Flor zu bringen, würde seyn, daß man andere Wilde ins Land zöge. Dies ist alles merkwürdige, was ich Ihnen von diesem Lande erzählen kann. Ich werde bald wieder von hier abgehen, und meine Reise fortsetzen, und ich schliesse diesen Brief mit der Versicherung, daß ich allzeit seyn werde, Mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Natches den 10ten Sept. 1751.

IV. Brief.

An eben denselben.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldnen Berg gesucht. Ursprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle.

Mein Herr!

Nachdem wir ungefähr 120 Meilen Nordwerts von den Natches auf den Mißissippi herauf gerudert, ohne auf dieser ganzen Reise eine Plantage anzutreffen, so kamen wir zu einer Nation, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die Franzosen berühmt ist, und die schon vor Zeiten durch die Unternehmung des Ferdinand von Soto bekannt geworden ist. Ich habe mit einem alten Wilden, der das Oberhaupt dieses Landes ist, geredet, dieser sagte mir: er habe im Jahr 1682. den M. de la Salle hier gesehen, als dieser den großen Fluß S. Louis, der gemeiniglich Mißißippi, und von den Wilden Meschassepi, das ist alle Flüsse

oder der große Fluß, genannt wird, untersuchte.

M. de la Salle besuchte diese Nation, als er den Fluß herunter schiffte: er machte Freundschaft mit ihr und nahm das Land im Namen Ludwig XIV. im Besitz. Nachdem er hier ein Kreutz und das Französische Wappen aufgerichtet, so schiffte er mit dem Strome, der sich in den großen Mexicanischen Golfo ergießt. An seiner Mündung nahm er die Höhe und fand sie 29 Grade Norderbreite. Hernach schiffte er den Fluß wieder herauf, bis an den Fluß in Neu Frankreich; von hier gieng er wieder nach Canada und hernach nach Frankreich zurück.

Bey seiner Ankunft bey Hofe machte er seine Entdeckungen dem Herrn Colbert und Seignelai bekannt, die ihm ein Patent vom Könige auswürkten, darin enthalten war, daß alle Länder, die er von Neu Biscaya bis nach Neu Frankreich entdecken würde, und alle Einwohner in denselben, so wol Franzosen als Wilde, unter seinen Befehlen stehen sollten.

Zu eben diesem Volke, die Akankas genannt werden, kam M. Joutel, als dieser, nach dem Tode des M. de la Salle, mit Wegweisern auf die Entdeckung des Flusses Mißißippi ausgegangen war. Dieser Officier ist der einzige, der hiervon zuverläßige Nachrichten geliefert. Ich glaube Ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Ihnen einen kurzen Auszug

daraus mittheile. Sie werden darin die Geschichte des M. de la Salle und das Ende seiner unglücklichen Unternehmung finden.

Von der Geschichte des Ferdinand von Soto, will ich nur etwas weniges beybringen. Die Universalhistorie von Westindien berichtet uns, daß dieser große Capitain, der durch die Eroberung von Peru reich und stolz geworden, und seine Hände mit dem Blute der unglücklichen königlichen Familie der Inkas besudelt, in dieses Land, mit den tapfersten von seinen Truppen, einzudringen gesucht, um die Völker an dem Flusse, von denen ich Ihnen unten eine Beschreibung geben werde, unter das Joch zu bringen. Aber er kannte das Innere dieses weitläuftigen Landes ganz und gar nicht, und stand in der Einbildung, daß er hier eben solche weibische Völker antreffen würde, wie er in dem südlichen Amerika gefunden hatte; allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen, einen Theil seiner Truppen schlugen die Wilden mit Keulen zu tode, schunden die vornehmsten Officiers und hängten ihre Häute an den Thüren ihrer Tempel auf. Dis jagte den übrigen Spaniern eine solche Furcht ein, daß sie sogleich wieder zu Schiffe, und nach Europa zurück giengen.

Ferdinand von Soto starb, wie der Geschichtschreiber sagt, vor Schaam über den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung im Jahr 1543, und von dieser Zeit bis 1682 ist

kein

kein Europäer in dieses schöne Land gekommen.

Das Schicksal des M. de la Salle ist nicht glücklicher gewesen, als des Ferdinand de Soto seines.

Es ist keine Tugend so rein, die nicht sollte einige Flecken haben; dis ist das Loos der Menschlichkeit, und, was noch demüthigender ist, die größten Eigenschaften sind oft mit den größten Lastern vergesellschaftet. Dis soll der kurze Auszug aus dem Journal des M. de Joutel, den ich hier liefern will, bestätigen.

Herr Robert Cavalier de la Salle gieng den 24 Julii 1684, mit einem Geschwader von 4 Schiffen, die der Schiffshauptmann M. de Beaujeu anführte, von Rochelle unter Segel. Man brachte zu Rochefort 225 Personen, 30 Freywillige (1), einige Edelleute und eine Anzahl angenommene Handwerker und Mädgens auf diese Flotte. Herr de la Salle war mit auf dem Schiffe des M. de Beaujeu, gegen den er nicht das allergeringste Zutrauen blicken ließ. Auf alles, was ihm dieser Officier vortrug, antwortete er niemals etwas anders, als daß er

(1) Unter diesen waren drey Geistliche von S. Sulpice, davon der eine ein Bruder des M. de la Salle und die andern zwey seine Vettern waren, überdas 4 Franciscaner, die eine Mission bey den Wilden anfangen sollten. Er hatte auch zwey Neveus mit Morauget und Cavelier 14 Jahr alt.

mit einem sehr hohen Tone sagte: **dis ist gewiß nicht die Absicht des Königs.** Dis war gewiß nicht der Weg, einen Menschen, den er zur Erreichung seiner Absichten nöthig hatte, zu seinem Vortheile einzunehmen und jedermann fieng an, dieser Unternehmung, deren Häupter so entgegengesetzte Absichten zu hegen schienen, einen übeln Ausgang zu prophezeihen: die Zeit hat dis leider! genugsam bestätigt.

Den 28 Dec. 1684 entdeckte die Flotte das feste Land von Florida. Weil man dem M. de la Salle versichert hatte, daß die Ströme in dem Mexicanischen Meerbusen gegen Osten giengen, so zweifelte er nicht, die Mündung des Flusses Mißißippi müsse weit gegen Abend seyn, und dieser Irrthum war die Quelle alle seines Unglücks. Er ließ also gegen Westen steuern, er kam aber sehr langsam fort, weil er an den Küsten bleiben muste, und das zu finden, was er suchte.

Den 2 Januar 1685 war das Geschwader, wie man jetzt muthmaßet, nahe bey der Mündung des Mißißippi und den 10ten fuhr sie davor vorbey, ohne sie gewahr zu werden. M. de la Salle stand in der Meynung, sie müste auf der Höhe des Appalaches seyn, und setzte also seine Fahrt fort ohne seine Chaluppe ans Land zu schicken.

Man behauptet sogar, das Schifsvolk habe ihm diese Mündung gezeigt, er habe sich aber

nicht

nicht die Mühe geben wollen, sie zu untersuchen, weil er fest geglaubt, sie könne an diesem Orte nicht seyn. Er war so eigensinnig, daß ihn nichts von seinen vorgefaßten Meinungen abbringen konnte.

Er wuste vielleicht nicht, oder ließ es doch aus der Acht, daß die größten Männer in der Welt den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen oft Leuten zu verdanken gehabt, die ihnen an Verdiensten bey weitem nicht gleich kamen, und das diejenigen die klügsten sind, die sich auch die Einsichten derer zu Nutze machen, die weniger Klugheit besitzen, als sie.

Einige Zeit hernach wollte er, auf eine Nachricht, die er von den Wilden erhalten, umkehren, aber M. Beaujeu schlug es ab, ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen. Man schiffte also nach Westen fort, und in wenig Tagen befand sich die Escadre in der Bay S. Bernhard, aber ohne sie zu kennen. Diese Bay ist 100 Meilen gegen Westen von der Mündung des Mißißippi entfernt. Hier warfen sie Anker und schickten die Chaluppen aus, um zu erfahren, wo man wäre. Diese entdeckten einen schönen Fluß, an dessen Einflusse eine Sandbank ist, die nur 10 bis 12 Fuß Wasser hat. Diese Entdeckung wurde erst nach vielem Hin- und Herfahren gemacht, und nachdem man verschiedenemal Schiffsrath gehalten, worin niemals etwas beschlossen wurde, weil der eine allemal die Meynung des andern,

und zwar aus der einzigen Ursache, weil sie dieser vorgetragen, verwarf.

M. de la Salle glaubte nicht weit von der Mündung des Flusses entfernt zu seyn, und dem die Gegenwart des M. Beaujeu mehr hinderlich als nützlich war, entschloß sich hier seine Leute an Land zu setzen. Dieser Entschließung zufolge schickte er den 20 Febr. dem Kommandanten auf dem Schiffe la Flüte, Befehl zu, die schwersten Sachen, die er am Boord hätte, auszuladen, und in den Fluß einzulaufen. Er wollte selbst bey dieser Verrichtung gegenwärtig seyn, da aber unterdessen der Marquis de la Sablonniere und noch 5 oder 6 andere Franzosen, die in einem nahen Walde spatzieren gegangen, von den Wilden waren aufgehoben worden, so eilte er diesen zu Hülfe. Er war noch nicht weit vom Ufer, als er sahe, daß die Flüte im Begrif war an den Felsen unter dem Wasser zu scheitern, doch sein ungünstiges Schicksal, fügt Joutel hinzu, verhinderte ihn umzukehren, und diesem Unglücke vorzubeugen. Er setzte vielmehr seinen Weg nach dem Dorfe fort, wo man seine Leute hingeführet hatte. Als er dahin gekommen war, hörte er einen Canonenschuß, und zweifelte nicht, dis sey geschehen ihn zu benachrichtigen, daß sein Schiff gescheitert sey: und er betrog sich auch nicht in seiner Muthmaßung.

Diejenigen, welche bey diesem Vorfalle gegenwärtig waren, behaupteten, de St. Aigron,

der das Fahrzeug kommandirte, habe dieses Unglück mit Vorsatz veranlasset. Dieser Verlust hatte übele Folgen, und war unersetzlich, weil auf dem Fahrzeuge die Munition, das Geräthe die Werkzeuge und überhaupt alles, was zu einem neuen Etablissement erforderlich ist, gewesen war. M. de la Salle eilte nach dem Orte hin, wo das Unglück geschehen war, und fand das Schiffsvolk in einer gänzlichen Unthätigkeit. In dieser Noth ersuchte er den M. de Beaujeu um seine Chaluppe und seinen Kahn, und erhielt beyde ohne Schwierigkeit.

Zuerst rettete er die Equipage, hernach das Pulver, und darauf Wein und Brantwein, wovon man ungefähr 30 Fässer ans Land brachte. Wenn die Chaluppe der la Flüte der vom Schiffe le Joli hätte helfen können, so würde man beynahe alles gerettet haben, aber diese hatte man vorsetzlich untergehen lassen, und da endlich die Nacht einbrach, so muste man das Ausladen bis auf den folgenden Tag anstehen lassen. Nach einigen Stunden wurde der Wind, welcher von der See her wehete, stärker, und stieß die Flüte gegen einen Felsen, daß sie zerborst. Eine Menge Wasser fielen durch die Oeffnung, die sie bekommen, heraus, und wurden von den Wellen herum getrieben. Man merkte dieses nicht bis der Tag anbrach, da man noch Fässer mit Wein und Brantwein und einige mit Mehl, Fleisch und Hülsenfrüchten rettete, alles übrige gieng verlohren.

Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden sie gewahr, daß sie von allen Seiten mit Wilden umgeben waren. Aller Sorgfalt ungeachtet, die man anwendete, sie zu verhindern, daß sie von der Verwirrung, in der man sich befand, keinen Vortheil ziehen möchten, stohlen sie doch einige Sachen weg, die man aus dem Schiffbruche gerettet hatte. Man merkte dieses nicht eher, als bis sie mit ihrer Beute fort waren. Sie hatten einige Kanots am Ufer zurück gelassen: diese nahm man zur Wiedervergeltung weg, sie kosteten aber weit mehr, als sie werth waren. In der Nacht kamen die Wilden wieder, um ihre Kanots abzuholen, und da sie die, welche sie weggeführt, schlafend darin fanden, so tödteten sie zwey Freywillige, die de la Salle sehr bedauerte, und verwundeten seinen Vetter und noch einen andern.

So viele Unglücksfäle, die Schlag auf Schlag folgten, schreckten viele von denen, die mit in dieser Unternehmung waren, ab, und unter andern auch die Ingenieurs Dainmaville und Mignet, die sich entschlossen nach Frankreich zurück zu kehren. Hierzu trugen die Reden der Feinde des de la Salle nicht wenig bey, die immer heimlich seine Aufführung tadelten, und seine Unternehmung für ungereimt und tollkühn erklärten. Er selbst zeigte bey diesen Vorfällen eine ausserordentliche Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Er ließ hier ein Vorrathshaus bauen und befestigte es, und weil er sich in den

Kopf

Kopf gesetzt hatte dieser Fluß könne wol ein Arm des Mißißippi seyn, so machte er sich fertig, ihn herauf zu segeln.

Man fieng sogleich an ein Fort anzulegen. Sobald man ziemlich weit damit gekommen war, so trug de la Salle den Joutel auf, es vollenden zu lassen, übergab ihm das Kommando darin, und ließ ihm ungefähr 100 Mann. Mit dem Ueberreste seiner Mannschaft gieng er zu Schiffe, mit dem Entschlusse, den Fluß soweit herauf zu fahren, als es ihm würde möglich seyn. Joutel blieb nur eine kurze Zeit in dem Fort, welches man angefangen hatte; die Wilden schweiften alle Nächte darum herum und die Franzosen vertheidigten sich gegen sie mit Verlust, wodurch sie von Tage zu Tage schwächer wurden. Den 14ten Jul. erhielt er vom de la Salle Ordre mit allen seinen Leuten zu ihm zu stossen.

Verschiedene tüchtige Leute waren von den Wilden getödtet, oder gefangen worden, viele waren durch Elend und Fatiguen umgekommen, und die Anzahl der Kranken vermehrte sich von einem Tage zum andern. Mit einem Worte, M. de la Salle befand sich in ausserordentlich kläglichen Umständen. Der Kummer verzehrte ihn, aber er wuste ihn zu verbergen, und diese Verstellung machte, daß sein Gemüth in eine unbiegsame Härte ausartete. Sobald er seine Leute zusammen hatte, so fieng er an sich zu etabliren, und zu befestigen. Er

war

war selbst der Baumeister seines Forts, und weil er jederzeit zuerst die Hand ans Werk legte, so arbeitete ein jeder, nach seinem Beyspiele, aus allen Kräften.

Dieser gute Wille bey allen seinen Leuten durfte nur aufgemuntert werden; aber de la Salle war nicht Herr über seine Gemüthsart. Selbst in der Zeit, da seine Leute durch die schweren Arbeiten erschöpft waren, und kaum so viel hatten, daß sie ihr Leben erhalten konnten, ließ er nichts von seiner gewöhnlichen Strenge und unbiegsamen Gemüthsart ab, welches jederzeit, vornemlich bey neuen Etablissements, nachtheilig ist. Es ist nicht genug, daß man Muth, Gesundheit und Wachsamkeit besitze, um solche Unternehmungen glücklich auszuführen: man muß noch andre Eigenschaften besitzen. Man muß sich zuweilen verstellen und die Augen zuthun, um das Uebel nicht zu vergrössern. Der Weg der Gelindigkeit ist allemal für einen Anführer der sicherste.

M. de la Salle strafte die geringsten Verbrechen mit einer unerhörten Schärfe: auch diejenigen, die am standhaftesten mit ihm aushielten, hatten sich nur selten eines freundlichen Wortes von ihm zu getrösten.

Dies war eine Ursache mit, daß alle seine Leute in eine langsame Krankheit verfielen, die mehr durch die Verzweiflung als durch schwere Ar-

Arbeiten und schlechte Lebensmittel verursacht wurde.

Nachdem er sein Fort in Ordnung gebracht, so entschloß er sich weiter ins Land zu gehen. Den 12ten Jul. 1687 trat er die Reise an, und nahm den M. Cavelier seinen Bruder, seine zwey Vettern, den Pater Anastasius, einen Capuciner, den M. Joutel, Dühaut, Larcheveque, de Marle, einen Deutschen, mit Namen Hiens, den Feldscherer Lietot, den Piloten Teßier, einen Saget, und einen Wilden, der ein guter Jäger war, mit. Ich habe alle diese Namen genannt, weil unten von ihnen Meldung geschehen wird.

Je weiter man in das Land kam, um desto volkreicher fand man es, und als sie noch ungefähr 40 Meilen von den Cenis entfernt waren, so erfuhren sie, daß unter diesen ein Franzose lebte. Dies war ein Bretagnischer Bootsmann, er hatte sich verlohren, als M. de la Salle das erstemal auf dem Flusse herunter gesegelt war, und lebte seit 1682 unter den Cenis, die ihn aufgenommen hatten. Er hatte keine Hoffnung gehabt Europa wieder zu sehen, und nur ein Zufall konnte ihm die Mittel dazu verschaffen. Joutel suchte ihn unter den Indianern auf, und er hatte diese kaum verlassen, als er ein Zeuge einer Schandthat seyn muste.

Den 17ten May war Moranget auf der Jagd, und hatte, wie man erzählt, dem Dühaut, Hiens und dem Feldscherer Lietot mit

Wor-

Worten übel begegnet. Diese drey Leute entschlossen sich, sich ihn so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und bey dem Bedienten und den Wilden des de la Salle, der Nika hieß, den Anfang zu machen, weil diese den Moranget begleiteten, und ihn vielleicht hätten vertheidigen können. Sie eröffneten auch ihren Anschlag dem Larcheveque und dem Piloten Teßier, welche ihn billigten, und versprachen ihn mit ausführen zu helfen. Dem Herrn Marne, der bey ihnen war, und den sie gern entfernt hätten, sagten sie nichts davon. In der folgenden Nacht, als diese Unglücklichen, die sie ihrer Rache aufopfern wollten, schliefen, gab Lietot einem jeden von ihnen verschiedene Schläge mit der Axt auf den Kopf, wovon der Wilde und der Bediente sogleich starben. Moranget richtete sich auf, doch ohne ein Wort zu reden, und die Mörder zwangen den Herrn Marne, ihm den Rest zu geben, indem sie ihm droheten, wenn er es nicht thun würde, mit ihm eben so umzugehen, wie mit den drey andern. Auf diese Art suchten sie ihn in ihre Schandthat zu verwickeln, um sicher zu seyn, daß er sie nicht anklagen durfte.

Eine Bosheit ist immer mit Unruhen begleitet, und die grösten Bösewichter sind nicht im Stande diese gänzlich zu unterdrücken. Die Mörder sahen ein, daß es ihnen sehr schwer fallen würde, sich der gerechten Rache

de

des M. de la Salle zu entziehen, und entschlossen sich deswegen ihm zuvorzukommen. Nachdem sie sich über die Mittel hierzu berathschlaget hatten, so fasseten sie den Schluß, ihm entgegen zu gehen, alle die zu ermorden, die um ihn wären und sich auf die Art einen Weg zu der Ermordung ihres Oberhauptes zu bahnen.

Einen solchen Entschluß konnte ihnen nur die blinde Verzweiflung eingeben, welche die Verbrecher in den Abgrund stürzet, den sie sich zubereitet haben. Ein Zufall, den sie nicht hatten vorhersehen können, begünstigte ihr Vorhaben, und lieferte ihnen ihren Raub in die Hände. Ein Strohm, der sie vom Lager absonderte, und der in der Zeit, daß sie herüber gegangen, sehr angewachsen war, hielt sie zwey Tage auf. Dieser Aufschub, der sie in ihrem Vorhaben zu verhindern schien, erleichterte ihnen die Ausführung desselben. M. de la Salle wurde unruhig, daß sein Vetter mit den zwey Leuten, die er mitgenommen hatte, nicht zurück kam, und entschloß sich, selbst hin zu gehen und ihn zu suchen. Man bemerkte in dem Augenblicke, da er sich auf den Weg begab, eine Unruhe an ihm, die ihm nicht gewöhnlich war, und er erkundigte sich sehr genau, ob Moranget mit jemanden Streit gehabt hätte?

Hierauf rief er den Joutel zu sich, befahl ihm das Lager an, und daß er oft die Ronde

gehen,

gehen, und Niemanden erlauben sollte sich davon zu entfernen; er sollte auch Feuer anzünden lassen, damit ihm der Rauch behülflich wäre, das Lager wieder zu finden, wenn er sich etwa verirren möchte. Er gieng den 20ten mit dem Pater Anastasius und einem Wilden weg. Als er an den Ort kam, wo sich die Mörder versteckt hatten, so sahe er einige Adler, und schloß daraus, daß sich daselbst ein Aaas befinden müste. Hier that er einen Schuß mit der Flinte, worauf die Verschwornen, welche ihn noch nicht beobachtet hatten, ihr Gewehr in Bereitschaft setzten. Dühaut und Larcheveque giengen über den Strom, der zwischen ihnen und dem de la Salle war, und da sie ihn langsam auf sie zukommen sahen, so blieben sie stehen. Dühaut versteckte sich ins Gesträuch und hielt den Hahn an seiner Flinte gespannt, Larcheveque aber gieng noch ein wenig weiter. Kurz darauf erkannte ihn de la Salle und fragte ihn, wo sein Vetter wäre? worauf er antwortete: er müste sich verirret haben. In diesem Augenblicke gab Dühaut Feuer auf ihn, M. de la Salle bekam die Kugel in den Kopf und fiel todt zur Erde.

„O ihr alten Einwohner dieser Erde, ihr
„Bürger der Wälder, die ihr in den Hö-
„len herum irret, und deren wilde Grob-
„heit Europa in dem Schooße der Weich-
„lichkeit verachtet, redet, hat die Sonne,
„di

„die eure Wälder beſcheinet, jemals ſolche
„Schandthaten bey euch geſehen?

Thomas.

Dieſe Ermordung geſchahe am 20ten May 1687 im Lande der Cenis. Als der Pater Anaſtaſius den de la Salle vor ſeinen Füßen niederfallen ſahe, ſo vermuthete er, die Mörder würden ihn eben ſo wenig verſchonen, wenn es auch nur geſchähe, um einen Zeugen ihrer Bosheit aus dem Wege zu räumen. Doch Dühaut nahete ſich zu ihm, und verſicherte ihm, die Handlung, welche ſie begangen, wäre ein Streich ihrer äuſſerſten Verzweiflung; ſie hätten ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet, ſich an dem Moranget zu rächen, der ihr Verderben geſucht hätte. Der Pater Anaſtaſius gab dem M. de Cavelier die erſte Nachricht von dem Tode ſeines Bruders. Dieſer ſagte zu den Verſchwornen, daß wenn ſie beſchloſſen hätten, ſich ihn auch vom Halſe zu ſchaffen, ſo verziehe er ihnen ſeinen Tod im voraus; und bäte ſich nur eine viertel Stunde Zeit aus, um ſich zum Tode zu bereiten. Ihre Antwort war: er habe nichts zu befürchten, es wäre Niemand, der ſich über ihn beklagte.

Joutel war damals eben nicht im Lager Larcheveque, der ſein Freund war, eilte deswegen zu ihm, um ihn zu hinterbringen, ſein Tod ſey beſchloſſen, wenn er nur das geringſte Mißvergnügen über das, was vorgegangen wäre, merken lieſſe, oder die Autorität, wel-

che ihm de la Salle gegeben, zu behaupten suchte; wenn er aber ruhig bliebe, so würde er nichts zu befürchten haben. Joutel, der von Natur eine sehr sanfte Gemüthsart hatte, antwortete, er würde sich so verhalten, daß man damit zufrieden seyn würde, und er hoffte, daß bisher Niemand Ursache gehabt über ihn zu klagen, und kehrte hierauf ins Lager zurück.

Sobald Dühaut ihn ansichtig wurde, schrie er: ein jeder müsse nach der Reihe herum das Kommando führen. Er hatte sich schon selbst die Autorität eines Anführers gegeben, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er sich des Vorrathshauses bemächtigte. Er theilte es hernach mit dem Larcheveque, und sagte, es gehöre alles ihm. In dem Magazin waren ungefähr für 30000 Livres Waaren und 25000 Livres an geprägtem Gelde und Silbergeschirre.

Die Mörder hatten die Uebermacht und die Dreustigkeit auf ihrer Seite, sie hatten gezeigt daß sie zu den grösten Bosheiten fähig wären und es unterstand sich daher Niemand, sich ihnen zu widersetzen. Es dauerte aber nicht lange, so kam Uneinigkeit unter sie: sie konnten sich über die Theilung der Casse nicht vergleichen, und als sie darüber handgemein wurden, so schoß Hiens den Dühaut mit der Pistole durch den Kopf, daß er einige Schritt von der Stelle, wo er gestanden, todt zu Bo-

den fiel. In eben diesem Augenblicke lösete Rütel, der Matrose, den Joutel von den Wilden wieder gehohlt hatte, seine Musquete auf den Lietot. Dieser Elende, welcher drey Kugeln im Leibe hatte, lebte noch wenige Stunden. Also wurden diese beyden Bösewichter, davon der eine den de la Salle, und der andre seinen Vetter ermordet hatte, selbst die Opfer des Geistes des Aufruhrs, den sie in dieser unglücklichen Colonie ausgebreitet hatten.

Die Wilden wusten nicht, was sie von diesen Mordthaten denken sollten, und ärgerten sich sehr daran. Sie hatten Recht und konnten mit mehr Grunde die Franzosen für Barbaren halten, als wir sie als solche betrachten.

Dis war das klägliche Ende des Robert Cavelier Herrn de la Salle, eines Mannes, dem seine Fähigkeit, sein großer Verstand, sein Muth und die Standhaftigkeit seiner Seele, zu großen Unternehmungen geschickt machte, wenn er sich nur, bey diesen Vorzügen, hätte können zum Meister seiner finstern und storrischen Gemüthsart machen, die Schärfe, oder vielmehr die Härte seines Naturels mäßigen, und den Stolz unterdrücken, mit dem er nicht nur denen, die unter seinen Befehlen standen, sondern auch andern, die ihm gleich waren, begegnete. Das traurigste für das Andenken dieses Mannes ist, daß ihn kein Mensch bedauret hat, und daß der üble Ausgang seiner Unternehmung ihn den Namen eines unbeson-

nenen Wagehalses bey denen zugezogen, die die Sachen nach dem äußern Scheine beurtheilen. Zum Unglück ist dis gemeiniglich der gröste Haufe, und öfters die Stimme des Publicums. Man hat auch mit Recht an ihm getadelt, daß er niemals jemanden zu Rathe gezogen, und daß er seine eignen Angelegenheiten durch seinen Eigensinn ruinirt. (1)

So endigte sich diese unglückliche Unternehmung; viele Umstände kamen zusammen, die verursachten, daß sie fehl schlagen muste. Sie würde wenigstens zum Theil die Absicht erreicht haben, die man sich dabey vorgesetzt habe, wenn man, wie viele davor hielten, nur den einzigen Zweck gehabt hätte ein Etablissement an der Mündung des Flusses Mißißippi anzulegen. Es ist ausgemacht, daß de la Salle, gleich nachher als er vom Beaujeu in der Bay St. Bernhard verlassen wurde, einsahe, er sey dem Flusse,

(1) Um die erschreckliche That des Dühaut zu beschönigen, hat man vorzugeben gesucht: de la Salle habe mit eigner Hand den jungen Dühaut und noch verschiedene andre getödtet, und daß die Verzweiflung und die Rache der Verschwornen, welche von seiner Strenge und Ungerechtigkeit ein gleiches Schicksal befürchtet, zu diesem Morde angereizt habe. Man muß gegen diese Verläumdungen desto mehr auf der Hut seyn, da es gewöhnlich ist, die Fehler der Unglücklichen zu vergrößern, und ihnen solche anzudichten, die sie nicht gehabt haben.

Flusse, den er suchte, gegen Westen, und wenn er nur die Absicht gehabt hätte, ihn zu suchen, so würde er gleich auf der ersten Reise, die er zu den Cenis that, von diesen Wilden haben Wegweiser erhalten können, wie denn auch Joutel in der Folge welche von ihnen bekam (1), aber er war begierig sich den Spaniern zu nähern und Nachricht von den Bergwerken von St. Barbe einzuziehen, und auch einen goldnen Berg zu finden. Weil er zu viel unternahm, so richtete er nicht nur gar nichts aus, sondern verursachte auch; daß er und alle seine Leute umkamen, es hat ihn daher auch niemand beklagt.

Ehe ich diesen Brief schließe, sey es mir erlaubt einige Betrachtungen über die Narrheit der Menschen anzustellen.

Der Geitz der Spanischen Anführer muß gewiß sehr groß gewesen seyn, weil er sie reizte

(1) Herr Joutel fand den Mißißippi mit Hülfe der Wilden, die ihn zuerst nach den Akankas und von diesen nach Canada führten, wo er mit einem Priester, einem Capuciner, einem Soldaten, einem Bootsmanne, einem Bürger, und einem Wilden, welches gewiß eine sonderbare Gesellschaft war, ankam. Diese wenigen sind von dieser Unternehmung übrig geblieben. Der Ueberrest der unglücklichen Colonie kam theils durch die Wilden, theils durch die Spanier um, welche diejenigen, die sie zu Gefangenen bekamen, zur Arbeit in die Bergwerke schickten.

einen eingebildeten goldenen Berg zu suchen, unterdessen, daß alle Länder, die sie erobert hatten, voll von diesem Metalle waren. Dis beweiset, daß alle Schätze der Welt nicht zureichen den Menschen zu befriedigen, wenn die Begierde nach Reichthümern sich seines Herzens bemeistert hat.

Die Spanier waren mit den Schätzen aus Peru nicht zufrieden: sie wollten ein Dorado, das ist, ein Land, darinn die Felsen und Steine von Gold sind, entdecken. Die Indianer, die die Begierden ihrer Feinde zu reizen, und sie von ihren Ländern zu entfernen suchten, hörten nicht auf, ihnen das Gold und die Diamanten und Perlen des glücklichen Landes, das sie zu finden wünschten, zu rühmen.

Die Begierde, welche sie hatten, sich ihrer unangenehmen Gästen befreyet zu sehen, machte, daß sie alles anwendeten dieselben zu überzeugen, es gebe in der That ein solches Land. Die Spanier glaubten diese Nachrichten, weil sie ihnen angenehm waren, und man behauptet, dis sey der Ursprung dieses berühmten Landes mit goldenen Bergen, davon man so viel in der Welt geredet hat.

Das Gerücht gieng damals, man käme über eine lange Kette von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären, in eine sehr bewohnte Ebene, und dieses sey das so sehr gewünschte Land.

Der erste, der ausgieng es aufzusuchen, war Quesada, dieser machte sich mit 250 her-

haft

haften Soldaten auf den Weg. Am Tage des heil. Jacobs entdeckten sie von der Höhe eines Berges sehr weitläuftige Ebenen, die von weiten wie eine See aussehen. Sie stiegen den Berg herunter und fiengen an, an dem Fusse desselben eine Stadt zu bauen, die sie San Yago, dem Tage, an dem sie diese Ebene entdeckt, zu Ehren nannten. Sie gaben ihr noch den Zunamen Cas Atalajas (1), um die Absicht ihrer Unternehmung zu bemerken, welche war, das Dorado zu suchen. Diese Stadt stehet noch jetzo und zwar an dem Orte, wo sie auf der Charte gezeichnet ist, als ein Denkmahl, welches die Nachkommenschaft zur Entdeckung des Landes mit goldenen Bergen anzureizen scheinet. Quesada gieng mit unerhörten Beschwerlichkeiten durch den Wald l'Ayrico und kam 1543 nach Timana, nachdem er beynahe alle seine Leute verlohren.

In eben dem Jahre unternahm Orellana diese Reise: er gieng von Peru aus, schiffte den Maragnon, oder Amazonenfluß herunter, stieg an einem von seinen Ufern ans Land, und versäumte nichts um den goldenen Berg zu finden: aber alle seine Mühe war vergebens, und er hatte von dieser Unternehmung weiter nichts, als die Ehre, eine der erschrecklichsten Reisen,

(1) Atalajas heißt im Spanischen untersuchen oder entdecken.

wovon man jemals reden gehört, gethan zu haben. Um eben diese Zeit machte sich Philip de Ure, welcher befürchtete, Quesada möchte von dieser Entdeckung allein Nutzen ziehen, von Coro, in der Provinz Venuezuela, auf den Weg. In seiner Gesellschaft waren Aquito, der Lieutenant Velalcazar und 120 Mann. Da ihn aber ein Cacique benachrichtigte, daß der größte Theil der Leute des Quesada in dieser Unternehmung umgekommen, so wendete er sich gegen Süden den Fluß Guabari herunter, und kam der Erzählung des Pater Simon und Piedrahata zufolge bis an das erste Volk der Omagnas und zwar in sehr kläglichen Umständen, aber was thut man nicht ums Gold? Auri sacra fames quid non pectora cogis!

„Lasset uns die größten Capitains von unsrer Nation fragen, sagt ein Spanischer „Schriftsteller, lasset uns den Engländer Keymi„se und die übrigen Anführer von seiner Nation „fragen (1): Meine Herren! warum unterneh„met ihr diese Reise? warum setzt ihr euch in eu„re Schiffe so vielen Gefahren auf dem Meer „aus? Lasset uns an den Quito, die beyden Piza„res, an den Santa Fe de Bagota, die Quesa„das, den Maragnon, Orellana, Meta, Barrio, und

(1) Es ist noch nicht 100 Jahre als Keymise unternahm das goldene Land zu entdecken.

„und viele andre große Capitains wenden. Warum gebet ihr euch so viele Mühe, wozu so viele „Truppen und gefährliche Reisen in entlegene „Länder? Alle werden antworten, wir suchen „das berühmte und reiche Dorado, verwundert „euch nicht über unsre Unternehmungen. Ist „es nicht natürlich, daß man sich große Mühe „gebe, um die größten Schätze in der Welt zu „bekommen? und warum hatte Peru nöthig „so viel Menschenblut zu vergießen, um sie zu „finden?„

Es ist nun leicht zu urtheilen, was man von einer Unternehmung halten soll, die zum Zweck hat, in der Ferne mit so vielen Gefahren und Kosten Schätze zu suchen, die man in der Nähe in Sicherheit schon hat.

Aber wozu dient es über diese Sache viel zu philosophiren? die Zeit, welche ich mich noch hier aufhalte, werde ich anwenden, noch einen Brief an Sie zu schreiben, darinn ich Ihnen alles Merkwürdige melden werde, was ich von der Politik und Regierungsform der Völker, die diese Länder bewohnen, erfahren habe. Ich bin, Mein Herr ꝛc.

Von Akankas, den 29ten October 1751.

V. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes.

Mein Herr!

Die Beschreibung, die ich Ihnen jetzo von dem Charakter dieser wilden Nation liefern werde, soll Ihnen, wie ich hoffe, eine allgemeine Idee, von dem Charakter aller Völker des Nördlichen Amerika geben. Sie sind in der That in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, vornemlich in den Begriffen, die sie von einem höchsten Wesen haben, welches sie Coyokopchill, das ist **der große Geist** oder **der Herr des Lebens**, nennen, sehr wenig von einander unterschieden.

Die Akankas wohnen an einem Flusse, der ihren Namen führet. Dieser Fluß entspringt in Neu Mexico, und fällt in den Mißißippi. Diese Wilden sind groß und wohlgebauet, dabey tapfer, gute Schwimmer, sehr geschickt zur Jagd und zum Fischen, und den Franzosen sehr ergeben, wovon sie bey vielen Gelegenheiten Beweise geben.

Ich

Ich habe in meinem letzten Briefe eines alten Wilden Erwehnung gethan, der den M. de la Salle gesehen hatte. Dieser gute Wilde versicherte mich: er habe von der Zeit an eine große Hochachtung gegen die Franzosen gefaßt: die Franzosen wären die ersten weißen Menschen gewesen, die er gesehen, und er hätte sie hernach jederzeit seiner Nation empfohlen, und diese, als ihr Oberhaupt angehalten, niemals andere Europäer, als die Franzosen für Alliirte zu erkennen. Diese Empfehlung machte den Franzosen die ganze Nation zu Freunden, und haben sie sich nachmals nicht in die Verschwörung wider sie, die die Natches angezettelt, einlassen wollen. Diese Gerechtigkeit bin ich der guten Nation schuldig, welche in einen beständigen Krieg mit den Tchicachas, die die Natches aufgenommen, verwickelt sind.

Das Land der Akankas ist eins der fruchtbarsten in der Welt, und der Boden ist hier so gut, daß er das Europäische Korn, alle Arten von Hülsenfrüchten, und viele andre Gewächse, die in Frankreich unbekannt sind, beynahe ohne Cultur hervorbringt. Wildpret von aller Art, als wilde Ochsen und Ziegen, Hirsche, Bären, Tyger, Leoparden, Füchse, wilde Katzen, Kaninchen, indianische Hähne, Birkhüner, Fasanen, Rebhüner, Wachteln, Turteltauben, Störche, wilde Enten, Gänse, Wasserhüner, gelbe Kybitze, Becaßinen, Amseln, Staare und andre Vögel, die man

in

in Europa nicht kennet, findet man hier im Ueberfluß.

Als ich bey den Akankas ankam, empfiengen mich die jungen Krieger mit dem Tanze der Friedenspfeife. Sie müssen wissen, mein Herr, daß bey diesen Völkern nichts wichtiges ohne Tanzen geschicht. Sie haben Tänze der Religion, der Gesundheit, des Vergnügens, der Feierlichkeiten des Krieges, des Friedens, der Heirathen, des Todes, des Spiels, der Jagt und der Unkeuschheit, welche letztere, seit unsrer Ankunft in Amerika, abgeschaft sind.

Der Tanz der Unkeuschheit wurde des Nachts insgeheim bey dem Scheine eines großen Feuers gehalten. Alle die, welche in diese schlüpfrige Gesellschaft kamen, waren verbunden an den Pfosten zu schlagen (1), das heißt: zu schwören, daß sie nichts von dem allen entdecken wollten, was sie auf diesem liederlichen Balle sehen oder thun würden. Die Tänzer von beiderley Geschlecht erschienen hier ganz

(1) Wenn die Wilden schwören, so schlagen sie mit einer Keule an einen Pfosten, erinnern sich der tapfern Streiche, die sie im Kriege gethan, und versprechen dabey ihr Wort heilig zu halten. Ein auf diese Art geschworner Eyd ist bey ihnen unverletzlich. Ein Cacique schwört, wenn er Oberhaupt wird, seine Nation wohl zu regieren, und schlägt an den Pfeiler, und er kann zu dieser Würde nicht gelangen ohne diesen Eyd zu schwören.

ganz nackend mit unehrbaren Stellungen und Gebehrden, sie sangen dabey unverschämte Lieder, mit deren Uebersetzung Sie mich verschonen werden, ob es gleich bey ihnen nur Galanterien waren.

Unter denen Akankas giebt es sehr geschickte Leute, die selbst unsre Taschenspieler in Verwunderung setzen würden. Ich habe einen gesehen, der in meiner Gegenwart ein Stück machte, welches ihnen unglaublich vorkommen wird. Ein Gauckler, nachdem er verschiedene Posituren gemacht, verschluckte eine Ribbe von einem Hirsche, die 17 Zoll lang war, und zog sie hernach mit seinen Fingern wieder aus dem Magen. Dieser Akankas gieng auch nach Neuorleans, seine Geschicklichkeit dem Gouverneur und den übrigen Officiers der Garnison zu zeigen; dies nennen die Wilden ein Arzt seyn.

Die Art, wie die Akankas den Krieg ankündigen, ist folgende. In der Cabane ihres Oberhauptes wird ein Fest gehalten, daran Hundefleisch gegessen wird, welches die vornehmste Speise der Krieger ist, denn weil der Hund so tapfer ist, daß er sich für seinen Herrn todt schlagen läßt, so glauben sie, sein Fleisch müsse Stärke geben. Es wird auch derjenige, welcher den Feinden einen Hund tödtet, gleich zum Krieger erklärt; er muß aber das Fell von dem Kopfe des Hundes, den er getödtet, bringen, gleich als ob er den Kopf eines Feindes

brächte, ohne dieses wird ihm nicht geglaubt. Die Wilden halten viele Hunde, so wol zur Jagd, als auch sie vor Ueberfälle von ihren Feinden zu bewahren.

Nach diesem Feste, davon ich oben geredet habe, versammlet der Anführer die Krieger.

Die Versammlung wird mitten im Dorfe, in einer dazu bestimmten Cabane, die sie die Cabane des Raths nennen, gehalten. Der Anführer und die Angesehensten setzen sich nach ihrem Range auf Matten oder Tygerfelle. Wenn sie sich gesetzt haben, so tritt der Sprecher in die Mitte der Versammlung, und hält mit lauter Stimme eine Rede: er stellet seiner Nation vor, daß es ihr schimpflich seyn würde, die Beleidigung nicht zu rächen, welche ihn von dem und dem Volke angethan worden, wenn sie dieses nicht ahndeten, so würde man sie als Weiber ansehen (1). Alsobald giebt die ganze Versammlung ihren Beyfall, indem sie ausrufen: Heu! Heu! Hierauf nimmt der Anführer einen Bündel Stöcker, und trägt ihn in der Versammlung herum; wer mit zu Felde gehen will, ziehet einen heraus, und dies ist ihre Werbung.

Den nächsten Tag darauf gehen die Weiber im Dorfe herum und schreien: „Ihr Jüng„linge

(1) Wenn man einen Wilden ein alt Weib nennt, so ist dieses eine Beschimpfung, und bedeutet einen Menschen ohne Herz und Muth.

„linge und Krieger, die ihr Stöcker gezogen,
„gehet in den Krieg, rächet den Tod unsrer
„Anverwandten, unsrer Bundesgenossen und
„Freunde, und kommt nicht eher wieder, bis
„ihr vom Blute unsrer Feinde bespritzt seyd,
„und uns ihre Haare (1) bringt.

Hierauf versammlen sich alle, die Stöcker gezogen, im Hauptquartier. Ein junger Wilder mahlt alsdenn eine rothe Keule. Diese Keule wird auf die Gränze des feindlichen Landes getragen, wo man einen Einschnit an einem Baume macht, und daran mit roth zwey Pfeile mahlt. Dis ist bey ihnen das Symbolum des Krieges: die rothe Farbe bedeutet, daß die Nation nichts als Rache athmet, und nicht eher besänftiget werden kann, bis sie das Blut ihrer Feinde vergossen.

Ehe sie zu Felde ziehen, ruft das Oberhaupt der Nation noch eine Versammlung zusammen, darauf gewöhnlich ein Festin folgt, zu dem die Bundesgenossen eingeladen werden.

Der

(1) Die Wilden haben die Gewohnheit ihren Feinden, die sie im Kriege tödten, die Haut mit den Haaren vom Kopfe abzuziehen, und sie rechnen den Verlust derselben nach der Anzahl von diesen Häuten, die sie, als Siegeszeichen, an einer Stange mit nach Hause bringen. Wir bezahlen ihnen gewöhnlich für jedes solches Fell von unsern Feinden, auf Rechnung des Königs, zehn Thaler an Kaufmannswaaren.

Der Anführer biethet dabey den Alliirten ein Bund Stöcker dar, um sie anzuwerben, daß sie als Hülfsvölker mit zu Felde gehen. Am Ende des Schmauses wird getanzt und der Kriegsgesang gesungen (1). Dieser Tanz, bey dem alle junge Leute roth gemahlt sind, ist sehr artig anzusehen. Der, welcher den Ueberfall tanzt, lauert in einer gekrümmten Stellung auf seinen Feind, und fällt auf einmal, mit der Keule in der Hand, und einem grausamen Geschrey, als ob er wirklich im Treffen wäre, über ihn her. Sein Mittänzer fällt zur Erde, als ob er vom Blitz gerührt sey, und zittert mit allen Gliedern, wie einer der von der Epilepsie befallen wird. Alsdenn stellt der andere im Tanze die Art vor, wie man dem Feinde die Haut vom Kopfe zieht. Dis geschiehet mit einem Messer, welches er in der Hand hält; er macht damit einen Einschnitt über die Stirn und um den Hals des Feindes, löset die Haut mit seinen Nägeln, die sehr lang sind, ab, setzt seine Knie gegen die Schultern des

(1) Der Kriegsgesang lautet also: "Ich gehe in "den Krieg, den Tod meiner Brüder zu rächen, "ich will die Feinde tödten, und ihr Land plün- "dern und verbrennen, ich will sie zu Sclaven "machen und ihr Herz essen, und ihr Fleisch "dörren, ich will ihr Blut trinken, ich will ih- "re Haare zu Hause bringen, und aus ihren "Hirnschalen Trinkgeschirre machen u. s. w.

des Feindes und reißt ihn mit einem starken Zuge die Haut mit den Haaren vom Kopfe. Alles dieses wird unter Singen und Tanzen nach dem Schall einer Trommel und eines Chichikois (1), womit der Tact angegeben wird, vorgestellet.

Die Wilden gehen niemals zu Felde, ohne vorher ihren Manitu (2) zu befragen. Von diesem kommen, wie sie glauben, alle ihre guten und bösen Schicksale her. Wenn ein Manitu ihnen nicht günstig gewesen ist, so verlassen sie ihn ohne Umstände und nehmen einen andern. Der Anführer hält vorher, ehe er in den Krieg gehet, ein sehr strenges Fasten, und während dieser Zeit ist sein Leib schwarz angemahlt, nach dem Fasten wäscht er sich ab, und mahlt den Leib und das Gesicht roth. Er hält alsdenn noch eine Rede an seine Krieger, in Gegenwart ihres Abgottes, und darauf macht sich ein jeder zum Abmarsche fertig. Zuweilen führen sie 4 bis 5 Meilen weit von ihrem Lande Krieg. Ihre Kriegsbagage bestehet in einem Bärenfelle, darauf sie schlafen, einem Ochsenfelle, damit sie sich bedecken, einem Tyger-

(1) Dis ist eine Art Becken. Sie legen Körner von Glaß darinn, und binden Schellen an die Beine.

(2) Eine Gottheit der Indianer. Sie nehmen dazu oft eine ausgestopfte Rabe, oder eine Schlange, auch wol Amphibien und vierfüßige Thiere.

gerfelle, welches ihnen zum Sacke dienet, ihre Tobackspfeife darinn zu stecken, und einer klei nen Axt, damit sie ihre Hütten machen.

Ihre Kriegsrüstung bestehet in einer Flin te, einem Ochsenhorn zum Pulver, welches si mit einem Riemen über die Schultern hängen daran ein lederner Beutel ist, worinn sie ihr Kugeln, Feuersteine und Flintenkrätzer haben Ueberdas führen sie einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, welche sie zur Jagd brau chen. Sie schießen, wenn sie mit ihren Nach barn Krieg führen, auf der Jagd niemals mi der Flinte, aus Furcht, daß sie der Knall en decken möchte. Sie bereden sich unter sich übe die Art und Weise, wie sie ihre Feinde über fallen wollen, denn die Wilden suchen ihre Ruhm in der Geschicklichkeit auf diese Art Krie zu führen, welche beynahe jedesmal denen f tal ist, über die es hergehet.

Um Lebensmittel bekümmern sie sich sel wenig; ein jeder versorgt sich mit einem kleine Sacke voll Mehl von indianischem Korn od gemahlnen Mahis, beynahe wie wir den Caf mahlen. Wenn sie der Hunger quält, so ne men sie hiervon einen Löffel voll und rühren mit Wasser ein. Dis genießen sie nur, wer der Feind in der Nähe ist.

Obgleich die Wilden oft drey oder vier T ge zubringen ohne zu essen, so macht sie dies doch nicht untüchtig ihren Marsch fortzusetze Sie gürten sich einen Riemen um den Leib u

schn

schnüren diesen täglich enger zusammen; mit einem Worte: sie sind unermüdet.

Wenn die Wilden einen Vortheil über ihre Feinde erhalten haben, so gehen gleich einige junge Krieger ab, diese Nachricht in ihren Flecken zu bringen. Sie kündigen sich durch ein gewisses Geschrey an, welches zum voraus die Anzahl der Gefangenen, der Todten und der Kopfhäute, welche sie mitbringen, bekannt macht. Alsobald setzen sich die Weiber in Bereitschaft die Gefangenen oder Sclaven mit Stockschlägen zu empfangen. Sie haben überdas das Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu sprechen, die man gebunden und schwarz angemahlt zu ihnen bringt (1). Die, welche ihre Männer oder Söhne verlohren, können sich an ihre Stelle aus den Gefangnen einen erwählen. Sobald sie ihn zum Manne oder zum Sohne angenommen, wird er für frey erklärt.

Die übrigen, welche auf diese Art nicht gewählt sind, verbrennt man lebendig bey langsamen Feuer. Sie werden an ein Viereck (2) gebunden und ihnen die Köpfe geschunden: alsdenn üben alle junge Leute ihre Grausamkeit an

(1) Die, welche nicht schwarz bemahlt sind, werden verbrannt, wenn sie nicht von den Weibern gewählt werden.

(2) Man nennet so einen Galgen, und läßt die Gefangenen darum herum tanzen und singen.

diesen Unglücklichen aus, welche die allererschrecklichsten Martern, ohne sich zu beklagen, erdulden. Sie singen im Gegentheil bis sie sterben, und rühmen sich, daß sie wahre Menschen sind, und weder den Tod noch das Feuer fürchten. Sie verspotten sogar ihre Peiniger und sagen ihnen: sie quälten sie nicht genug, wenn sie ihnen in die Hände gefallen wären, so würden sie weit ärger mit ihnen umgegangen seyn. Sie zeigen ihnen die empfindlichsten Stellen und befehlen ihnen, sie da zu brennen. Ich muß noch anmerken, daß sie, wenn sie gegen die Feinde ausziehen, sich den Leib und das Gesicht sehr sorgfältig roth mahlen, so daß sie, wenn sie mit schrecklichem Geschrey über die Feinde herfallen, wie ein Trup böse Geister aussehen, die eben aus der Hölle gekommen sind (1). Sie sind gütig gegen ihre Freunde, aber ausserordentlich grausam gegen ihre Feinde.

Was ihre Religion betrift, so glaube sie einen großen Geist, den sie unter der Gestalt einer Schlange, oder eines Crokodills anbeten und ihm dienen. Sie fürchten sich vor dem Teufel und nennen ihn einen bösen Geist. S

b

(1) Alle Wilden von beyderley Geschlechte haben kein Haar am ganzen Leibe außer auf dem Kopfe. Sie sagen, wir glichen hierin den Thieren, wie auch darinn, daß wir Kräuter und Salat essen

beten auch Sonne und Mond an. Wenn es donnert, so glauben sie, der Herr des Lebens spreche mit ihnen im Zorne.

Ich kann meinen Brief nicht schließen ohne Ihnen einen kleinen Vorfall zu erzählen, der Ihnen sonderbar scheinen wird, der aber, so unbeträchtlich er auch ist, mir bey meinem Aufenthalte in Amerika sehr nützlich seyn kann. Die Akankas haben mich unter ihr Volk aufgenommen, mich für einen Krieger und Anführer erklärt, und mir das Zeichen, welches diese führen, gegeben. Dis ist ein Bock, den sie mir auf eine Lende eingeritzt. Ich habe mich dieser schmerzhaften Operation geduldig unterworfen. Man gieng hierbey folgender Gestalt zu Werke: man ließ mich auf eine Tygerhaut niedersetzen; ein Wilder rührte verbrannt Stroh in Wasser ein und zeichnete mir den Hirschbock damit auf die Lenden. Hernach ritzte er diese Zeichnung mit großen Nadeln in die Haut, bis das Blut darnach kam, und das Blut, mit der Asche des verbrannten Strohes vermischt, macht eine Beitze, die niemals wieder ausgeht. Hernach muste ich aus ihrer Friedenspfeife rauchen, man breitete weiße Felle vor mir aus, über die ich gehen muste. Sie tanzten um mich herum und machten ein Freudengeschrey, und sagten mir: ich könnte zu allen ihren alliirten Völkern gehen, und ihnen die Friedenspfeife und mein Zeichen zeigen, so

würden mich alle freundschaftlich aufnehmen: ich wäre ihr Bruder, und wer mich tödtete, den würden sie wieder tödten. Und nun bin ich ein edler Akankas. Die Nation glaubt mir durch diese Handlung alle Ehre erwiesen zu haben, die sie einem Vertheidiger ihres Landes erweisen könnten. Was mich betrift, so sehe ich sie beynahe eben so an, als die, welche den Marschall Richelieu widerfuhr, als er in das güldne Buch der Republik Genua, unter die Edlen Genueser, eingeschrieben wurde. Es ist zwar einiger Unterschied zwischen dieser Einschreibung, und der Operation, die man an mir vollzogen: denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzhaft sie für mich war: ich that mein möglichstes um mir nichts merken zu lassen, und scherzte mit den Weibern der Akankas, die zugegen waren. Die Zuschauer erstaunten über meine Unempfindlichkeit, tanzten mit einem Freudengeschrey um mich her, und sagten: ich wäre ein wahrer Mensch. Der Schmerz war mir aber doch sehr empfindlich und ich habe beynahe 8 Tage das Fieber davon gehabt. Sie können nicht glauben, wie sehr mir dis Volk seit der Zeit ergeben ist.

Dis ist alles was ich Ihnen von dieser Nation zu berichten weiß: wir hoffen mit dem Anfange des Novembers von hier abzugehen, und unsre Reise zu den Illinois fortzusetzen. Da die Jahrszeit schon sehr fortgerückt ist, und wir noch 300 Meilen bis nach Neu-Frankreich

zu

reisen haben, so müssen wir befürchten, daß uns das Eis unterweges aufhält, und wir genöthigt werden, den Winter wo stille zu liegen. Wir müssen uns hier wegen des Zwiebacks, der zu einer so langen Reise nöthig ist, aufhalten. Denn in dieser Jahrszeit haben wir die Ströhme und die Nordwinde wider uns. Allem Anscheine nach werde ich Ihnen nicht eher wieder schreiben können als bis künftiges Jahr. Ich schicke diesen Brief mit einem Fahrzeuge nach Neuorleans, welches um die Zeit da ankommen muß, da ein königlich Schiff nach Frankreich abgehet, und ich wünsche, daß Sie mein Brief daselbst gesund antreffen möge. Geben Sie mir öfters Nachricht von Ihrem Befinden. Dis wird für mich das größte Vergnügen seyn. Ich bin ꝛc.

Aus dem Lande der Akankas den 6ten Novemb. 1751.

N. S.

Ich habe bey diesem Volke einen halb Wilden angetroffen, und von ihm erfahren, daß er der Sohn des Nieder-Bretagnischen Bootsmann Rutel sey, von dem ich oben geredet, und der sich verlohren, als M. de la Salle im Jahr 1682 den Mißißippi herunter segelte.

Dieser halb Wilde erzählte mir, sein Vater sey von den Cenis gefunden und freundlich aufgenommen worden: er habe eine von ihren Töchtern geheyrathet, und sey von ihnen für einen Krieger erklärt, weil er in einer Schlacht der Cenis mit ihren Feinden, diese mit seiner Flinte, deren Würkung ihnen gänzlich unbekannt war, erschreckte und in die Flucht trieb.

Dieser Rütel hatte hernach die Cenis gelehrt ihre Piroguen oder Canots mit Segeln und Rudern zu regieren, und sie dadurch in den Stand gesetzt eine kleine feindliche Seearmee zu schlagen. Diese neue Art zu schiffen, welche der Nation bis dahin unbekannt gewesen war, erwarb dem Nieder-Bretagnischen Bootsmanne die Dankbarkeit und Hochachtung dieser Völker: sie betrachteten ihn als den größten Mann in der Welt; und vielleicht war der berühmte Ruiter, der aus einem Bootsknechte Admiral der vereinigten Niederlande geworden, in seinem Vaterlande nicht höher geachtet, als Rütel bey den Cenis.

VI. Brief.

An eben denselben.

Erzählung dessen, was dem Autor auf seiner Schiffart nach Neu-Frankreich begegnet. Schiffbruch des S. Louis, eines königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben.

Mein Herr!

Endlich bin ich Gottlob! auf dem Fort Chartres angelanget, nachdem ich auf meiner langen und beschwerlichen Reise viele Gefahren ausgestanden. Wir giengen von den Akankas den 7ten November hierher ab, und sind beynahe 300 Meilen gereiset, ohne ein Dorf oder Plantage zu Gesichte zu bekommen. Da dieser Strich Landes gänzlich unbewohnt ist, so trift man darinn ganze Heerden wilder Ochsen, Hirsche, und wilde Ziegen vornemlich in dieser Jahrszeit, darinn die Wasser niedrig sind, an. Diese Thiere kommen in großen Haufen zum Flusse um zu trinken, und wir haben ihrer viele vom Schiffe geschossen, wie auch einige Bären und Hirsche. Die wilden Akankas vermieten sich gewöhnlich zu dieser Reise bey den

Franzosen, und erhalten sie von der Jagt. Diese Jäger gehen des Morgens in ihren Piroguen voraus, und schießen die wilden Ochsen am Ufer, und das Geschwader, welches folgt, nimmt das Fleisch von den Ufern, wo sie es zubereitet finden, in die Schiffe ein.

Die Wilden versäumen niemals, das Eingeweide und die Zunge von den Ochsen, die sie geschossen, dem Kommandanten und übrigen Officiers zum Geschenk zu bringen. Hernach theilt ein Unterofficier das Fleisch unter die Soldaten auf jedem Schiffe aus: zuweilen bekommen sie es im Ueberflusse, und alsdenn kochen sie Kraftsuppen davon. Man wird wegen der Beschwerlichkeit der Reise durch das Vergnügen der Jagt schadlos gehalten. Das Wildpret ist um den Fluß S. Francois so häufig, daß wir, als wir an seinen Ufern stille lagen, vor der Menge Störche, Kraniche, Truppen, Gänse und Endten, die des Nachts hier zum Wasser kamen, unmöglich schlaffen konnten. Wenn man in die Nähe von Neu-Frankreich kommt, so siehet man des Tages ganze Wolken von Turtel- und wilden Tauben und, was vielleicht unglaublich scheinen wird, sie verdunkeln sogar die Sonne. Da diese Thiere nur von Buchnüssen und Eicheln leben, so sind sie, vornemlich im Herbst, unvergleichlich, und man schießt ihrer zuweilen 80 mit einem Schuß. Es ist ewig schade, daß ein so

schö-

chönes Land nur von wilden Thieren bewohnt
wird.

M. de Macarti, ein Irrländer von Ge-
burt, der Kommandeur des Geschwaders war,
entschloß sich, weil er einige Anfälle vom Po-
dagra bekommen, und fürchtete unterweges
überwintern zu müssen, vor der übrigen Flotte
voran zu gehen, als wir in der Nähe der
Vereinigung der beiden Flüsse des Mißißippi,
noch 30 Meilen vom Orte unsrer Bestimmung
waren. Zu dem Ende nahm er die besten Ru-
derer von unsern Schiffen auf das seinige, und
ließ die übrigen, ohne sich um sie zu bekün-
mern, in den gemessenen Befehlen des Mar-
quis von Vaudreuil zuwider, hinter sich.
Durch diese Unordnung, welche sogar dem na-
türlichen Gesetze zuwider war, das uns lehret,
einer dem andern in Anfällen der Feinde, oder
andern Unglücksfällen, beyzustehen, würde das
Unglück verursacht, welches dem Fahrzeuge S.
Louis, auf dem ich mich befand, zustieß. Es
blieb nemlich auf einer Sandbank sitzen, und
man sahe sich genöthigt, es beynahe ganz aus-
zuladen, um es wieder flot zu machen. Dis
nahm zwey Tage Zeit weg, und verhinderte
mich, das Geschwader wieder einzuholen.

Um das Unglück vollkommen zu machen,
stieß unser Schiff, drey Tage nachher, als wir
nur noch 14 Meilen bis zum Lande der Illinois
hatten, an die Wurzel von einem Baume, die in
dem Mißißippi sehr häufig sind, und bekam von

die-

diesem Stoße ein so großes Loch, daß es in weniger als einer Stunde Zeit zu Grunde gieng. Ich verlohr in diesem Zufalle meine ganze Equipage, und wäre beynahe selbst umgekommen. Ich war in eine Pirogue gesprungen, welche man aber mit dem, was aus dem Schifbruch war gerettet worden, so schwer beladen hatte, daß sie umschlug. Einige Soldaten ersoffen, und ich würde eben dis Schicksal gehabt haben, wenn mich nicht ein edelmüthiger Akankas errettet hätte. Dieser sprang, der rauhen Jahrszeit ungeachtet, ins Wasser, und zog mich bey meinem Oberrock heraus.

Nach diesen Unglücksfällen bin ich endlich auf dem Fort Chartres angekommen. Ich war nicht lange da gewesen als ich ein Zeuge einer Begebenheit seyn muste, die unglückliche Folgen hätte haben können. Die Pehenguichias und die Ouyatanons, hatten sich, auf Anstiften der Engländer verschworen, fünf französische Dörfer, die in dem Lande der Illinois angebauet sind, gänzlich zu ruiniren. M. de Macarty hatte mich abgeschickt Quartier für einige Truppen zu machen, die man mit einer Convoye erwartete. Die Wilden hatten sich vorgenommen, ihren Streich auszuführen, ehe diese Truppen ankämen. Ich befand mich um diese Zeit im Lande der Kaskakias, wo M. Montcharvaux kommandirte, der die Absichten dieser Barbaren nicht ergründen konnte. Sie hatten sich in den Häusern der Einwohner ausge-

zebreitet, und ihre übermäßigen Liebkosungen und Schmeicheleien verursachten, daß man sich an das Blutbad der Natches erinnerte, und einen Verdacht auf sie warf.

Bey Gelegenheiten von dieser Art fühlet ein kommandirender Officier die ganze Last seines Amtes. M. de Montcharvaux verlohr dabey den Muth nicht, und M. de Grüise, ein so tapfrer als vernünftiger Officier, unterstützte ihn. Er hielt eine Rathsversammlung mit den klügsten Einwohnern des Ortes, und that mir die Ehre mich dazu einzuladen, ob dis gleich mehr aus Höflichkeit als aus Nothwendigkeit geschahe: denn ich war erst angekommen, und kannte also den Ort ganz und gar nicht. Doch unterstehe ich mich zu behaupten, daß er sich bey meinem Rathe, so simpel dieser auch war, nicht übel befand. Meine Meynung war: man müsse, um hinter die Absichten der Verschwornen zu kommen, ganz vertheidigungsweise gehen, ohne sich merken zu lassen, daß man den geringsten Verdacht geschöpft habe; zu dem Ende mochte man einige Einwohner zu Pferde und mit ihren Flinten, als ob sie auf die Jagd wollten, aus der Stad schicken, und diesen anbefehlen, daß sie die umliegenden Oerter auskundschaften, und hernach in vollem Gallop wieder in die Burg herein gejagt kommen sollten, als ob es etwas neues gebe. Dieses würde einen blinden Lerm verursachen, und alsdenn dürfte man nur auf die

Gesichter der Wilden acht geben, die sich ge
wiß selbst verrathen würden. Man folgte die
sem Rathe, und die Wilden wurden dadurch
verführt zu glauben, die Franzosen hätten ihre
Verschwörung entdeckt. Sie hatten sich vor
genommen, ihren Streich am ersten Weih
nachtstage, wenn die Franzosen aus der Hoch
messe kommen würden, auszuführen. Sie
hatten sich sehr genau nach diesem Tage erkun
digt, indem sie, nach ihrer Art, gefragt, wenn
der Tag wäre, an dem der Sohn des großen
Geistes in die Welt gekommen.

Sobald sie glaubten entdeckt zu seyn, wa
ren sie auf die Flucht bedacht. Wir gaben so
gleich Feuer auf sie, und schossen 22 von ihnen
todt. Ein Sergent, mit Nahmen la Jeuness
se, der ein Creole und guter Jäger war, er
schoß ihrer 4 vor meinen Augen. M. de Grüi
se griff die an, welche in das Kloster der Je
suiten geflüchtet waren, verwundete viele von
ihnen, und bekam 5 lebendig gefangen, unter
denen ein Illinois war. Diese wurden sogleich
in Ketten gelegt.

M. de Macarty schickte hierauf alsobald ei
nen Courir nach Neuorleans, den Marquis
von Vaudreuil von diesem Vorfalle zu benach
richtigen: welcher die Ordre gegeben, die Ge
fangenen ihren Landesleuten wieder auszulie
fern, die mit Thränen und der Friedenspfeife
in der Hand kamen, und die Verschwörung
leugneten, mit dem Vorgeben: ihre Leute hät
ten

ten den Verstand verlohren, und die Engländer hätten ihnen denselben genommen. Sie haben den Frieden mit vieler Dankbarkeit angenommen, und jetzo ist alles stille. Doch hat man den Einwohnern, aus Vorsicht, befohlen, ihr Gewehr mitzunehmen, wenn sie in die Messe gehen, und der Officier von der Wache hat Ordre zwey Schildwachen, während des Gottesdienstes, an die Kirchthüren zu stellen.

Ich darf nicht vergessen Ihnen zu sagen, daß dis alles vorgegangen, ohne daß von unsrer Seite ein Mann dabey verlohren oder verwundet worden, denn die Wilden warfen, um desto besser laufen zu können, ihre Schilde und Keulen weg. Der Kommandant M. de Montcharvaux und der Major de Grüise haben durch ihre Sorgfalt dieser Verschwörung vorgebeuget, als sie schon auf dem Punkt war auszubrechen. Nun bin ich wieder auf dem Fort Chartres, wo wir ein sehr ruhiges Leben führen. Und da ich Ihnen keine wichtige Neuigkeiten zu erzählen weiß, so will ich Ihnen einige kleine Geschichten erzählen, die Ihnen vielleicht Vergnügen machen werden, und die Ihnen einen Begriff von dem Charakter unsrer Wilden machen können.

Ich hatte auf diesen Winter einen Wilden aus dem Dorfe der Mitchigamias zu meinem Jäger gemiethet. Eines Tages hatte er viel Wildpret geschossen, und gieng, anstatt es mir

zu bringen, damit zu den Franzosen, und ver-
handelte es an diese, die ihm dafür so viel
Brandtwein gaben, darinn er sich bis zum Un-
sinn besoffen hatte. Als er in diesem Zustande
in meine Wohnung kam, so empfieng ich ihn
sehr übel, nahm ihm die Flinte, die ich ihm
gegeben, und stieß ihn zur Thür heraus. Nichts-
destoweniger drang er sich wieder in meine Kü-
che, legte sich darinn hin, und wollte sich nicht
heraus jagen lassen. Als er den Rausch aus-
geschlafen, so sahe er ein, daß er einen großen
Fehler begangen, und um diesen wieder gut zu
machen, erwischte er eine Flinte und Pulver
und Bley, und schlich sich weg. Den folgen-
den Tag kam er wieder, und trat ganz herzhaft
mit Wildpret beladen in mein Haus. Um sei-
nen nackten Leib hatte er einen Riemen ge-
schnallt, und die Köpfe des Federwildprets,
das er geschossen, dadurch gezogen. Als er
mitten in mein Zimmer getreten, so schnallte er
den Riemen los, und ließ das Wildpret auf
die Erde fallen. Hernach gieng er bey mein
Kaminfeuer, zündete seine Pfeife an, und
überreichte sie mir, mit folgenden Worten, zum
rauchen: „Es ist wahr, ich hatte gestern den
„Verstand verlohren, aber ich habe ihn wie-
„der gefunden, ich bekenne meinen Fehler und
„bitte dich, ihn mir zu verzeihen. Ich hatte
„die Begegnung verdient, die mir widerfuhr,
„als du mich aus deinem Hause stiessest, aber
„du hast wohl gethan, daß du mich hast las-
„sen

„ sen wieder herein kommen; denn wenn es die
„ übrigen Wilden erfahren hätten, so würden
„ sie mir beständig, bey den geringsten Strei-
„ tigkeiten, vorgeworfen haben, ich sey von
„ dem Officier die große Nase (1) weggejagt
„ worden. „

Viele Europäer machen keinen Unterschied
wischen einem Wilden und einem Vieh, und
lauben, diese Menschen hätten weder Witz
och Verstand. Nichtsdestoweniger zeigt der
Vorfall, den ich eben erzählt habe, und viele
ndre genugsam, daß diese Völker Empfin-
ung von Ehre und Schande haben, sie sehen
s sehr wohl ein, wenn sie Unrecht haben, und
issen es, wenn sie böses thun. Es giebt Völ-
er in Europa, bey denen man eben so lächer-
che und auch barbarische Handlungen siehet,
ls bey den Amerikanern.

Um wieder auf meinen Jäger zu kommen,
wissen Sie so gut als ich, daß die Trunken-
eit einen Menschen zum Vieh macht, und daß
ieses Laster, selbst bey einem Franzosen, schwer
bzulegen ist. Die Wilden ahmen diese sehr
icht im Saufen nach und sagen, sie hätten

das

(1) Dis war ein Zuname, den mir die Wilden gegeben, um mich von den übrigen Officiers zu unterscheiden. Sie geben einem jeden Officier Beynahmen, die sich auf die guten oder bösen Eigenschaften beziehen, welche sie an ihnen bemerken.

das Trinken des Feuerwassers (1) von den Weißen gelernt.

Eines Tages fand mein Wilder die Thür des Königl. Magazins offen: er schlich sich wie eine Schlange hinein, öffnete den Hahn an einem Faß mit Brandtwein, um sich eine Bouteille zu füllen, und ließ die Hälfte davon auslaufen. Dieser Umstand nöthigte mich ihn abzuschaffen. Weil er aber doch ein guter Jäger war, und keinen andern Fehler hatte, so übernahm ich es, auf Bitte seiner Frau, ihn, mit ihrer und seiner Verwandten Hülfe, von diesem Laster zu curiren. Als er sich einstmals sehr betrunken hatte, und gern noch mehr Brandtwein trinken wollte, so ließ ich ihm sagen: ich hätte Brandtwein, ich wäre aber sehr geizig damit. Alsbald kam er, und bat mich darum: ich gab ihm zur Antwort: ich hätte zwar Brandtwein, aber ich gäbe ihn nicht umsonst weg. Er erwiederte, er wäre arm, wenn ich aber seine Frau annehmen wollte, so wollte er mir diese auf ein Monat leihen. Ich stellte ihm vor: die Officiers der weißen Krieger kämen nicht zu den rothen Leuten, um bey ihren Weibern zu schlafen, wenn er mir aber seinen Sohn verkaufen wollte, so würde ich diesen gern zum Sclaven annehmen, und wollte ihm ein Faß Brandtwein davor geben. Wir schlos-

sen

(1) So nennen sie den Brandtewein.

'en unsern Handel in Gegenwart einiger Zeu-
gen und er überlieferte mir seinen Sohn.

Ich muste anfänglich nicht wenig über die-
es Lustspiel lachen. Ich gab ihm, noch über
nsern Kauf, Brandtwein zu trinken, darinn
nan langen Pfeffer gethan hatte. Nachdem
r davon getrunken hatte, so band man ihn und
ieß ihn liegen. Als er den Rausch ausge-
chlafen hatte, gieng der Cacique des Dorfes,
nd seine Freunde zu ihm in seine Hütte, wo
ie ihn auf einer Strohmatte liegend fanden.
Sie hielten ihm die Abscheulichkeit der unna-
ürlichen Handlung vor, die er begangen, in-
em er sein eigen Blut verkauft. Dieser Wil-
e kam alsobald mit Thränen zu mir und sagte:
ndage ouai panis, das heißt: ich bin nicht
ürdig zu leben, ich verdiene den süßen Na-
nen eines Vaters nicht mehr. Er beklagte
ch sehr über den Brandtwein, den ich ihm
egeben, und sagte, dieser hätte einen Brand
n seinen Körper gebracht, und nannte ihn
.rin des Obersten der Hölle, oder des bösen
)eistes.

Seine Frau, die von Natur sehr aufge-
äumt war, und sich auf seine Kosten ein Ver-
nügen machen wollte, fragte ihn sehr gleich-
ültig, wo sein Sohn wäre? Er suchte sich
nfänglich damit zu entschuldigen, daß er sag-
: er hätte, da er meine Gütigkeit gekannt,
ch gleich von Anfang darauf verlassen, daß
h ihm seinen Sohn wieder geben würde. Er

hätte gewust, daß das große Oberhaupt der Franzosen und der Vater der rothen Leute (so nennen sie den König von Frankreich) keine Sclaven in seinem Reiche hätte. Ich antwortete ihm: dis sey wahr, ich hätte aber seinen Sohn an Kindes Statt angenommen, und wollte ihn, als meinen Sohn mit nach Frankreich nehmen, um einen Christen aus ihm zu machen, und würde alles Pelzwerk seiner ganzen Nation nicht hinreichend seyn, ihn wieder loszukaufen.

Seine Verwandten stellten sich alsdenn an, als ob sie weinten, und riethen dem Wilden zum Oberhaupte des Gebetes, oder dem Manne, der mit dem großen Geiste redet, zu gehen, so nennen sie den Priester der Christen. Ich sagte ihm, wenn das Oberhaupt (1) des Gebets es so wollte, so würde ich ihm folgen, und wollte ihm seinen Sohn mit der Bedingung wieder geben, daß er ihn taufen ließe und ich sein Taufpathe würde: von ihm aber verlangte ich, daß er die Trunkenheit, die ihm so nachtheilig gewesen, abschwören sollte. Er antwortete mir, meine Worte wären stark, und er würde sich ihrer erinnern so lange er lebte; ich möchte ihn zum Bruder annehmen (2), und er

(1) Damals war es der Abt Gagnon, Feldprediger bey der Garnison auf dem Fort Chartres.

(2) Das Adoptiren ist bey den Wilden sehr gewöhnlich.

er wollte sogleich hingehen und an den Pfeiler schwören. Nach dieser Zeit hat er weder Wein noch Brandtwein getrunken, und ich habe ihm dergleichen anbiethen lassen, er hat es aber allemal ausgeschlagen, mit den Worten: er habe an den Pfeiler geschlagen, der Herr des Lebens würde auf ihn zürnen, den, wie ich ihm gesagt hätte, man nicht betrügen könnte. Er erinnerte sich, daß ich ihm einstmals die Zahl der Gläser Brandtwein gesagt, die er getrunken hätte, da ich es doch nicht gesehen hätte, und hieraus hätte er geschlossen, daß ich es von dem großen Geiste, der alles siehet, erfahren. Wenn ich wissen wollte, wie viel Gläser Brandtwein dieser Wilde trinken konnte, so ließ ich ein ausgespühltes Glaß bey ein Faß Brandtwein setzen. Sobald der Wilde allein war, so ließ er sich gelüsten ein Glaß zu trinken. Ich ließ es alsdenn wieder mit heissem Wasser auswaschen, und an seine Stelle setzen, und dieses geschahe so oft, als er getrunken hatte: also konnte ich ihm leicht sagen, du hast so viel Gläser getrunken. Der Wilde erstaunte darüber, und glaubte, ich wäre ein Zauberer. Ich habe öfters angemerkt, daß die Wilden es gern sehen, wenn man ihre kleinen Kinder liebkoset. Deswegen habe ich mich dieses Mittels öft bedient, um mich bey ihnen in Liebe und Furcht zu erhalten. Je zorniger ich auf die Väter war, um desto freundlicher gieng ich mit den Kindern um, und schenkte ihnen allerley

Europäische Kleinigkeiten. Hieraus schlossen die Wilden, daß ich meinen Zorn nicht auf ihre Familie erstreckte, von der ich nicht beleidigt worden, sondern nur auf sie allein zürnte, weil sie sich gegen mich übel verhalten. Hierdurch wurden sie gerühret: sie giengen alsdenn gewöhnlich auf die Jagt, brachten mir das geschossene Wildpret, warfen es vor mir hin und sagten: dies ist dich zu versöhnen, zürne nicht mehr auf uns. Ich antwortete ihnen, ich vergesse gerne das vergangene, wenn ich euch mit Vernunft wieder zu mir kommen sehe; das heißt, nicht mit leeren Händen.

Die Herzen der Eltern sind an allen Orten der Erde einerley; man findet keine, die sich nicht freuen sollten, wenn man mit ihren Kindern freundlich umgehet.

Sie sehen hieraus, daß sehr geringe Sachen mir die Freundschaft dieser Völker erwerben, und daß es nur auf die Art ankommt, wie man mit ihnen umgehet, um sie sich völlig ergeben zu machen. Aber vor diesesmal genug hiervon. Ich will Sie nur noch an dem Plane erinnern, den ich mir entworfen habe. Ich werde die Lage der Oerter, wo ich hinkomme, untersuchen, und mich während meines Aufenthalts bey diesen Völkern vornemlich bemühen, das Genie eines jeden Volkes, mit der ich umgehen muß, kennen zu lernen. Dis ist ein Studium, welches ich würdig halte, daß sich ein Reisender damit beschäftigt. Sie sind ei

ein Soldat, und überdas ein Philosoph, und ich hoffe, daß Ihnen aus diesem Grunde meine Erzählungen Vergnügen machen werden, die, wie ich nicht zweifle, Ihnen glaubhaft seyn werden. Ich habe mich nie darauf gelegt, Sachen zu erdenken, oder zu vergrößern, und werde ihnen nichts schreiben, als was ich mit meinen Augen gesehen habe. Ich bin ꝛc.

Vom Fort Chartres den 28. März 1752.

VII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführet, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etabliret.

Mein Herr!

Ich habe mich unterrichten lassen, wie sich die Franzosen in diesem Lande festgesetzt haben. Das Land der Illinois wurde anfänglich von einigen Waldläufern (1) entdeckt,

(1) Man nennt die Französischen Jäger in Canada Waldläufer, weil sie der Felle von den wilden Thieren wegen oft 6 Monat oder wol ein ganz Jahr in den Wäldern herumziehen.

und weil diesen das Clima darinn sehr wohl gefiel, denn es liegt unter dem 40ten Grade Norder Breite, so blieben sie darinn und machten Freundschaft mit den Einwohnern. Verschiedene von ihnen heyratheten wilde Frauen, davon die meisten Christinnen wurden. Nach der Entdeckung von Louisiana schickte die westindische Compagnie viele Familien dahin, die sich daselbst angebauet und vermehrt haben. Itzo sind 5 Flecken darinn, die von Franzosen bewohnt werden (1). Der größte darunter heißt Kaskakias, welchen Namen der Stamm eines Dorfes der Illinois führet, das nur eine halbe Meile davon entfernt ist. Herr Saussier, ein Ingenieur, hat den Plan zu einem neuen Fort entworfen, welches auf Befehl des Hofes hier angelegt werden soll. Es soll den Namen des alten behalten, welches Chartres heißt.

Das Land der Illinois ist eins der schönsten in der Welt. Es versorgt die ganze übrige Colonie mit Mehl, und treibt starke Handlung mit Fellen, Bley und Salz. Es giebt dar-

(1) Die Indianische Compagnie besaß Louisiana bis 1731 da sie es an den König abtrat. Die Flecken der Franzosen sind: das Dorf der Kaskakias, das Fort Chartres S. Philippe, Koakias und la Prairie du Rocher, nun ist noch ein sechstes dazu gekommen, welches S. Geneviève genannt wird.

darinn eine Menge Salzquellen, wodurch die wilden Ochsen und Rhee, die die Weiden um diese Quellen sehr suchen, dahin gezogen werden. Man salzt ihr Fleisch und die Zungen ein, und führt sie nach Neuorleans. Es giebt hier auch Schinken, die so gut sind wie die in Bayonne. Die Früchte sind hier so schön wie in Frankreich.

Die Illinois haben eben die Sitten, wie die Völker, davon ich Ihnen in meinen vorigen Briefen eine Beschreibung gegeben, und sind von denselben nur durch die Sprache verschieden. Sie verheyrathen sich, und gehn, nach einer Jagt, ohne Umstände wieder von einander.

Sie folgen in ihren Verheyrathungen der einfältigen Natur und beobachten weiter keine Formalitäten, erfodern auch nichts mehr zur Ehe als die Einwilligung von beiden Theilen. Da sie weiter keine Contracte mit einander machen, so scheiden sie sich ohne Weitläuftigkeiten, wenn sie unzufrieden von einander sind, indem sie sagen: die Ehe sey nur ein Band der Herzen, und sie vereinigten sich nur, um sich zu lieben, um sich in ihren Bedürfnissen einander zu helfen. Auch habe ich unter diesem Volke sehr vergnügte und einträchtige Ehen gefunden. Die Vielweiberey ist hier nicht gewöhnlich, ob sie Landesgesetze sie schon erlauben. Ein Wilder darf zwey Weiber nehmen, wenn er ein guter Jäger ist. Zuweilen heyrathet einer zwey

Schwestern und sie geben hiervon zur Ursach an, diese könnten sich eher mit einander vertragen, wie Fremde. Die Weiber der Wilden sind durchgängig sehr arbeitsam: man sagt ihnen von Jugend auf vor, daß, wenn sie faul und ungeschickt wären, so würden sie nie einen tüchtigen Kerl zum Manne bekommen. Der Geitz, die Ehrbegierde und andre Leidenschaften, die in Europa so bekannt sind, ersticken bey den Eltern in diesen Ländern die Empfindungen der Natur nicht, und verleiten sie nicht ihren Kindern Gewalt anzuthun, und ihre Neigungen zu zwingen. Nach einer Gewohnheit, die unvergleichlich, und der Nachahmung würdig ist, verheyrathet man hier nur solche Personen mit einander, die sich lieben. Die Nation der Illinois war vordem die furchtbarste unter den Völkern in Louisiana: aber die vielen Kriege, in die sie mit den Nordischen Nationen verwickelt gewesen, haben sie sehr geschwächet. Den Haß der Wilden in Canada haben sie sich durch die vielen Einfälle zugezogen, die sie in dis Land gethan, und daß sie in ihren Kriegen und Jagden die Weibgen von den Bibern getödtet, welches man unter diesen Völkern vor ein Verbrechen und eine Niederträchtigkeit hält. Denn die Wilden führen mit den Biberfellen einen starken Handel und vertauschen sie den Europäern gegen andre Waaren.

In

Im Jahr 1752 trafen die Wilden von dem Stamme der Koakias sechs Wilde von der Nation der Renards (1) auf der Jagd an, nahmen sie gefangen, ob sie schon keinen Krieg mit ihnen führten, und vereinigten sich, sie zu verbrennen, damit ihre Nation niemals etwas davon erfahren möchte. Einer von diesen war so glücklich sich von den Galgen loß zu reißen, daran sie ihn gebunden hatten. Als er sich von seinen Henkern verfolgt sahe, so sprang er in einen See, und entgieng ihren Nachstellungen dadurch, daß er sich unter dem Wasser hielt. Er hatte sich im Rohr versteckt und hob den Kopf nur zuweilen in die Höhe, um Othem zu schöpfen, und hatte die Standhaftigkeit die ganze Zeit über, daß man seine Kammeraden verbrannte, in dieser Lage zu bleiben. Als die Nacht eingebrochen war, so entwischte er der Wachsamkeit der Illinois, welche glaubten, er sey vertrunken, oder von dem gewafneten Fische gefressen (2). Weil er nackend und ohne Waffen war, so muste er auf dem Wege nach seinem Volke von Kräutern leben. Als er nach Hause gekommen, so erzählte er seinen Landsleuten

(1) Der wahre Name dieses Volkes ist Outagamis: ihr Land liegt gegen Westen des Sees Michigan.

(2) Dis ist in Louisiana der gefräßigste Fisch. Er beißt mit seinen Zähnen die eisernen Harpunen entzwey.

leuten die Begegnung der Illinois, und das erbärmliche Schicksal seiner Jagtgefährten. Alsobald fiengen, nach ihrer Gewohnheit, die Verwandten an zu wehklagen. Das Oberhaupt der Nation berief eine Versammlung zusammen; denn sie thun nichts ohne sich vorher zu berathschlagen, und es wurde beschlossen, daß man Stöcker (1) an die Oberhäupter der Stämme, die mit ihnen im Bündniß waren, schicken wollte. Unter diesen waren die Sious, die Sakis, und die Kikapous, welche als Hülfsvölker unter der Matte oder Fahne der Renards mit zu Felde zogen. Die Armee bestand aus 1000 Kriegern. Als alles fertig war, so richtete ihr General seinen Marsch zu Wasser wider die Illinois: vornemlich war es auf das Dorf der Mitchigamias angesehen, welche den Koakias bey sich eine Zuflucht verstattet hatten.

Diese kleine Armee bestieg 180 Canots, die aus Baumrinden gemacht werden, und schifften den Fluß Ouisconsing, der sich in den Missißippi ergießet, herunter. Der Strom dieses Flusses und ihre Arbeit mit den Rudern brachte sie sehr bald zu ihren Feinden.

Si

(1) Weil die Wilden nicht schreiben können, so zeigen diese Stöcker die Anzahl der Krieger und den Tag, an dem sich die Armee versammlet, an.

Sie fuhren in guter Ordnung das Fort Koakias vorbey, darinn der Ritter Wolsey, in Officier von meinem Detaschement, kommandirte. Die Avantgarde des Geschwaders der Renards bestand aus den besten Läufers, die Befehl hatten ans Land zu steigen und das Land zu untersuchen. Die Landung geschahe eine viertel Meile von dem feindlichen Dorfe, und wurde durch einen Wald und einen hohlen Weg gedeckt, und sie kamen bis auf einen Musquetenschuß vom Dorfe der Mitchigamias, ehe diese, welche sich einer solchen Visite nicht versahen, das geringste davon merkten.

Die Renards hatten den Frohnleichnamstag mit Fleiß zum Tage der Schlacht mit den Illinois erwählt, weil sie wusten, daß dieselben an diesem Festtage häufig zum Fort Chartres zu gehen pflegten, um die Feierlichkeiten mit anzusehen, die die Franzosen an diesem heiligen Tage anstellen. Das Fort Chartres ist von dem Dorfe nur eine Meile entfernt.

Als alles zum Angriff fertig war, so befahl der General der Renards zwölf jungen Kriegern, die sehr gute Läufer waren, ihren Leib (1) unter die Feinde zu werfen.

Also:

(1) Seinen Leib unter die Feinde werfen bedeutet bey den Wilden so viel, als sich in die größte Gefahr geben, wie unsre Wagehälse, oder die, welche bestimmt sind, zuerst die Wälle eines bestürmten Ortes zu ersteigen.

Alsobald stürzten sich diese junge Leute in das feindliche Dorf, tödteten alles was ihnen vorkam, und machten dabey das Geschrey des Todes. Nachdem sie ihre Ladung verschossen, so flohen sie so geschwind wieder fort, wie sie gekommen waren.

Die Illinois ergriffen alsobald die Waffen und verfolgten sie; aber das Corps der Armee der Renards, die sich im Gesträuche versteckt hatte, gab auf einmal Feuer auf sie, wodurch 28 Illinois getödtet wurden; alsobald griffen sie das Dorf an, erwürgten Männer, Weiber und Kinder, steckten es in Brand, und führten die übrigen Einwohner gefangen weg.

Die Renards verlohren an diesem für sie rühmlichen Tage nur 4 Menschen, darunter auch ein Anführer mit einer Medaille (1), von der Nation der Sious, war, der als ein Bundsgenosse mit zu Felde gezogen.

Ich bin ein Zuschauer dieses Blutbades gewesen, welches den 6ten Junii 1752 geschahe. Ich befand mich auf einer Höhe, von der man die Ebene und das Dorf der Mitchiganias übersehen kann. Ich habe sogar Gelegenheit gehabt, einem jungen Mädgen von 15 Jahren das

(1) Dis ist ein Ehrenzeichen, davon ich schon oben geredet habe, das der Gouverneur den tapfersten Anführern der Wilden, und die den Franzosen am meisten ergeben sind, im Namen des Königs giebt.

das Leben zu retten. Sie brachte mir, während des Angrifs, Erdbeeren, und als sie von den Feinden verfolgt wurde, so warf sie sich in meine Arme, und die Barbaren unterstanden sich nicht auf sie zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen.

Sie können hieraus urtheilen, daß es sehr gefährlich ist von diesen Völkern überfallen zu werden. Nur die Wilden, welche aus Neuzier nach dem Fort Chartres gekommen waren, die Procession der Franzosen mit anzusehen, entgiengen der Rache der Renards. Diese waren mit ihrem Siege zufrieden, stiegen wieder in ihre kleine Fahrzeuge, und brachten die gefangenen Illinois, alle gebunden auf ihre vörderesten Canots. Als sie vor dem Französischen Fort Koakias wieder vorbey fuhren, so gaben sie eine Generalsalve aus allen ihren Musqueten.

Der Admiral der Renards führte eine Französische Flagge auf seinem Canot, und war so stolz auf seinen Sieg, als ob er ein großes Reich erobert hätte.

M. de Macarty unser Kommandant hat schon an die Officiers von unserm Posten in Canada geschrieben, daß sie mit den Renards wegen der Ranzion der gefangenen Illinois handeln sollen.

Diese listigen Wilden hatten ihre Unternehmung so vorsichtig angefangen, daß wir nichts davon erfuhren, bis sie sie ausgeführt hatten.

Sie

Sie haben es für uns so heimlich gehalten, aus Furcht, wir möchten Mittler zwischen ihnen und den Illinois, die unsre Freunde und Bundesgenossen sind, abgeben wollen, und dies würden wir gewiß nicht unterlassen haben. Aber die beleidigte Nation hatte sich ein vor allemal vorgesetzt sich zu rächen.

Das Dorf der Mitchigamias hat bey diesem unglücklichen Ueberfalle ungefähr 80 Personen theils an Todten, theils an Gefangnen verlohren.

Den 16ten Junius 1752 wurde mir von unserm Kommandanten aufgegeben, die noch übrig gebliebenen Kaos und Mitchigamias zu versammlen. Ich hielt folgende kurze Rede an sie, die ihnen der Dollmetscher des Königs in ihrer Sprache wiederholen muste.

„Meine Kinder! Ich rede mit euch im Namen eures Vaters (1) des M. de Macarty dem euer Unglück sehr nahe gehet. Er lässet euch vermahnen, euren Mahis gut zu bauen damit ihr aus dem Mangel heraus kommen möget, darinn ihr jetzo steckt. Hier bringe ich euch etwas indianisches Korn von ihm zum Geschenke, weil es ihm wehe thut, daß ihr von Hunger gequält werdet. Er schickt euch auch dieses wenige Pulver und diese Kugeln und Feuersteine. Wir können itzo nicht mehr mis-

sen

(1) Die Wilden pflegen die Officiers mein Vater zu nennen.

sen, denn wir haben auch Feinde, so wol wie ihr, und wissen nicht, wenn unsre Schiffe von dem großen Dorfe (so nennen sie Neuorleans) ankommen werden. Euer Vater giebt euch auch den Raht, auf die Jagd zu gehen, und eure Familien mitzunehmen, damit sie leben können, und nur wenige Männer zurück zu lassen, um eure Felder zu bestellen, und zu hüten, daß sie die wilden Thiere nicht verderben. Ihr müsset auch zuweilen einen von euch hierher schicken, daß er sich erkundige, wie es hier steht.

Antwort der Oberhäupter von beyden Strämmen.

„Es ist gut, mein Vater, daß der große „Chef (1) Mitleiden mit uns hat. Du hast es „mit angesehen, wie wir überfallen sind, denn „du hast eine unserer Töchter gerettet. Die „Renards und ihre Bundsgenossen haben uns „erwürget, unsre Hütten und Lebensmittel ver„brannt, und unsre Beute geraubet, unterdes„sen daß wir bey den Kaskakias waren. Den„ke daher, daß wir Niemanden hier lassen kön„nen, weil die Zurückgelassenen Hungers ster„ben müsten, und nicht aufhören würden, den „Tod unsrer Anverwandten zu beweinen, die „in diesem unglücklichen Ueberfall umgekom-

men

(1) So nennen die Wilden den obersten Officier von uns, der in einer Provinz ist.

„men sind. Melde aber unserm Vater durch
„das redende Papier, daß wir, um unsre Treue
„gegen ihn zu beweisen, ihm von Zeit zu Zeit
„Wildprett schicken werden, und uns erkun-
„digen lassen, wie es hier steht.

„Wir hoffen, daß das große Oberhaupt
„der Franzosen uns in Schutz nehmen, und
„gegen unsre Feinde vertheidigen wird. Wir
„bitten dich auch für uns bey ihm zu sprechen,
„daß er einigen Familien von unsrer Nation,
„die bey den Kaskakias geblieben sind, sagen
„läßt, daß sie sich mit uns zur Vertheidigung
„des Forts, welches wir am Ufer des Mißis-
„sippi angefangen haben, vereinigen.„

Rede des Chikagu eines Anführers mit einer Medaille.

„Ich bitte dich, mein Vater, unsre Waf-
„fen in guten Stand setzen zu lassen, so wol-
„len wir alsobald ausziehen. Sag dem gro-
„ßen Chef, daß er die übeln Reden nicht an-
„hören möchte, die unsre Feinde unfehlbar
„wider unsre Nation anbringen werden. Sag
„ihm, daß er sich des Worts erinnere, wel-
„ches ich zu ihm geredet habe, es soll wahr
„seyn, und ich werde das seinige in meinem
„Herzen bewahren.

Antwort.

Wenn das wahr ist, was du sagest, so
wirst du immer von deinem Vater gut aufge-
nommen werden, und wenn dein Herz mit dei-
ner

ner Zunge übereinstimmt, so werden alle An-
führer der Franzosen suchen dir Vergnügen zu
machen. Es ist auch gut, daß ihr sogleich auf
die Jagd ziehet; denn bedenk einmal, was die
Hunde aus deinem Dorfe dem Vieh der Fran-
zösischen Einwohner für Schaden thun (1), und
wie gelassen sie dis Unrecht ertragen. Wenn
sie bisher dazu still geschwiegen haben, so ist
es nur in Betracht eurer Unglücksfälle gesche-
hen, wodurch sie gerührt sind, und sie sehen
euch nicht ohne Schmerz in diesem elenden Zu-
stande. Aber sie fangen an es überdrüßig zu
werden, und es ist deswegen nothwendig, daß
ihr es abändert. Euer Vater wird vergnügt
seyn, wenn ihr auf die Jagd ausgezogen seyd:
denn sein Herz ist betrübt, und er siehet nicht
ohne Mittleid, daß seine Kinder vom Hunger
gequält werden.„

„Was mich betrift, so wünsche ich euch
eine glückliche Reise, und bey eurer Zurück-
kunft eine gute Erndte. Ich hoffe, der große
Geist wird Mitleiden mit euch haben, spottet
seiner nicht, gebiethet euren Jünglingen, daß
sie nicht muthwillig sind, das ist, daß sie

(1) Die Wilden halten eine Menge Hunde, die sie zur Jagd brauchen. Als ihr Dorf abgebrannt war, so konnten sie ihre Hunde nicht futtern, und diese zerrissen das Französische Vieh. Die Hunde der Wilden sind halb Wölfe und halb Hunde.

„die Weibgen der Biber an den Seen und an
„dern Gegenden, wo eure Feinde ihre Jagd
„haben, sich deswegen zu rächen, wie euch di
„traurige Erfahrung schon gelehrt hat.

„Euer Vater hat an den M. Adamvill
„geschrieben, der im Lande der Peorias kom
„mandirt, für euch mit den Renards Frieden z
„schließen, und wegen der Ranzion eurer gefan
„genen Weiber und Kinder, mit ihnen zu han
„deln. Die Waaren dafür werden ihnen
„auf Rechnung des Königs, eures Vaters
„des großen Oberhauptes der weißen und ro
„then Menschen, gegeben werden.„

Es ist bey den Wilden nicht gewöhnlich
diejenigen zu strafen, welche in einer Schlacht
wo es auf die Ehre, oder die Vertheidigung de
Vaterlandes ankommt, ausreissen, oder sich
zurückziehen. Sie werden aber als ein Schand
fleck des menschlichen Geschlechts angesehen
Es wird ihnen immer vorgeworfen, sie wären
keine Menschen, sondern alte Weiber. So
gar die Weiber verachten sie, und die allerhäß
lichsten Mädgens wollen sie nicht zu Männern
haben, und wenn es sich zuträgt, daß eine ei
nen solchen heyrathen will, so lassen es die Ver
wandten nicht zu, und wollen keinen Menschen
der ohne Herz, und seinem Vaterlande unnütz
lich ist, in ihrer Familie wissen. Ein solcher
ist gezwungen seine Haare wachsen zu lassen unt
ei

nen Alkonan, oder Weiberhabit zu tragen. ch habe einen gekannt, der um diese schändli- e Kleidung ablegen zu dürfen, ganz allein ider die Tchicachas unsre und ihre Feinde zu :lde zog. Er nahete sich ihnen, indem er ie eine Schlange auf dem Bauche kroch, und elt sich drey bis vier Tage ohne zu essen und trinken in dem Gesträuche versteckt. Als nun i diese Zeit die Engländer den Tchicachas in ier Caravane Waaren zuschickten, so tödtete r Illinois einen davon, der ein wenig zurück blieben war, hieb ihm den Kopf ab, schwung ; auf sein Pferd und entfloh. Bey seiner Zu- ckkunft setzte ihn seine Nation wider in seine ürde ein, und gab ihm eine Frau, Krieger zeugen. Er hatte vor seiner Abreise Hunde- sch gegessen, welches ein Aberglaube ist, der ter den Wilden im Schwange gehet, und von ich oben schon geredet habe.

Der oberste Cacique der Illinois stammt s der Familie der Prinzen Tamaroas her, vorzeiten die ganze umliegende Gegend be- rscht haben. Dieser wilde König ist ein ohn von dem, der mit seinem Hofstaat im hr 1720 nach Frankreich kam. Er wurde n Könige vorgestellt, der ihn mit einer gold- n Medaille, mit seinem Portrait, beschenk- sein Sohn trägt dis Geschenk jetzo am lse. Es war auch eine Frau von der Na- n der Missouris mit, die man die Prinzes-

sinn der Missouris (1) nannte. Herr Dübois der Sergent und Dollmetscher dieser Amerikanischen Gesandtschaft war, wurde vom König zum Oberofficier gemacht, und heyrathete bei seiner Zurückkunft nach Amerika diese Missourische Dame. Als sie hernach Wittwe gewo den, so heyrathete sie den Herrn Marin, Haupmann von der Militz wieder, von dem sie ei Tochter gehabt, die noch lebt.

Die Indianische Prinzeßinn erzählte, b ihrer Zurückkunft ihren Landsleuten, d Pracht des Französischen Hofes, wo sie sel wohl aufgenommen, und mit Geschenken übe häuft war. Sie hatte unter andern auch ei goldene mit Diamanten besetzte Repetiruhr g schenkt bekommen: welche die Wilden weg ihrer Bewegung, die sie nicht begreifen kon ten, einen Geist nannten.

Ich habe hier mit einem alten Wilden gered der mit in dem Gefolge des Prinzen Tamaro gewesen war. Diesen fragte ich unter ander was er schönes in Paris gesehen hätte? E antwortete mir: das schönste was er gesehe wä

(1) Sie war eine Tochter des obersten Caciqu dieser Nation. Man sagt, sie wäre eine M tresse des M. de Bourmont gewesen, der wä rend seines Aufenthalts unter den Missou so viel von Frankreich gerühmt hätte, daß dadurch viele bewogen ihm dahin zu folge Die Tochter ließ sich taufen und wurde ei Christin.

wäre die Fleischerstraße, denn da fände man sehr viel Fleisch, hernach folgte die Straße St. Honore. Wenn er seinen Landsleuten erzählte, daß er in der Opera gewesen, und daß alle Leute darinn Zauberer wären, oder auch, daß er auf dem Pont-neuf kleine Menschen gesehen (1), die geredet und gesungen hätten, so wollte ihm Niemand glauben. Wenn er ihnen erzählte, daß er ein großes Französisches Dorf (Paris) gesehen, darinn so viel Menschen gewesen, als Blätter auf den Bäumen in ihren Wäldern, (dis ist eine Hyberbole, deren sich die Wilden bedienen, eine sehr große Anzahl anzudeuten, denn sie haben keine Ausdrücke über hundert zu zählen) so antworteten sie ihm: die Europäer müsten ihm die Augen verblendet und ihn immer einerley Gegenstände gezeigt haben, denn dis wäre unmöglich. Er fügte hinzu, er habe Cabanen des großen Oberhauptes der Franzosen gesehen, nemlich das Louvre und Versailles, die so groß wären, daß mehr Menschen darinn wohnen könnten, als in ihrem Lande sind. Er erzählte auch, er habe die Cabane der alten Krieger gesehen, das Invalidenhaus zu Paris. Weil dieser Alte schon anfieng kindisch zu werden, so glaubte er mit den Wilden, die Europäer hätten ihn bezaubert. Ein andrer Illinois, der diese Reise auch mit gethan hatte,

(1) Man wird leicht verstehen, daß dis Marionetten gewesen.

sagte, er habe in den Thuillerien zu Paris Menschen gesehen, die halb Weiber wären, sie hätten ihre Haare wie Weiber frisirt, trügen Ohrringe in den Ohren, und große Blumensträuße auf der Brust: er hätte vermuthet, daß sie sich schminkten und gefunden, daß sie wie die Crokodile röchen (1).

Dieser Amerikaner redete mit der größten Verachtung von der Art von Menschen, die wir unter dem Namen der Petits Maitres kennen. Diese Menschen scheinen mit der Schwachheit und Zärtlichkeit des weiblichen Geschlechts gebohren und von der Natur zu Weibern bestimmt zu seyn, die sich aber hernach bey Austheilung ihres Geschlechts geirret hat.

Dieser Wilde hatte auch die enorme Höhe der Coeffüren des weiblichen Geschlechts, die um die Zeit Mode war (2), eben so wol als ihre hohen Absätze bemerkt. Aber was würde er nicht gesagt haben, wenn er ihre jetzigen ausschweifend großen Reifröcke, und ihre feinen Taillen, die sie von Kindheit an in ihre Panzer, die sie Schnürbrüste nennen, einschnüren, ge-

(1) Das Crocodil im Mißißippi hat Säcke mit Bisam, die noch größer sind, als die bey den Ostindischen. Der Geruch davon ist so stark, daß man ihn riechet, ehe man das Thier siehet.

(2) Es war während der Minderjährigkeit Ludwig XV.

gesehen hätte? Diese Coquetten werden durch ihre Künste eben so lächerlich als ihre närrischen Verehrer. Sie werden in ihren Reisen durch Europa, so wol als ich, angemerkt haben, daß die Ausländer, und die aus den Provinzen, welche in Paris gewesen, und unsre Stutzer und Stutzerinnen haben nachahmen wollen, sich durch dieses unnatürliche und närrische Bezeigen, bey ihren Landsleuten lächerlich und unerträglich gemacht. In der That, sagte dieser Wilde, solche weibische Manieren entehren eine an sich ehrwürdige Nation.

Ich habe einen Brief vom Marquis von Vaudreuil erhalten, darin mir dieser sein Beyleid über den Verlust, den ich durch den Schiffbruch meines Fahrzeuges erlitten, bezeugt. Dieser Gouverneur hat uns einer Edelmüthigkeit, die ihm eigen ist, das Unglück eines Officiers, der im Dienste des Königs alle das seinige verlohren, nach seinem Vermögen zu lindern gesucht.

Er hat mir erlaubt nach Neuorleans zurück zu kommen, und mir seinen Beutel und einen Tisch angebothen; ich befürchte sehr, daß er, bey meiner Ankunft daselbst, schon nach Frankreich abgegangen seyn wird. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er sich hier oft jedermanns Hochachtung und Ergebenheit erworben hat, und die Wilden vergleichen ihn mit seinem Vorgänger, dem M. de Bienville. Wenn diese wilden Völker einen Gouverneur

nicht loben, sondern ihn einstimmig verabscheuen, so ist dis die stärkste Anklage wider ihn.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich noch etwas von den Massouris sagen: der Baron Porneuf, der auf dem Fort Orleans, welches in ihrem Lande liegt, das Kommando geführt, hat mich versichert, sie wären vordem sehr kriegerisch gewesen, aber die Französischen Waldläufer hätten sie durch ihre üble Aufführung und die Uneinigkeit, die sie unter sie gebracht, verdorben. Ihre betrügliche Art zu handeln hätte diese verächtlich gemacht, sie entführten auch den Wilden die Weiber, welches diese Nation als das größte Verbrechen ansieht, und Vergehungen von dieser Art finden bey ihnen niemals Vergebung. Die unordentliche Lebensart dieser Leute brachte endlich die Missouris so weit, daß sie, unter dem Gouvernement des Herrn von Bienville, den Herrn Dübois mit sammt der kleinen Garnison, die unter seinen Befehlen stand, ermordeten. Weil kein einziger Soldat davon entkommen ist, so hat man niemals gründlich erfahren können, wer Recht oder Unrecht gehabt.

Itzo will ich Ihnen einen Zug von diesem Volke erzählen, der beweisen wird, daß sie nur dem Nahmen nach Wilde sind, und daß die Franzosen, die sie haben betrügen wollen, sich selbst hintergangen haben. Ungefähr vor 40 Jahren kannten diese Wilden die Europäer noch

noch nicht; ein Reisender oder Waldläufer kam in ihr Land, lehrte sie die Feuerröhre kennen, und verkaufte ihnen einige Flinten und Schiespulver. Diese thaten damit eine sehr gute Jagd, und hatten also sehr viele Felle. Einige Zeit hernach kam ein alter Waldläufer zu ihnen, und bot ihnen Pulver zum Verkaufe an, weil sie aber noch damit versehen waren, so eilten sie nicht sehr mit ihm zu handeln. Um aber doch sein Pulver loß zu werden erdachte dieser eine sehr ausserordentliche List, ohne sich darum zu bekümmern, was für Folgen seine Aufführung für seine Landsleute haben würde, und er glaubte eine sehr große That ausgeführt zu haben, daß er diese armen Leute betrogen hatte.

Weil die Wilden von Natur sehr neugierig sind, so wollten sie auch gern wissen, woher in Frankreich das Pulver, welches sie Saamen nennen, entstünde. Der Jäger überredete sie: man säete es in Frankreich aus, und erndte es ein, eben wie man in Amerika den Indig und Hirsen erndtet.

Die Missouris waren über diese Entdeckung sehr erfreuet, und säeten alles Pulver, was sie vorräthig hatten, kauften auch dem Franzosen das seinige ab, der dafür ein ansehnliches an Biber, Fischotter, und andern Fellen bekam, womit er den Fluß herunter segelte bis zu den Illinois, wo damals M. de Tonti kommandirte.

Die

Die Missouris giengen von Zeit zu Zeit in ihre Thäler, um zu sehen, ob das Pulver aufgienge: sie hatten auch Wächter dabey gesetzt, damit das Wild ihre gehoffte Erndte nicht verderben möchte: aber sie kamen bald hinter die Betrüglichkeit des Franzosen. Ich muß hier anmerken, daß man die Wilden nur einmal betrügen kann, und daß sie es nicht vergessen, wenn man es gethan hat. Die Missouris beschlossen deswegen, sich an dem ersten von unsrer Nation, der zu ihnen kommen würde, zu rächen. Kurze Zeit hernach reizte die Begierde nach Gewinn diesen Waldläufer seinen Compagnon mit Waaren, die bey den Missouris angenehm waren, zu ihnen zu schicken. Diese erfuhren, daß er ein College von dem sey, der sie betrogen hatte, verbargen aber nichtsdestoweniger ihren Zorn über den Streich, den ihnen sein Vorgänger gespielt hatte. Sie liehen ihm sogar ihre öffentliche Cabane, die mitten im Dorfe lag, um darin seine Waaren auszulegen. Sobald er mit dem Auspacken fertig war, fielen die Missouris in größter Unordnung herein, und ein jeder, der so einfältig gewesen war Pulver zu säen, trug eine Last Waaren weg, so daß der arme Handelsmann um alle seine Waaren kam, ohne von den Wilden das geringste dafür zu erhalten. Der Franzose schrie sehr über ein solches Verfahren und beklagte sich deswegen bey dem Oberhaupte der Nation, welcher ihm mit einem ernsthaften Gesichte

sichte antwortete: er wollte ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, man müsse aber erst die Erndte des Pulvers abwarten, welches seine Unterthanen auf Anrathen seines Landsmannes ausgesäet hätten: er versicherte ihn, bey seinem königlichen Worte, daß er alsdenn sogleich eine allgemeine Jagd würde anstellen lassen, und daß alle die Felle von den wilden Thieren, die man auf dieser Jagd fangen würde, ihm, als eine Vergeltung für das wichtige Geheimniß, welches die Franzosen seiner Nation gelehret, sollten gegeben werden.

Unser Reisender führte vergebens an, der Boden der Missouris sey vielleicht nicht geschickt Pulver zu tragen, seine Unterthanen hätten sich geirret, dieses käme nur in Frankreich fort. Alle seine Entschuldigungen waren vergebens, und er kam sehr erleichtert und verwirret wieder zu Hause, daß ihn eine wilde Nation hatte müssen eines bessern belehren.

Diese Lection schreckte die andern Franzosen nicht ab, sich nochmals an die Missouris zu wagen. Einer von ihnen erdachte sich eine List, und um diese bey ihnen auszuführen, belud er eine Pirogue mit allerley Kleinigkeiten, und einem Fasse voll Kohlenstaub, worüber er ein wenig Pulver schüttete. Als er bey ihnen angekommen war, packte er alle seine Spielsachen in ihrer großen Cabane aus, in der Absicht, sie anzulocken. In der That dauerte es auch nicht lange, so fiengen die Wilden an seine Waaren

plündern. Der Franzose machte darüber einen großen Lerm, schalt die Wilden, und lief zu der Pulvertonne, die er zu dem Ende hingesetzt hatte, stieß den Boden aus, nahm einen Feuerbrand und schrie: ich habe den Verstand verlohren, ich werde die Cabane in die Luft sprengen, und ihr sollt mit mir in das Land der Geister gehen. Die erschrockenen Wilden wusten nicht was sie thun sollten: die Franzosen, welche draußen vor der Cabane waren, schrien: ihr Bruder habe den Verstand verlohren, und würde ihn nicht eher wieder finden, bis sie ihm seine Waaren gegeben, oder bezahlt hätten. Alsbald liefen die Chefs in dem Dorfe herum und vermahneten die Einwohner dazu: diejenigen, welche Verwandte in der Cabane hatten, vereinigten sich mit ihnen; das Volk wurde hierdurch bewegt, und sie brachten alles Pelzwerk, was sie hatten, in die Cabane. Nun sagte der Franzose: der Verstand sey ihm wieder gekommen. Der Chef überreichte ihm die Pfeife, er rauchte daraus, und goß Wasser auf das Pulver, um sie zu überzeugen, daß er keinen Gebrauch mehr davon machen wollte, und in der That, um den Wilden seinen Betrug zu verbergen. Er hatte sich durch diesen Streich für mehr als 1000 Thaler Pelzwerk erworben. Die Wilden haben ihn von dieser Zeit an sehr hochgeschätzt, und ihn einen **wahren Menschen**, oder **tapfern Mann** genannt.

Ich

Ich will meinen Brief mit der Erzählung iner so wunderlichen als ausserordentlichen Ce:emonie, einer Gesandtschaft der Missouris en:digen, welche hierher geschickt wurde, als M. e Boisbriant bey ihnen das Kommando führ:e. Diese traurige Geschichte wird denjenigen Officiers, die aus einer edlen Ehrbegierde ein Kommando im Militairstande suchen, zeigen, aß ihnen die Kenntniß der Erdbeschreibung unumgänglich nöthig ist, und daß sie sich es nüsten sehr angelegen seyn lassen, die Beschaf:enheit und Lage des Landes, darin man Krieg ührt, kennen zu lernen, um sich vor unver:nutheten Ueberfällen von den Feinden in Si:herheit zu setzen.

Während der Zeit der Vormundschaft sahe Spanien unsre Etablissements an dem Flusse Nißißippi mit neidischen Augen an. Die Eng:änder ersparten auch an ihrer Seite weder List och Ränke, um unsre angehende Colonien zu erstöhren, wie sie sich jetzo wieder angelegen eyn lassen uns von dem Flusse Oyo zu vertrei:en, von dem sie, eben wie von dem Mißißip:i, vorgeben, daß er ihnen zugehöre.

Im Jahr 1720 entschlossen sich die Spa:ier, sich in dem Lande der Missouris, wel:hes den Illinois sehr nahe liegt, fest zu setzen, m uns gegen Abend mehr und mehr einzu:chließen. Dieses Land ist von Neu-Mexico, elches die äußerste Provinz der Spanier im ördlichen Amerika ist, sehr weit abgelegen.

Sie

Sie glaubten, es sey nothwendig, um ihr Colonie gänzlich sicher zu setzen, daß sie di Nation der Missouris vertilgten. Weil ihne aber die Aufführung dieses Projects, ohne frem de Hülfe, unmöglich war, so entschlossen si sich, in ein Bündniß mit den Osages, einen benachbarten Volke, welches in einer beständi gen Feindschaft mit den Missouris lebte, z treten, und durch dieser Hülfe ihre Nachbar zu vertilgen. In dieser Absicht formirten sie z Santa Fe eine Caravane von Männern, Web bern und Soldaten, sie hatten ein Jacobite Mönch zum Beichtvater und einen Ingenieu Hauptmann zum Anführer, und dabey so vie Pferde und ander Vieh, als zu einem daue haften Etablissement erfodert wird.

Diese Caravane irrte sich auf ihrem Wege und kam im Lande der Missouris an, als s glaubten bey den Ossages zu seyn. Alsobal schickte der Anführer seinen Dollmetscher an da Oberhaupt der Missouris, und ließ ihn anr den, als ob er der Cacique der Ossages gew sen wäre, er sagte zu ihm: er käme, mit ihr ein Bündniß zu schließen, um mit gesammte Hand die Missouris ihre Feinde zu vertilgen.

Der Chef der Missouris verbarg sein E staunen über diesen Vorschlag, bezeugte s gleich den Spaniern viele Freude über ihre An kunft, und versprach ihnen, daß er sehr b reitwillig mit ihrer Hülfe diesen Anschlag, de ihm so viel Vergnügen machte, ausführe

wü

würde. Er lud sie darauf ein, sich einige Tage von ihrer beschwerlichen Reise auszuruhen, unterdessen wollte er seine Krieger versammlen und sich mit den Aeltesten des Volks berathschlagen. In dieser Rahtsversammlung wurde beschlossen, daß man die neuen Gäste sehr wohl bewirthen, und ihnen die aufrichtigste Freundschaft bezeugen sollte.

Sie wurden darauf mit einander einig, daß sie in 3 Tagen aufbrechen wollten. Der Spanische Anführer ließ ihnen alsdenn 1500 Flinten, eben so viel Pistolen, und Säbel und Streitäxte austheilen. Aber in der Nacht darauf überfielen die Missouris das Spanische Lager mit Anbruch des Tages, und erwürgten sie alle, den Jacobiter Mönch ausgenommen, den sie wegen seines sonderbaren Habits, der keinen Krieger ankündigte, verschonten. Sie gaben ihn den Beynamen Aelster, und ließen ihn, wenn sie zusammen kamen, zu ihrem Zeitvertreibe auf einem Spanischen Pferde die Schule machen.

Dieser Jacobite war bey allen Liebkosungen und guten Begegnungen, die ihm widerfuhren, nicht ohne Unruhe und befürchtete immer, dieses Spiel möchte sich endigen, daß sie ihn ihrem Manitu opferten. Deswegen machte er sich eines Tages ihr Zutrauen zu nutze, und entwischte ihnen aus dem Gesichte. Man hat diese Umstände von den Missouris selbst er-

fahren, als sie die Zierrathen der Capelle hier
her brachten. Ihr Chef hatte das vornehmste
Meßgewand um, und den Teller vom Kelche, wo
durch er einen Nagel geschlagen, am Halse hän
gen. Er gieng sehr gravitätisch voran, und
hatte eine Mütze von Federn mit ein paar Hör
nern auf dem Kopfe. Die nächsten, welch
ihm folgten, hatten auch Meßgewand um,
nach diesen kamen einige mit den Monstranzen,
hernach die, welche die Binden der Priester
um den Hals trugen. Auf diese folgten 3 oder
4 junge Wilde mit Chorhemden und andern
Mänteln: die Acolyten waren wider die Ge
wohnheit in dieser ganz neuen Procession die
letzten, und hatten kein Kreutz oder Leuchter in
ihren Händen, um damit nach dem Tacte hin
ter her zu tanzen. Dis Volk, welches nicht
von der Ehrfurcht wuste, welche man den ge
heiligten Gefäßen schuldig ist, hatte den Kelch
einem Pferde, statt einer Glocke, an den Hal
gehängt.

Stellen sie sich den lächerlichen Aufzug die
ser sonderbaren Procession vor, die nach der
Tacte zu der Wohnung des M. de Boisbriant, mit der Friedenspfeife in der Hand, kam.

Die ersten Franzosen, welche diese Masque
rade ansichtig wurden, liefen sogleich zum M.
de Boisbriant, ihn davon zu benachrichtigen.
Dieser Officier, der eben so gottesfürchtig als
tapfer war, wurde bey dem Anblicke dieser
Wil

Wilden vom Schmerze durchdrungen, und wu-
nicht, was er davon denken sollte, und be-
rechtete, sie möchten ein französisches Etablis-
nent zerstöhrt haben, als sie aber näher ka-
en, so verlohr sich seine Besorgniß, und er
tte Mühe, sich des Lachens zu enthalten.

Die Missouris erzählten ihm, wie die
panier hätten zur Absicht gehabt, ihr gan-
s Volk zu vertilgen: sie brächten ihm dieses
inge, weil sie sie nicht brauchen könnten, und
ten ihn, daß er ihnen Waaren dafür geben
chte, die ihnen angenehmer wären. Dis
t er und schickte hernach das Kirchengeräthe an
n M. de Bienville, der damals General-Gou-
neur von Louisiana war.

Weil sie viele Pferde von der Spanischen
ravane erbeutet hatten, so schenkte der An-
rer der Missouris den M. de Boisbriant ei-
e der schönsten.

Sie brachten auch die geographische Char-
mit, die die Spanier verführt hatte, welche
unvorsichtiger weise ihrem Feinde in die
nde geliefert hatten.

Ich werde mir die Erlaubniß zu nutze ma-
n, die ich erhalten, nach Neuorleans zu ge-
t. Wenn ich da unsern General, und ei-
n Brief von Ihnen finde, so wird dis ein
pektes Vergnügen für mich seyn. Ich bin,
in Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois den 15ten May.
1753.

VIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Ill
nois nach Neuorleans. Ankunft de
M. de Kerlereck. Abreise des M. d
Vaudreuil. Zweyte Reise des Autor
zu den Illinois. Heroische That eine
Vaters, der sich für seinen Sohn
aufopfert.

Mein Herr!

Ich langte im Junius in der Hauptstadt v
Louisiana an, wo ich einen Brief v
Louisiana vorfand, daraus ich mit Vergnüg
ersehe, daß Sie sich wohl befinden, welche a
genehme Nachricht mich, wegen des Verlu
unsers lieben Gouverneurs schadlos hielt.
war vor meiner Ankunft nach Frankreich abg
reiset, und um das Unglück vollkommen
machen, war M. Michel de la Rouvilliere au
an einem Schlagflusse gestorben. Dieser L
ficier hatte das Unglück, welches mir, in de
Schiffbruche meines Fahrzeuges, begegn
erfahren, und schrieb deswegen an mich, d
ob es gleich die Gewohnheit mit sich brächt
d

aß der König dergleichen Verlust nicht vergü-
ete, so würde er doch mit Vergnügen suchen
nir unter die Arme zu greifen. Ich möchte zu
em Ende ein richtiges Verzeichniß, von allem
as ich verlohren, machen, und dieses vom M.
e Makarty, der die Convoye kommandirt,
nterzeichnen lassen, dis, schrieb er, sey des-
egen höchst nothwendig, damit die Rechnung
nnte in die Ausgabe gebracht, und als ein
eleg beygelegt werden. Er versprach mir,
ß sobald er diese Rechnung zu Händen be-
mmen würde, so würde er es so einrichten,
ß mich der König entschädigte. Der Mar-
is von Vaudreuil hatte mich, vor seiner Ab-
ise, dem M. de Kerlereck, seinem Nachfolger em-
ohlen, welcher aber wenig Achtung gegen
ese Empfehlung bewiesen hat. Er hat eine
enkungsart, die der, welche sein Vorgän-
r besaß, ganz entgegen gesetzt ist, und hat zum
orwande, er sey nicht blos so weit hergekom-
n um die Luft zu verändern. Er hielt mich
Neuorleans auf, und erlaubte mir erst
54, mit einer Flotte, die M. Faverot kom-
ndirte, wieder nach meiner Garnison zu ge-
n. Wegen der vielen Ballen Waaren, da-
t die königlichen Fahrzeuge angefüllt waren,
nte ich darauf keinen Raum für meine Rei-
rovision finden, und beklagte mich deswe-
n beym M. de Kerlereck, der mich bey dieser
legenheit alles erssinnliche Misvergnügen em-

pfinden ließ. Als er mich hierauf fragte, w
viel Ballen ich mitnehmen wollte, so antwo
tete ich ihm: ich verstünde mich nicht auf d
Handlung: ich wäre ein Soldat und der K
nig hätte mich nach Louisiana geschickt, ihm
dienen, und daß ich hierinn meine Ehre suc
te: endlich erlaubte mir M. de Kerlereck wied
zu meiner Garnison zu reisen.

Ich gieng den 17 August von Neuorlea
ab, aber die Fahrzeuge waren, wie ich sch
gesagt habe, mit Waaren so sehr beladen, d
wir nicht vor dem Froste nach dem Orte unsr
Bestimmung kommen konnten, sondern unt
weges überwintern musten, und das G
schwader kam erst im Januar 1755 nach d
Lande der Illinois, wodurch ganz unbeschre
liche Kosten, auf Rechnung des Königs, v
ursacht wurden. Die Beschwerlichkeiten ei
so langen Reise griffen meine Gesundheit
sehr an, daß ich ohne Hoffnung war.
gieng zu Fuße, und ließ mich von den W
den führen, und wenn ich müde war, so l
ich mich in einer Ochsenhaut, die man an zw
Stangen gebunden hatte, wie in einer Se
te tragen. Die Träger löseten sich unterein
der ab, und ich kam auf diese Art zum zw
tenmal auf das alte Fort Chartres, wo ich e
Cabane bezog, um darinn so lange zu wohn
bis ich eine Wohnung in dem neuen Fort, n
ches beynahe fertig ist, würde beziehen könn

Es ist von Steinen gebauet, hat 4 Bastionen, und kann eine Garnison von 300 Mann halten. Ich bat mir vom M. de Makarty die Erlaubniß aus, zur Veränderung der Luft nach Koakias, welches nur eine Tagereise vom Fort Chartres ist, zu gehen. Man reiset zu Wasser und zu Lande dahin. Hier ist auf dem linken Ufer des Mißißippi ein kleines Fort, weil die Passage von dem Lande der Illinois hierdurch gehet, so ist dieser Ort der Mittelpunct der Handlung in Neu Frankreich, welche wegen des Pelzwerkes beträchtlich ist.

Die Priester von S. Sulpice, welche Herren der Insul und Stadt Montreal sind, haben hier eine Mißion, unter dem Namen der heiligen Familie Jesus, angelegt. Es sind aber nur 3 Priester da. Ich habe unter diesen besonders den Abt Mercier, einen Canadier, der Groß-Vicarius des Landes der Illinois war, gekannt. Er war ein Mann von sehr exemplarischer Frömmigkeit, und der die Wilden durch seine Tugend und Uneigennützigkeit erbauete, auch ist mir seine Freundschaft wegen der genauen Kenntniß, die er von den Sitten der Wilden hatte, sehr nützlich gewesen. Er verstand die Landessprache, und weil er sie sehr geläufig redete, so schätzten ihn die Wilden sehr hoch und thaten nichts wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Er hat den Weinberg des Herrn in diesen entfernten Ländern 48 Jahr gebauet,

bauet, und die Wilden haben diese ganze Zei über viel Ehrfurcht gegen ihn gezeigt. Ei Mann von diesem Character konnte zum Beste dieser Völker nicht lange genug leben. Diese Apostel der Wilden in Louisiana wurde in de Fasten von einer auszehrenden Krankheit befal len, und starb daran an einem Freytage wi ein christlicher Held. Er hatte eine unvergleich liche Gegenwart des Geistes, und ich für mei Theil habe ihn sehr bedauret. Die Franzose und die Wilden waren über seinen Tod untrös lich, und diese letzten schickten Abgeordnete, di nach ihrer Gewohnheit bey seinem Grabe wei nen musten. Sie kamen haufenweise zu dem Hau se des Verstorbenen, und fiengen ein klägliche Geschrey an. Die armen Leute schienen ganz b troffen, und der Schmerz war auf ihren Gesich tern gemahlt. Ob wir sie schon Wilde nennen, s wissen sie doch die wahren Tugenden an einer Menschen zu schätzen. Dieser Mann hatte sei ganzes Leben über an ihrer Wohlfarth gearbe tet, und sie nannten ihn deswegen ihren Va ter, und das Oberhaupt des Gebetes.

Was für ein Unterschied war zwischen di sem Mißionair und einem seiner Vorgänger der sich fälschlich die Entdeckung von Louisian zuschrieb. Dis war der Pater Hennepin, ei Barfüßer, von dem ich Ihnen etwas erzähle muß.

E

Er gab 1683 eine Relation heraus, deren Titel falsch ist, denn das Land, welches dieser Mönch und Herr Decan entdeckten, indem sie den Fluß Mißißippi, von dem Lande der Illinois an, bis an den Wasserfall S. Antoine herauf schiften, gehört nicht zu Louisiana, sondern zu Canada. Die Nachricht von der zweiten Reise des Pater Hennepin, die in der 5ten Sammlung der Reisen nach Nordamerika stehet, ist eben so unrichtig. Ihr Titel ist: **Reise nach einem Lande, welches größer als Europa ist und zwischen dem Eismeere und Neu-Mexico liegt.** Denn ob man gleich sehr weit herauf auf den Mißißippi gekommen ist, so ist man doch noch immer sehr weit vom Eismeer gewesen. Als der Autor diese zweite Reise herausgab, so war er mit dem M. de la Salle zerfallen; es scheint sogar, daß ihm verbothen worden wieder nach Amerika zu gehen, und daß der Verdruß hierüber ihn auf den Entschluß brachte, sich nach Holland zu begeben, wo er ein drittes Werk unter dem Titel herausgab: **Neue Beschreibung eines sehr großen Landes, welches in Amerika zwischen Neu-Mexico und dem Eismeere liegt, mit Anmerkungen über die Unternehmungen des M. de la Salle und andere Sachen, die die Erdbeschreibung und Geschichte des nördlichen Amerika betreffen.**

Der Autor läßt in diesem Buche seine Verdruß nicht allein an dem M. de la Sall aus, sondern er läßt auch Frankreich sei nen Zorn empfinden, von welcher Krone er sich für beleidigt hielt. Er glaubt seine Ehre da durch zu retten, daß er erklärt, er sey ein ge bohrner Unterthan des Königs von Spanien (1) aber er hätte bedenken sollen, daß er auf Kosten der Krone Frankreich durch Amerika gereiset und daß er und Herr Decan im Namen des Al lerchristlichsten Königs von den Ländern, die si entdeckt, Besitz genommen. Er schämte sich sogar nicht zu behaupten, er dedicire seine Nach richten mit Erlaubniß des Catholischen Königs seines ersten Souverains, dem Könige von Engelland Wilhelm III. und er sucht darinn diesen Monarchen aufzumuntern, diese weit läuftigen Länder zu erobern, und Mißionarien dahin zu schicken, um die Wilden zu bekehren. Ein Schritt, der die Katholiken zum Lachen bewegte, und selbst den Protestanten mißfiel, welche erstaunten, daß ein Mönch, der sich ei nen apostolischen Mißionair nannte, einen pro testantischen Monarchen zu bereden suchte, eine Römische Kirche in der neuen Welt zu etabli ren. Seine Werke sind überdas in einem rednerischen Styl geschrieben, welcher durch

sei

(1) Er war aus Douay gebürtig.

seinen Schwulst, und die Freyheiten, welche sich der Autor nimmt, wie auch durch die unanständigen Schmähungen, die er mit untermischt, misfällt. Der Pater Hennepin hat sich das Privilegium der Reisenden zu nutze zu machen gesucht, deswegen ihn auch seine Reisegefährten heftig getadelt haben, welche versichern, er sey in allen seinen Erzählungen nie bey der Wahrheit geblieben. Man siehet hieraus, daß ihn die Eitelkeit, und nicht der Eifer die Wilden zu bekehren, nach der neuen Welt gezogen.

Während der Zeit, daß ich bey den Koakias war, kamen Wilde von der Nation der Osages an. Diese verehrten als ihren Manitu eine gedörrte Schlange von ausserordentlicher Größe. Sie erzählten: dis ungeheure Thier habe große Verwüstung in ihrem Lande angerichtet, und habe einen Tyger auf einmal verschlingen können. Sie hätten ihm deswegen den Krieg angekündigt, und es angegriffen. Sie hätten es aller Orten verfolgt, aber weder Flintenkugeln noch Pfeile hätten durchdringen wollen, weil sein Leib mit einer harten Schale, beynahe wie ein Crokodil, wäre umgeben gewesen. Endlich hätten sie es doch getödtet, indem sie ihm Kugeln und Pfeile in die Augen geschossen. Der, welcher es getödtet hatte, trug die Zeichnung davon an seinem Leibe beynahe eben wie mir die Akankas einen

Rhe-

Rhebock in die Lende ätzten. Sie beitzten solche Bilder auf folgende Art ein. Sie zeichnen das Bild desjenigen Objects oder Thieres, welches sie einbeitzen wollen, mit schwarzer Farbe oder Canonenpulver auf die Haut. Hernach ritzt man die Haut mit Nadeln bis es anfängt zu bluten, und wischt mit einem Schwamme, der in aufgelösetes Salz gedunkt ist, ganz leicht darüber weg, dis vermischt das Blut mit der schwarzen Farbe, und verursacht eine Kruste auf der Haut, die die Figur unauslöschlich macht. Dieses geht nicht ohne empfindlichen Schmerz ab, weil es aber gleichsam ein Ordenszeichen ist, welches man nicht anders als zur Belohnung rühmlicher Thaten bekommt, so duldet ein jeder die Schmerzen gern, um das Zeichen eines Helden zu tragen. Diese Ehrenzeichen werden vermehrt, so wie einer mehr rühmliche Handlungen im Kriege thut.

Wenn es sich jemand von diesem Volke einfallen ließe, sich eine solche Figur einbeitzen zu lassen, ohne sich im Felde hervorgethan zu haben, so wurde er degradirt, und als ein Niederträchtiger angesehen, der dieser Ehre nicht würdig wäre, die nur denen gebühret, die ihr Leben edelmüthig für ihr Vaterland in Gefahr setzen. Selbst die Söhne der Caciquen werden bey diesen Völkern nicht vorge-

gezogen, außer wenn sie, nach dem Beyspiele ihrer Voreltern, tugendhaft und tapfer sind.

Ich habe einen Wilden gesehen, der, ob er sich gleich niemals in Vertheidigung seines Vaterlandes hervorgethan, sich dennoch ein Ehrenzeichen einbeißen ließ, um diejenigen zu betrügen, die nur nach dem äußern Scheine urtheilen. Dieser Geck wollte in der Absicht für einen Held angesehen werden, um eins der hübschesten Mädgens seiner Nation zur Frau zu bekommen, welche, ob sie gleich eine Wilde war, sehr vielen Ehrgeiz besaß. Als er auf dem Puncte war, die Heyrath mit der Familie seiner Braut zu schließen, so versammleten sich die Häupter der Krieger, welchen es verdroß, daß ein Poltron ein Ehrenzeichen trüge, das nur für verdiente Krieger gehörte. Sie beschlossen diese Kühnheit der Krieger zu bestrafen, und um dergleichen Misbräuchen vorzubeugen, wodurch Helden und Feigherzige in eine Klasse gesetzt würden, sollte dem Prahler das Zeichen der Streitkolbe abgerissen, das heißt, die Stelle geschunden werden, welches Ehrenzeichen er sich angemaßet, ohne jemals einen Streich damit gethan zu haben, und eben dis sollte allen widerfahren, die sich dergleichen zu thun unterfangen würden.

Weil das Urtheil, welches dieser Senat der Wilden gesprochen, ganz unwiederruflich war, und er keine Gnade zu hoffen hatte, so

erbot

erbot ich mich, um die Ehre der Nation zu retten, und aus Mitleid gegen diesen Unglücklichen, ein Arzt bey ihm abzugeben. Ich versicherte, daß ich ihm die Haut mit dem Zeichen abziehen wollte, ohne daß es ihm Schmerzen verursachen sollte, und daß sich sein Blut, durch die Kraft meiner Medicin, in Wasser verwandeln würde. Die Wilden, welche mein Geheimniß nicht wusten, glaubten, ich spottete ihrer: nachdem ich also die Manieren eines Zauberers angenommen, so ließ ich den Prahler eine Schale voll Syrop, darinn ich Opium gethan, austrinken, und legte, unterdessen, daß er schlief, ein Spanisch Fliegenpflaster auf die Streitkolbe, welche er auf der Brust trug, und hernach einige Blätter von Wegbreit, die auf dieser Stelle einen Geschwulst verursachten; das Zeichen gieng mit sammt der Haut ab, und es kam aus der Wunde nur eine wässerigte Feuchtigkeit. Dis Kunstück setzte die Indianischen Gauckler, welche die Eigenschaften der Spanischen Fliege nicht kannten, in Erstaunen. Diese Fliegen sind in dem nördlichen Amerika sehr häufig, sie leuchten des Nachts, und man kann bey ihrem Lichte die feinste Schrift lesen, wenn man sie nahe bey die Buchstaben hält.

Obgleich die Wilden von den Europäern so sehr verschieden sind, so findet man doch in den Sitten der erstern oft eben das, was man

bey

ey den letztern beobachtet. Das folgende Bey-
piel soll dieses beweisen.

Ein Officier von dem Regiment Ille de France verliebte sich im Jahr 1749 in ein jun-
ges Frauenzimmer in Paris, und die Mutter
es Mädgens versprach ihm, daß sie sie ihm
eben wollte, sobald er das Ludwigs Kreutz
aben würde. Die Liebe und das Verlangen
eine Heyraht zu beschleunigen, verleiteten ihn,
aß er sich dieses Ehrenzeichen, welches der
König allein giebt, selbst gab: und nun sahe
hn die Mutter schon als ihren Schwiegersohn
n. Aber wenige Tage hernach begegnete der
alsche Ritter einem Officier von seinem Regi-
ente, der älter im Dienste, als er, war,
nd sehr erstaunte, daß einer, der hinter ihm
ar, mit dem Kreutze prangete. Dieser ant-
ortete ihm, man könnte alles erlangen,
enn man Gönner und gute Freunde hätte.
Der ältere Officier gieng alsobald zum M.
Argenson und beklagte sich über den Tort, der
m dadurch geschehen wäre, daß ein jüngerer
Officier, als er, das Kreutz bekommen hätte.
Der Minister verneinte, daß dieses geschehen
y, und ließ sich das Verzeichniß von der letz-
n Promotion bringen. Weil sich dieser Of-
cier nicht darauf befand, so wurde er arretirt,
nd vor das Gericht der Marschälle von Frank-
ich gebracht. Man hielt über diese Sache
n Kriegsgericht in dem Invaliden Hause,

darin

darinn M. de Belleisle den Vorsitz hatte, un
der falsche Ritter wurde darinn verurtheil
daß ihm das Kreutz sollte abgerissen, und
selbst degradirt werden, und 20 Jahr auf e
ner Citadelle gefangen sitzen.

Was die Weiber der Wilden betrift, di
se können sich so viel Bilder in die Haut be
tzen lassen, als sie wollen. Ich habe einig
gesehen, die sogar auf den Brüsten Figure
hatten. Ob dieses gleich sehr empfindlich
Stellen sind, so stehen sie doch die Marter her
haftig wie die Männer aus, um diesen zu g
fallen, und in die Augen derselben desto sch
ner zu seyn.

Um wieder auf dem Manitu der Osages z
kommen, so wünschte ich sehr ihn in mein
Gewalt zu bekommen, um Ihr Naturalien
Cabinet damit zu vermehren. Ich handel
mit dem Priester, der ihn in Verwahrun
hatte, darüber, und bot ihm Europäisch
Waaren dafür an. Ich stellte ihm vor, de
Dienst, den er diesem Thiere erzeigte, sey ei
Misbrauch, und er müste mit uns den große
Geist, oder Urheber der Natur verehren
Aber dieser listige Diener des Teufels gestan
mir, daß seine dummen und abergläubige
Landsleute alles anbeteten, was ausserordentlic
wäre, und daß er großen Profit von seine
Manitu zöge. Denn da er ein Arzt un
Gaukler wäre, so überredete er sie leicht, ih

Go

ött esse des Nachts mit dem bösen Geiste, und
e musten ihm Lebensmittel für denselben und
ine Thierhäute, ihn damit auszuschmücken,
i seine Hütte bringen.

So bestärkte dieser Betrüger durch seine
stigen Reden diese armen Leute in ihren Irr-
ümern und Vorurtheilen. Diese Wahrsager
berreden das Volk, sie hätten Umgang mit
em bösen Geiste, vor dem sie sich sehr fürchten,
eil sie glauben, er könne nichts als böses
un. Was den großen Geist betrift, so sa-
en sie, weil dieser gut wäre, so würde er
nen nicht schaden.

Ich will diesen Brief mit der Erzählung
on dem Tode eines Wilden von der Nation
er Collapissas beschließen, der sich für seinen
ohn aufopferte. Ich habe diese heldenmü-
ige That, welche einer der edelsten ist, die
n Mensch thun kann, immer bewundert.

Als einst ein Chactas sehr übel von den
ranzosen redete, und sagte, die Collapissas
ären ihre Hunde, oder Sclaven, so verdros-
n diese nachtheiligen Reden einen von dieser
ation so sehr, daß er den Lästerer mit seiner
linte todt schoß. Die Nation der Chactas,
elche die stärkste und erfahrenste im Kriege in
iesem ganzen Lande ist, ergriff sogleich die

Waffen und schickte Abgeordnete nach Neuor
leans, die den Kopf des Mörders, der dahi
unter französischem Schutz geflüchtet war, vo
dem Gouverneur fordern musten. Dieser bo
ihnen Geschenke an, um die Streitigkeit be
zulegen: aber die Nation der Chactas wollt
nichts annehmen und drohete sogar, da
Dorf der Collapissas zu zerstöhren. Man sah
sich also, um Blutvergießen zu verhüten
gezwungen, den unglücklichen Wilden auszu
liefern. Herr Ferrand, der auf dem Poste
der Deutschen, auf dem rechten Ufer des Mi
ßißippi kommandirte, muste diese Verrichtun
über sich nehmen. Der Ort, wo er den Wil
den übergeben wurde, war zwischen dem Dor
fe der Collapissas und dem Posten der Deu
schen, wo man auf folgende Art mit ihm ver
fuhr.

Der Name des Wilden, der hinge
richtet werden sollte, hieß Tichou Mingo
das ist, **ein Knecht des Caciquen.** E
hielt, nach der Gewohnheit dieser Völker, ste
hend eine Rede, und sagte: „Ich bin ei
„wahrer Mensch, das heißt, ich fürchte de
„Tod nicht, aber ich beklage das Schicksa
„meiner Frau und meiner vier Kinder
„die ich noch sehr jung zurücklasse, und
„meiner alten Eltern, die ich von meine

Jag

„Jagt (1) erhielt. Ich empfehle sie den Fran„zosen, weil ich deswegen aufgeopfert werde, „daß ich ihre Partie genommen.„

„Kaum hatte er diese kurze und nachdrückliche Rede geendigt, als sein zärtlicher alter Vater hervortrat, und die Versammlung also anredete: „Es ist etwas außerordentliches, daß mein Sohn sterben muß. Da er aber jung und stark ist, so ist er eher im Stande, als ich, seine Mutter, seine Frau und vier junge Kinder zu ernähren: es ist daher nothwendig, daß er auf der Erde bleibe, um sie zu versorgen. Was mich betrift, so bin ich am Ende meiner Tage, und habe lange genug gelebt: ich wünschte sogar, daß mein Sohn so alt werde wie ich, damit er meine Enkel erziehen könne. Ich aber bin zu nichts mehr nütze, einige Jahre mehr oder weniger sind mir gleichgültig. Ich habe wie ein Mensch gelebt, und will auch also sterben, deswegen will ich an die Stelle meines Sohnes treten.„(2)

(1) Er war der beste Jäger von der ganzen Nation.

(2) Diese Völker folgen dem Rechte der Wiedervergeltung, und rächen den Tod durch den Tod: es ist genug, daß einer von der Nation stirbt, wenn er auch nicht einmal mit dem Verbrecher verwandt ist: die Sclaven sind allein hiervon ausgenommen.

Bey diesen Worten, die ein so nachdrück licher Beweiß seiner väterlichen Liebe waren kam seine Frau, sein Sohn und Schwiegertoch ter, und seine vier Enkel mit Augen voller Thrä nen, um den muthigen Greis herum. E umarmte sie zum letztenmale, und ermahnte sie den Franzosen treu zu bleiben, und lieber zu sterben, als dieselben, durch eine Niederträch tigkeit, die seines Bluts unwürdig sey, zu hin tergehen. Zuletzt sagte er, sein Tod wär ein Opfer, welches seiner Nation nothwendig wäre, und er machte sich einen Ruhm daraus sich für dieselbe aufzuopfern. Nachdem er die se Worte geredet, so reichte er seinen Kopf den Verwandten des Getödteten dar, die ihn auch annahmen. Hierauf legte er den Kopf auf ei nen Stamm von einem Baume, und sogleich wurde er ihm mit einer Axt abgeschlagen.

Durch diesen Tod wurde aller Streit ge endigt, doch muste der junge Mensch denen Chactas den Kopf (1) seines Vaters auslie fern: indem er ihn von der Erde aufhob, redet er ihn also an: „verzeihe mir deinen Tod und er in

(1) Sie steckten den Kopf auf eine Stange und trugen ihn, wie ein Siegeszeichen, zu ihrer Nation.

innere dich meiner im Lande der Seelen.„ Alle Franzosen, die zugegen waren, wurden erweicht, und bewunderten die Standhaftigkeit dieses Greises, der mit jenem berühmten römischen Redner verglichen werden kann, welchen sein Sohn, unter dem Triumvirat, verborgen hatte. Als dieser hörte, daß sein Sohn gemartert wurde, um seinen Vater zu entdecken, so konnte er nicht ertragen, daß sein tugendhafter Sohn so gequält würde, er kam daher von selbst hervor, reichte den Mördern seinen Kopf dar, und bat sie, ihn zu tödten, und das Leben seines Sohnes zu verschonen: der Sohn hingegen beschwor sie ihm das Leben zu nehmen, und es seinem Vater zu schenken. Aber die römischen Soldaten, welche weit grausamer als diese Wilden waren, ermordeten beyde zugleich, und auf einer Stelle.

M. Ferrand, welcher mich auf meiner letzten Reise nach dem Lande der Illinois begleitete, fiel in der rauhesten Jahrszeit in den Missißippi: in dem Augenblicke, da der reissende Strohm ihn mit sich fort in einen Strudel riß, kam ein Jäger von den Akankas, der sich um Glücke mit seinem Canot auf dem Flusse befand, herzu, und rettete ihm das Leben. Der Officier sagte darauf zu ihm: er hofte in der Folge Gelegenheit zu haben, ihm diesen

edlen Dienst, den er ihm erwiesen, zu vergelten. Bey dem ersten Worte, das er hiervon vorbrachte, fiel ihn der Wilde in die Rede, und versicherte: er habe nur die Schuldigkeit eines Bruders gethan, und einer müsse dem andern in Gefahr beystehen: da ihm der große Geist die Kunst, wie ein Fisch zu schwimmen, geschenkt, so könne er diese nicht besser anwenden, als wenn er dadurch seinem Mitmenschen das Leben rettete.

Die Wilden von beyderley Geschlechte lernen sehr früh schwimmen. Ich habe oft mit Vergnügen gesehen, daß die Mütter ihre Kinder in einen Dümpfel von klarem Wasser legten und darinn herum schwammen, wie die Frösche. Ist eine solche Erziehung nicht weit mehr werth als unsre Europäische? Die Frage, von der ich hier handle, ist in einem Lande, wo beynahe alle Reisen zu Wasser geschehen, von der äußersten Wichtigkeit. Ich will mich nicht bey Dingen aufhalten, die hier überflüßig seyn könnten; ich will nur sagen, daß dasjenige, was ein Mensch nach der gesunden Vernunft zuerst wissen muß, die Erhaltung seines Lebens ist, und daß es sehr zu wünschen wäre, daß die Europäischen Mütter hierinn, und auch darinn, daß sie ihre Kinder selbst stillten, den Wilden nachahmten. Diese Handlung, welche die Natur befiehlet, würde viele Vorfälle mit untergeschobenen

enen Kindern verhindern. Ohne mich auf ie Beyspiele zu beziehen, welche in den be- ühmten Rechtshändeln hiervon angeführt verden, will ich nur ein Exempel anführen, elches sich erst kürzlich zugetragen, und das inen Beweis von den Unbequemlichkeiten ab- iebt, die durch dergleichen gedungene Ammen ft verursacht werden. Ein Edelmann, der je- o Officier bey meiner Garnison ist, ist von einer zarten Jugend an lange verlohren gewe- en. Gleich nach seiner Geburt schickte man hn von Paris in das Herz der Normandie und r wurde erst in seinem 22 Jahre, und zwar urch einen Zufall, von seiner Familie wieder rkannt, nachdem er viel Elend und viele Ge- ahren ausgestanden.

Ich erinnere mich, daß ich im Jahr 1749, ls ich auf einer Reise von Paris nach Arpa- on war, ein Augenzeuge eines Unglücks ge- esen bin, welches einem Kinde widerfuhr, as seine Eltern von sich entfernt hatten, um adurch nicht in ihrer Bequemlichkeit gestöhrt u werden. Die Amme, der dis Kind an- ertrauet war, hatte es in ihre Schürze genom- nen, als sie im Begriff war in einen Post- agen zu steigen. Die Schürze, welche hin- en zugebunden war, gieng auf und das Kind iel todt auf die Erde.

Es sey mir erlaubt hier anzumerken, da
die Europäerinnen von den Wilden in ih
rer Denkungsart gänzlich verschieden sind.

„Ihre grobe und wilde Richtigkeit folg
wenigsten den Gesetzen der einfältigen Na
tur.„

M. Thomas.

Die Wilden würden es sich für eine Schan
de halten, ihre Kinder der Sorgfalt einer fren
den Frau, die sehr weit von ihnen entfernt is
anzuvertrauen: sie fürchten nicht, wie di
Europäerinnen, die Zärtlichkeit ihrer Männ
dadurch zu verlieren, daß sie ein Pfand der g
genseitigen Liebe unter ihrem Herzen getrage
Im Gegentheil vermehrt sich ihre eheliche Lieb
und das Vergnügen ihr Geschlecht fortgepflan
zu haben, und sich selbst täglich in ihren Kin
dern aufleben zu sehen, hält sie wegen di
Mühe, die ihnen die Wartung und Erziehun
derselben verursacht, schadlos.

Die weißen Weiber, die man hier Cre
len nennt, folgen in Amerika der Europäische
Mode, und halten es sich für unanständig ih
re Kinder selbst zu säugen: sie übergeben si
sobald sie schwanger sind, einer schwarzen od
rothen Sclavinn, ohne sich darum zu bekün
mern, ob das Geblüt derselben nicht verderb
is

ist. Verschiedene geschickte Aerzte haben aus physikalischen Gründen dargethan, daß die Milch einen Einfluß auf die Neigungen der Kinder hat. Ich habe in Amerika oft erlebt, daß Kinder durch die liederliche Lebensart ihrer Ammen aufgeopfert sind, welches die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindert. Doch ich überlasse diese Materie den Herrn von der Mexicanischen Facultät, diese werden es besser verstehen, als ich.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich allezeit seyn werde. Mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois den 21 Jul. 1756.

N. S.

Ein wilder Courier, der eben ankommt, bringt uns die angenehme Neuigkeit, daß wir Choaguen, und die Oerter, die davon abhangen, an dem See Ontario, eingenommen.

Die Garnison dieses Ortes, welche aus 1500 Mann regulirter Truppen bestanden, ist zu Kriegsgefangenen gemacht, und hat die Capitulation annehmen müssen, welche ihr M. de Montcalm hat accordiren wollen. Dieser

General hat alsobald die 5 Fahnen von der Regimentern, die in diesem Platze gelegen, nach Quebeck geschickt.

M. Rigaud (1), welcher Gouverneur der drey Flüsse war, kommandirte die Canadier und die Wilden, und hatte einen vortheilhaften Posten eingenommen, von dem er den Feinde die Zufuhr, und den Rückzug abgeschnitten.

Die Landsoldaten, die Truppen der Colonie, wie auch die Canadier und Wilden, haben sich gleich tapfer gehalten. Wir wissen noch nicht die Anzahl der Todten auf feindlicher Seite, doch weiß man, daß ihr General beym Anfange des Angrifs, geblieben ist. Wir haben von unsrer Seite in dieser rühmlichen Unternehmung nur drey Soldaten verlohren. Der Obriste Bourlamaque von der Infanterie ist leicht verwundet, wie auch 7 oder 8 Canadier. Aber zum Unglück ist M. Decomble, einer von unsern Ingenieurs, von einem Wilden mit einem Flintenschuß getödtet, dieser sa

h

(1) Er ist ein Bruder des Marquis de Vaudreuil, welcher mit dem Titel, eines General-Gouverneurs über Canada und Neu-Frankreich nach Amerika zurück gekommen ist.

)e ihn, wegen seiner Uniform, die von der Uniform der übrigen Officiers unterschieden war, ür einen Engelländer an.

Der Marquis de Montcalm läßt jetzo die Befestigungswerke, um Choaguen, schleifen, und die Lebensmittel und Munition, wie auch 100 Canonen, welche er darinn gefunden, verden nach Frontenak geschaft.

IX. Brief.

An eben denselben.

Abreise des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Caravane Elephanten, welche in der Gegend des Flusses Oyo angelangt.

Mein Herr!

Allem Anscheine nach wird dieses der letzte Brief seyn, den Sie von mir aus diesem Lande erhalten werden. Einer Verordnung der Aerzte zufolge schicke ich mich an wie-

wieder nach Frankreich zu gehen, und di
Bourbonschen Bäder daselbst zu gebrauchen
um den übeln Folgen vorzubeugen, die mir ei
ne alte Wunde drohet, welche ich vor lange
Zeit in dem Sturme des Chateau Dauphin b
kommen. (1)

Unser Kommandant hat gestern durch e
nen Expressen die Nachricht von dem Fo
Quene erhalten, daß die Engelländer groß
Zurüstungen machen, diesen Posten wieder z
erobern. M. de Macarty hat auch schon eine
Transport Lebensmittel abgeschickt um den O
damit zu versehen. Der Ritter de Villier
kommandirt dieses Fort an meiner Stelle, we
mir meine schlechte Gesundheit nicht erlaul
hat die Reise dahin zu thun. Wenn ich w
re im Stande gewesen dahin zu reisen, so wü
de ich den Ort haben untersuchen können, w
ei

(1) Dis ist ein fester Ort in Piemont, der a
einem Gipfel von den Alpen Gebirgen lieg
Er wurde 1744 den 19ten Julii unter der A
führung des Prinzen Conti erobert.

Die Brigade von Poitu, welche der bra
M. de Chevert anführte, that sich in dieser Act
on ganz besonders hervor, und zog die B
wunderung von ganz Europa auf sich. Ma
sehe die Zeitungen von diesem Jahre.

in Wilder Elephantenzähne fand: er gab mir inen Backenzahn davon, der ungefähr 6 und Pfund wog.

Im Jahr 1735 fanden die Canadier, elche mit den Tchicachas Krieg führten, an em schönen Fluß Oyo sieben Gerippe von Elehanten. Dis macht mir es wahrscheinlich, aß Louisiana mit Ostindien zusammen hängt, nd daß diese Elephanten aus Asien, durch as westliche Amerika, welches wir noch nicht ennen, hierher gekommen. Eine Heerde dier Thiere hat sich vielleicht verirret, und ist in is feste Land gekommen, und da die Wilden amals noch kein Schießgewehr gekannt, so aben sie sie nicht ausrotten können, und es t deswegen möglich, daß sie immer in den Wäldern fortgegangen, und endlich an den rt, von dem ich schon geredet habe, gekomen sind. Dieser Ort ist auf der Charte von ouisiana mit einem Kreutz bemerkt. Vielleicht nd die Elephanten hier in morastige Gegenn gekommen, und wegen ihrer ungeheuren Schwere darinn stecken geblieben.

Im Jahr 1752 brachten die Missouris em Baron Porneuf, der das Fort Francois in ihrem Lande kommandirte, das Fell von eiem Thiere, welches bis hierher in Amerika nbekannt gewesen ist. Er schickte es zum Geschenk

schenk an die Marquise von Vaudreuil, di
sich eine Muffe daraus machen ließ. Di
Thier mochte noch einmal so groß seyn, al
ein Fuchs in Europa, die Haare auf seiner
Felle waren so fein und weich wie Sammet un
schwarz und weiß gesprenkelt.

Einige Schriftsteller behaupten, man hab
durch Nova Zembla, oder die Insel Caran
bicee, die gegen Norden der alten Welt lieg
über das Eis bis nach Grönland komme
können. Sie glauben, dis sey der Weg
durch den die ersten Einwohner nach Amerik
gekommen, und die Meerenge, welche hie
die festen Länder von einander scheidet, sey gege
Osten mit Bergen von Eis bedeckt. Aber al
die, welche diesen Weg durch Norden nach In
dien versucht haben, sind von den weißen Bäre
gefressen oder durch das Eis umgekommen.

Meine Gedanken hiervon sind: wenn di
ersten Einwohner durch diesen Weg nach Am
erika gekommen wären, so würden sie sich i
Canada, Neu-Engelland, und Louisian
vornemlich etablirt haben, weil die nördliche
Theile dieser Länder mit dem Lande, aus wel
chem sie gekommen, beynahe einerley Clim
haben. Man weiß aber, daß, als die Franzo
sen und Engelländer das nördliche Amerik
ent

:ntdeckten, nur sehr wenige Einwohner darinn varen, da im Gegentheil die Spanier, wel- he Mexico und Peru eroberten, Kayser und Könige in diesen Ländern fanden, welche zahl- :eiche Armeen aufbringen konnten, und ihren Abgöttern jährlich 20000 Gefangene opferten. Man hat daher Ursach zu glauben, daß die er- :en Menschen durch Westen, nemlich Mexico nd Louisiana, nach Amerika gekommen (1). Die Elephanten, welche man hier gefunden, be- ärken diese Vermuthung. Noch mehr, wenn h die Wilden, welche Sioux des Prairies enannt werden, und im Lande herumziehen, :fragt habe, so haben sie mir geantwortet: e hätten von andern Wilden gehört, daß ge- :n Westen bekleidete Menschen wären, die af dem großen See mit großen Piroguen (2) :rumschiften. Daß sie in großen Dörfern ohnten, die von weißen Steinen erbauet ären, und daß sie einem mächtigen Ober- upte gehorchten, welches große Armeen ins eld stellen könnte.

Ueber-

(1) Louisiana grenzt gegen Nordost an Canada, gegen Osten an Florida und die Englischen Colonien, und gegen Westen an Neu Mexico. Die Grenzen gegen Nordwesten sind noch nicht bestimmt.

(2) Die Wilden nennen das Meer den großen See und die Schiffe Piroguen.

Ueberdas beten die Mexicaner die Götzen bilder wie die Indianer an, und die wilden Natches haben einen Tempel und Götzendienst. Man hat in ihrer Sprache chinesische Wörter entdeckt. Einige Wilde schneiden sich die Haare ab, oder reissen sie sich aus, und lassen nur einen Zopf davon stehen, wie ein Mönchskrone, woran sie bunte Federn befestigen. Sie schneiden sich niemals die Nägel ab, welches in China als ein Unterscheidungszeichen des Adels angesehen wird, daß sie nemlich an der rechten Hand sehr lange Nägel tragen.

Wenn die Menschen aus Europa nach Amerika gekommen wären, so würde sich das Geschlecht der weißen Menschen darin erhalten haben, denn wir sehen, daß seit drittehalb hundert Jahren, da Columbus die neue Welt entdeckt, die Europäer, welche sich darin niedergelassen, die weiße Farbe ihrer Vorfahren von Geschlecht zu Geschlecht, behalten haben. Die Thiere in Amerika sind von den Europäischen ganz verschieden, und man findet davon im Plinius und andern Naturbeschreibern nicht die geringste Nachricht. Doch wir müssen uns begnügen lassen, die Werke des Schöpfers mit Ehrfurcht zu bewundern, ohne seine Geheimnisse ergründen zu wollen.

Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, aß, als die Spanier S. Domingo in Cuba ntdeckten, sie diese Inseln sehr bevölkert fan- en; aber sie erwürgten die meisten von den- lben, unter dem Scheine der Religion, um r Gold zu bekommen. Aus dieser Ursache igte ein kleiner König auf einer dieser Inseln, elcher den Spaniern entwischt war, seinen uten: das Gold sey der Gott ihrer Feinde, eil sie mit so vieler Gefahr so weit her kämen, m es zu besitzen, und man müsse ihnen alles ngeben, um Ruhe zu haben. Ein andrer acique wurde von der Inquisition zum Feuer rdammt, ein Jesuit redete ihm zu, er möchte n Christ werden, so würde er ins Paradies mmen: aber er protestirte dawider, daß er cht hinein wollte, wenn Spanier darinnen ären. Diese unglücklichen Wilden hatten ei- en solchen Abscheu gegen die Spanier, daß nicht bey ihren Weibern schliefen, um so ausamen Herren keine Sclaven zu zeugen. enn sie die Spanier aufgefressen haben, so dies gewiß aus Rache, und nicht aus Ge- hmack am Menschen Fleische geschehen. Denn sagten: es wäre unmöglich, daß das Fleisch n einem Spanier gut seyn könnte.

Ich habe vergessen Ihnen in meinem letz- n Briefe zu melden, daß ich mit zu dem Krie- s-Festin eingeladen war, welches das Ober-

haupt der Illinois angestellt, um Krieger z
werben, die unter dem Ritter de Villier mi
zu Felde ziehen sollten. Dieser erhielt von den
Kommandanten die Erlaubniß, eine Parti
Franzosen und Wilde auf die Beine zu brin
gen, um den Tod des M. de Jumonville seine
Bruders zu rächen, den die Engelländer, noc
vor dem Kriege, ermordet hatten. „Die wi
„den Bewohner dieser Zonen haben in ihre
„Wüsten mit Grausen diese abscheuliche Tha
„gehört, und eilen von allen Enden her des
„wegen Rache zu suchen, und ihre Keulen m
„den Blitzen Frankreichs zu vereinigen.

Jumonville: Ein Gedicht von
M. Thomas.

Das Oberhaupt der Illinois heißt Pap
pe-changouhias und ist mit vielen Französische
Familien verwandt, die in diesem Lande wol
nen. Dieser Cacique ist dem Prinzen Tam
roas mit dem Zunamen Chikagou, der 175
gestorben, gefolgt. Er trägt die Medaille de
Verstorbenen, und hat durch seine Ergebenhe
denen Franzosen schon genugsam bewiesen, da
er würdig ist sie zu tragen. Als das Det
chement des Ritters de Villier (1) in marsch
fe

(1) Man muß den M. de Villier, der den Zun
men le Grand führete, und schon 1753 ausz
den Tod seines Bruders zu rächen, nicht m
dem Ritter de Villier verwechseln, der dies D
tach

ertigen Stande war, bat sich Papapechan-
ouhias aus, ihn mit seinen Kriegern zum
Wegweiser zu dienen, und sie marschirten
en 1 April 1756 vom Fort Chartres ab. Ge-
en das Ende des Maymonats kamen sie an
ie Grenzen von Virginien, wo die Engelländ-
er ein Fort hatten, welches mit starken Palli-
den umgeben war. In der folgenden Nacht
gen sich die Wilden, ein jeder mit einem Bün-
el von trocknem Holze in der Hand, bis an
ie Palliſaden des Forts, und steckten sie da-
it in Brand. Der Kommandant der En-
elländer, welcher herzu geeilet war, um das
euer löschen zu lassen, wurde von einem Wil-
en, bey der Helligkeit des Feuers entdeckt,
nd mit einem Flintenschuß getödtet. Alsobald
ef ihnen dieser Wilde zu: ergebet euch, ihr
nglischen Hunde, wo nicht, so sollt ihr ver-
:annt, oder aufgefressen werden. Die Garni-
n wurde durch diese Drohungen in Furcht ge-
gt, und weil sie keinen Anführer mehr hat-

tachement anführte. Man sehe das Gedicht des berühmten M. Thomas hierüber.

Von den 7 Brüdern, daraus die Familie der Villiers bestand, sind 6 in Canada als Vertheidiger des Vaterlandes geblieben. Der Ritter de Villier ist der letzte, welcher 1759 in der Affaire von Niagare, gefangen wurde. Dieser Officier hatte ein Corps Engelländer bey dem Fort Quene geschlagen.

ten, so ergaben sie sich den folgenden Tag au
Discretion. Die Wilden banden alsdenn zwe
und zwey als Gefangene zusammen, einen Ser
geanten ausgenommen, den ein Wilder er
kannte, daß er in Friedenszeit einmal Stock
schläge von ihm bekommen hatte. Dieser Un
glückliche muste ein Opfer der Rache diese
Barbaren werden, und sie verbrannten ih
ohne Barmherzigkeit. Die Wilden verzeihe
niemals, sie sehen sich als frey und unabhäng
lich an, und man muß sich daher hüten, s
zu schlagen: denn sie suchen sich gewiß, frü
oder spät, deswegen zu rächen.

Die Engelländer, welche hier zu Gefange
nen gemacht wurden, an der Zahl 40, wu
den unter den Franzosen und Wilden getheilt
welche letztern sie, nach ihrer Gewohnheit
ausplünderten, ihnen die Haare und den Bar
ausrissen, und sie, auf Fürbitte der Franzosen
nur zu Sclaven machten. Doch brachten di
Französischen Officiers und die übrigen Ein
wohner in Illinois hernach eine Summe Gel
des zusammen, und kauften sie aus Mitleid
durch ein Geschenk, welches sie den Wilde
gaben, wieder loß; denn diese hielten sie wi
Hunde, aus der einzigen Ursache, weil sie un
sre Feinde waren, um uns ihre Ergebenhei
dadurch zu beweisen.

Von dem Dorfe der Koakias gehet der Weg zu den Peorias, die mit den Illinois im Bündniß stehen, durch eine schöne und große Wiese, die ungefehr 25 Meilen lang ist. Die Wilden, die mich begleiteten, schlugen hier mit Stöcken einige kleine Vögel todt, die sie gefaltete Schnäbel nennen. Diese Vögel haben bunte Federn, und sind eben so wohlschmeckend, wie die Feigenbeisser in Provence. Die Wilden versicherten mich, es wären Zugvögel, und sie versammleten sich hier alle Jahre um die Zeit, wenn die Erdbeeren auf dieser Wiese reif sind, welche sie gern fressen. Das Dorf der Peorias liegt an dem Ufer eines kleinen Flusses, und ist, nach Amerikanischer Art, mit starken Pfählen, die darum herum gesetzt sind, befestiget.

Bey meiner Ankunft daselbst erkundigte ich mich nach der Wohnung des Caciquen, man führte mich zu einer großen Cabane, wo die ganze Nation versammlet war, weil die Reards, ihre Todfeinde, einen Trup ihrer Krieger in die Flucht geschlagen hatten.

Ich wurde von dem Caciquen und den vornehmsten Kriegern sehr wohl aufgenommen: sie kamen einer nach dem andern, und drückten mir zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und schrien dabey: Hau! Hau! welches bedeu-

tet: sey uns willkommen. Ein junger Wil-
der zündete sogleich darauf die Friedenspfeif
an, und das Oberhaupt überreichte sie mir, ih
rer Gewohnheit gemäs, um daraus zu rauchen

Nachdem die ersten Höflichkeiten vorübe
waren, so brachte man mir eine Schale vol
von dem frischen Safte eines Baums, den si
der Ahornbaum nennen. Die Wilden sammle
diesen Saft im Monat Januar, indem sie unte
in dem Baum ein Loch bohren, und eine klein
Röhre dahinein stecken. Wenn der Frost aufg
het, so läuft ungefähr ein Orhof Wasser oder Sa
heraus, welchen sie so lange sieden, bis ein Syro
daraus wird, und aus diesem kochen sie he
nach einen Zucker, der ein wenig roht, un
dem Calabrischen Manna ähnlich ist. D
Apotheker ziehen diesen Zucker selbst den vo
der aus Zuckerrohr gekocht wird. Die Franz
sen, welche in diesem Lande wohnen, haben vo
den Wilden die Kunst diesen Zucker zu mache
gelernt. Dieser Syrop ist sehr gut wider de
Husten und Brustbeschwerden.

Hernach brachte man mir Brod von Pliac
mine, Bärenfüße und Biberschwänze, i
aß auch aus Höflichkeit etwas Hundefleisch
Denn ich habe mir es zur Regel gemacht, da
ma

nan sich nach dem Volke richten muß, mit dem nan zu leben gezwungen ist, und daß man ihre Sitten nachahmen muß, um sich ihre Liebe zu erwerben. Zum Beyessen setzte man mir eine Schüssel voll Brey von Sagamite, die man mit Ahorn-Syrop gewürzt hatte, vor dis ist in Essen der Wilden, welches sehr schmackhaft und erfrischend ist. Zum Desert setzte man mir eine Art trockner Früchte auf, die sehr gut schmecken, und so gut als die besten Corinthen sind. Diese Früchte sind in dem Lande der Illinois sehr häufig.

Den folgenden Morgen hatte sich eine große Menge Volks auf dem Felde versammlet. Man wollte dem neuen Manitu zu Ehren einen Tanz anstellen. Die Priester hatten sich mit einer Thonerde angestrichen, und darum allerley ungereimte Figuren gedruckt, und ihre Gesichter waren roth, weiß, gelb, grün und schwarz gemahlt. Der Oberpriester trug auf dem Kopfe eine Mütze von Federn, die wie eine Krone gestaltet war und daran zum Zierath ein paar Hörner von einem wilden Bock waren (1). Ich kann nicht leugnen, daß mich der Aufzug dieses Prälaten zum Lachen bewegte. Weil aber dergleichen Feyerlichkeiten bey diesen

(1) Diese Thiere findet man im Lande der Missouris, ihre Hörner sind gekrümmet und schön schwarz.

Völkern sehr ernsthaft sind, so muß man sich hüten, nicht in Lachen auszubrechen: denn sie nehmen dieses vor eine Spötterey und Unanständigkeit auf. Auch stöhren die Wilden die Catholiken niemals in ihrem Gottesdienste. Aber was für ein Ungeheuer, dem göttliche Ehre angethan wurde, bekam ich hier zu sehen. Ich stand an der Thüre ihres Götzentempels, der Oberpriester (1) nöthigte mich hereinzugehen. Weil ich ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, so bezeugte ich einigen Abscheu hereinzutreten. Aber einer, von den Wilden von meiner Gesellschaft, merkte meine Unentschlossenheit, und sagte mir, wenn ich nicht hineingienge, so würden die Wilden es für eine Beleidigung oder wenigstens für eine Verachtung aufnehmen. Dis bewog mich, hineinzugehen, und den Manitu zu sehen. Sein Kopf ragte über die Brust hervor, und war gestaltet wie der Kopf eines Bocks, seine Ohren und seine Haare waren wie die Ohren und Haare von einem Luchs; seine Füße, Lenden, Schenkel und Hände waren wie an einem Menschen. Dieser Götze mochte ungefähr 6 Monat alt seyn. Die Wilden hatten ihn in einem Walde am Fuße einer Ei-

(1) Der Priester, der über den Tempel gesetzt ist, bestrich, ehe er opferte, seinem Leib mit einer harzigten Gummi, und streuete Pflaumfedern von einem Schwan darüber, und tanzte in diesem lächerlichen Aufzuge dem Götzen zu Ehren.

e von Gebirgen gefunden, welche die Berge der heiligen Barbe genennt werden, und die ich bis an die reichen Bergwerke von Santa Fe in Mexico erstrecken. Die ganze Nation hatte sich versammlet um ihn um seinen Beystand wider ihre Feinde anzurufen.

Ich gab diesen Unwissenden zu verstehen, ihr Manitu wäre ein böser Geist, und bewieß es ihnen damit, daß er zugegeben hätte, daß ihre Landsleute von den Renards, ihren ärgsten Feinden, wären überwunden worden: ich rieth ihnen, sie möchten ihn verlassen, und sich an diesem bösen Geiste rächen. Sie antworteten mir: Tikalabe, hue ni gue, das ist: wir glauben dir, du hast Recht. Man sammlete darauf die Stimmen, und es wurde beschlossen ihn lebendig zu verbrennen. Der Oberpriester, oder Opferer, sprach das Urtheil über ihn: dieses lautete, wie es mir der Dollmetscher übersetzt hat, also: „Du Ungeheuer, welches aus „den Excrementen des bösen Geistes gezeugt ist, „und zwar zum Untergange unsrer Nation, „die dich in ihrem Irrthume für ihren Manitu gehalten hat; du hast nicht auf die Opfer geachtet, die wir dir gebracht haben, und „hast zugelassen, daß ein Theil unsrer Landsleute von unsern Feinden, die du offenbar beschützest, geschlagen und in die Sclaverey geführt ist. Alle unsre Aeltesten haben deswe-

„gen auf Anrathen des Anführes von den weis
„sen Menschen einmüthig beschlossen, daß du
„zur Strafe für deine Undankbarkeit gegen uns
„lebendig sollst verbrannt werden.„ Die ganz
Versammlung bestätigte dieses Urtheil mit einen
lauten Geschrey, und rieffen Hou, Hou, Hou.

Weil ich sehr begierig war dis Ungeheue
in meine Gewalt zu bekommen, indem ich das
davon ich Ihnen oben gesagt, nicht hatte er
halten können, so fieng ich es auf folgend
Art an. Ich gab dem Priester ein kleines G
schenk und ließ ihn durch meinen Dollmetsche
sagen, er möchte seinen Landsleuten vorstellen
wenn sie dis Thier verbrennten, so könnte vie
leicht aus seiner Asche ein neues Ungeheuer en
stehen, welches ihnen schädlich seyn könnte: ic
wollte es daher mit über den großen See neh
men, um sie davon zu befreyen. Meine Grün
de fanden bey ihm Beyfall, und durch Hül
des Geschenks, welches ich ihm gab, wurde mei
Vorschlag angenommen, und beschlossen es m
Keulen todt zu schlagen: da aber meine Absich
war, es ohne Verstümmelung zu erhalten,
ließ ich ihnen sagen, sie möchten es meinen Le
ten überliefern, die es erwürgen sollten, wen
es einer von ihrer Nation tödtete, so könnte si
dieser dadurch ein Unglück über den Hals zieh
Sie gaben mir auch hierin Beyfall, und übe
lieferten mir es mit der Bedingung, daß ich
vo

von ihrem Lande entfernen sollte. Ich ließ es darauf erwürgen, weil ich aber weder Weingeist noch Brantwein hatte, um es darinn zu conserviren, so muste ich es seciren lassen, um es Stückweise mit nach Frankreich zu bringen, um Ihre Sammlung von Seltenheiten der Natur damit zu vermehren. (1)

Ich will, ehe ich schließe, noch ein Beyspiel von dem Aberglauben dieser Völker, und ihrer Verehrung abscheulicher Thiere, erzählen. Im Jahr 1756 kam eine Gesandtschaft von den Missouris (2) auf dem Fort Chartres an, dabey war auch eine alte Frau, die für eine Zauberinn gehalten wurde. Sie trug um ihren nackten Leib eine lebendige Glockenschlange, deren Biß tödtlich ist, wenn man nicht augenblickliche Hülfe erhält.

Diese Priesterinn des Teufels redete mit der Schlange, welche sie zu verstehen schien, ich sehe wol, sagte sie zu ihr, daß er dir hier nicht gefällt, kehre daher in deine Heimat zurück, wo ich dich, bey meiner Zurückkunft antreffen werde: alsobald flohe die Schlange in einen

(1) Das Squelet von diesem Ungeheuer ist jetzo in dem Naturaliencabinet des M. Fagottes Commissairs der Französischen Colonien in Amerika.

(2) Sie wohnen gegen Westen von Louisiana an einem Flusse, der ihren Namen führet und in den Mißißippi fällt.

einen Wald und nahm ihren Weg nach den
Lande der Missouris. Wenn ich abergläubisch
wäre, so würde ich Ihnen sagen, daß ich
gesehen hätte, daß der Teufel diesen Völkern
unter der Gestalt einer Schlange erschienen
Eine Menge Missionairs haben uns, in ihren
Erzählungen und erbaulichen Briefen, überre
den wollen, der Teufel erschiene diesen Völkern
um von ihnen göttlich verehrt zu werden. Abe
es gehet hier nichts übernatürliches, sonder
lauter Betrügereyen vor.

Sie wissen, daß alle Thiere, auch sogar di
wildesten, sich von dem Menschen zähmen la
sen. Ich kann auch nicht wissen, ob die Schlan
ge dieses alten Weibes würklich nach dem Land
der Missouris gekommen ist. Nur dis kann ic
versichern, daß ich einen großen Abscheu gege
diese Thiere trage, und daß ich sie todt schlage
wo ich sie antreffe.

Ich erinnere mich, daß sich ein Soldat vo
unsern Truppen in dem Dorfe der Peangu
chias, einer Nation, die mit den Illinois allii
ist, beynahe einen gefährlichen Handel zugezo
gen hätte. Er kam in eine Cabane, und fan
darinn eine lebendige Schlange, und tödtete si
mit seiner Axt, ohne zu wissen, daß sie de
Herr von der Hütte als seinen Manitu verehrte
Der Wilde kam in dem Augenblicke dazu, un
gerieth in die größte Wuth, da er seinen Go
nich

icht mehr lebendig fand. Er versicherte: die-
es sey die Seele seines Vaters, welcher seit
inem Jahre todt sey, derselbe habe das Unglück
ehabt, zwey Schlangen, welche auf einem
elsen geleicht, mit seiner Flinte zu tödten, und
ey alsobald darauf krank geworden und ge-
orben.

Dieser Alte, dessen Einbildungskraft durch
in hitziges Fieber in Unordnung gerathen war,
atte sich vorgestellt, er sehe die beyden Schlan-
en, die ihn deswegen Vorwürfe machten,
aß er sie getödtet hätte, und hatte deswegen,
he er gestorben, seinem Sohne empfohlen,
iesen Thieren kein Leid zu thun, damit es ihm
icht auch das Leben kosten möchte (1). Weil
h die Denkungsart dieser Völker kannte, so
ieth ich dem Soldaten, den dieser Wilde als
inen Mörder seines Gottes ansahe, sich als
etrunken oder unsinnig anzustellen, und zu dro-
en, daß er mich und seine Kammeraden auch
ödten wollte. Die Wilden fiengen alsobald ein
Geschrey an: der weisse Krieger habe den Ver-
tand verlohren. Ich forderte darauf Stricke,
m ihn binden zu lassen, und weil ich sehr auf
ihn

(1) Ich habe in Frankreich erlebt, daß ein Bauer eine Eule von dem Dache seines Nachbarn herunter schoß: als bald darauf sein Vater starb, so glaubte er, diesen Tod habe der unglückliche Vogel verursacht.

ihn erzürnt zu seyn schien, so kamen die Vor
nehmsten von ihren Kriegern, und baten fü
ihn: sie sagten, er hätte den Verstand versoffen
und eben dieses begegnete oft den rothen Men
schen auch. Um die Sache desto wahrschein
licher zu machen ließ ich mich noch von der Fra
des Caciquen bitten, und stellte mich alsdenn
als ob ich mir durch die Höflichkeit gegen ih
Geschlecht bewogen würde, ihm zu verzeihen.

Ich schenkte dem Herrn der Schlange ein
Bouteille Brandtwein, um seinen Schmer
darinn zu vertrinken. Die Wilden haben ein
ungemeine Begierde nach diesem Getränke, un
sie werden ganz rasend, wenn sie zu viel davo
getrunken haben. Wenn sie wieder zu sich selb
gekommen, so sagen sie: der Brandtwein, un
nicht sie, hätte dumme Streiche gemacht, un
glauben genugsam entschuldigt zu seyn, wen
sie bekennen, sie wären unsinnig gewesen
Wenn ein Wilder in der Trunkenheit, eine
andern tödtet, so wird dieser Todtschlag nich
gerächet. Aber sie hüten sich auch, daß sie sic
nicht alle zugleich betrinken, die, welche nüch
tern sind, hüten die andern, und die Weib
verstecken alsdenn alles tödtliche Gewehr. Ma
kann den Brandtwein mit unter die Plage
rechnen, wodurch das nördliche Amerika vo
Einwohnern entblößt ist. Dis Getränk set
den Menschen unter das Vieh, und bringt vi

ins Grab. Ich habe oft gesehen, daß sich ie Wilden, wenn sie sich besoffen hatten, un- r einander mit Aexten und Keulen todt geschla- en haben.

Ich bin nunmehro auf dem Punkt, von ier abzureisen, und hoffe im Januar 1757 n Neuorleans zu seyn. Diesen Brief schicke h mit einer großen Pirogue ab, die M. de Nacarty mit Depechen, an den Gouverneur hickt. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois vom 10ten Nov. 1756.

X. Brief.

An eben denselben.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffahrt den Fluß herunter. Er campirt auf einer Insul, die dieser Fluß macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur der- selben.

Mein Herr!

Sie wollen von mir wissen, ob die Wilden unter sich Hauptleute, und einen König, der

der sie kommandirt, haben? Die Zeit, welche ich unter ihnen gelebt, setzt mich in den Stand ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie sind in Stämme oder Nationen eingetheilt, davon ein jeder durch einen Caciquen, oder kleinen König regiert wird, welcher von Niemanden, als den **großen Geiste**, oder obersten Wesen, ab hängt. Ob gleich diese Caciquen unumschränkt regieren, so wissen sie sich doch Liebe und Ehr furcht zu erwerben, ohne ihr Ansehn gehäßi zu machen. Sie werden deswegen auch vo ihren Unterthanen als Halbgötter verehrt un betrachtet, als ob sie zur Glückseligkeit de menschlichen Geschlechts gebohren wären. Si sind die Väter ihres Volkes, eine Würde, di ihnen weit schätzbarer ist als alle Titel des Su tans und großen Mogols. Diese Monarche Asiens sind, bey den großen Revolutionen, d sich oft in ihren Staaten zutragen, öfters d Gefahr ausgesetzt ihr Leben zu verlieren, den es ist nichts ungewöhnliches, daß sich ihre V. sallen wider sie empören, und sie selbst, un ihre ganze Familie, ausrotten.

Dagegen ist das Verbrechen der beleidi ten Majestät in Amerika ganz unbekannt, un die Caciquen gehen, ohne die geringste Furch aller Orten sicher herum. Wenn sich einer e kühnte ihnen nach dem Leben zu trachten, wurde ein solcher als das schrecklichste Ung heu

:uer angesehen, und mit seiner ganzen Familie
:rtilgt werden.

Was ihre Kriegshauptleute betrift, welche
re Armeen gegen die Feinde anführen, so
erden nur solche zu dieser Würde erhoben,
elche öfters im Treffen für ihr Vaterland ge-
chten, und Proben ihrer Tapferkeit abgelegt
ben. Und weil die Officiers so wol wie die
rigen Soldaten nackend gehen, so dienen
nen die Narben an ihrem Leibe zu Unterschei-
ngszeichen, und statt der Patente.

Die Greise, welche nicht mehr zu Felde
:hen können, sind deswegen der Nation nicht
nütz. Sie halten Reden an das Volk, wel-
es ihnen, wie Orakeln, zuhört. Alles ge-
iehet nach ihrem Rechte, und die jungen Leu-
sagen: weil sie länger in der Welt wären,
s sie, so müsten sie auch mehr Erfahrung
nd Klugheit besitzen. Wenn ich mich über die
ufriedenheit wunderte, darinn diese Greise
ten, so sagten sie mir; da sie nun nicht mehr
n Stande wären für ihr Vaterland zu fechten,
lehrten sie nun ihre Nachkommen, es zu ver-
eidigen. Daher auch die Krieger allemal,
enn sie aus dem Felde zurück kommen, einen
heil von ihrer Beute in die Cabanen der alten
edner bringen, die sie zum Streite aufgemun-
rt haben. Die ältesten von der Nation be-
mmen die Kriegsgefangenen, und behalten

sie zu ihren Sclaven. Die alten Krieger, we
che nicht mehr zu Felde ziehen können, rede
die Truppen an. Der Redner macht dam
den Anfang, daß er an den Pfeiler mit ein
Streitkolbe schlägt, Er erzählt alle die Coup
die er in den Schlachten ausgeführt, das i
wie viel Kopfhäute er von den Feinden zurü
gebracht. Die Versammlung schreiet alsdenn
Hau! Hau! das heist, es ist wahr. Die W
den hassen die Lügen, und sagen, wer lügt
kein wahrer Mensch.

Darauf fängt der Redner seine Rede ung
fähr folgender maßen an: „Wenn ich noch jü
„ger und stärker wäre, so würde ich euch,
„wie ich vormals gethan, wider unsre Fein
„ins Feld führen, und ihr würdet mich a
„den Zehen meiner Füße gehen sehn. Ziel
„also aus, meine Kamaraden, wie tapfre Mä
„ner, habt Herzen, wie die Löwen, verschlies
„eure Ohren niemals, schlafet wie die Hase
„marschiret wie die Hirsche, scheuet die Kä
„nicht, fürchtet euch nicht, euch ins Was
„zu stürzen wie die Budel. Wenn ihr verfol
„werdet, so suchet eure Flucht zu verberge
„Vor allen andern aber scheuet die Pfeile e
„rer Feinde nicht, und zeiget, daß ihr wah
„Krieger und Menschen seyd. Wenn ihr i
„Treffen kommt, so gebrauchet alle eure Pfe
„wider eure Feinde, fallet sie hernach mit e

„E

„ren Keulen an, und tödtet alles was euch „widerstehet. Es ist besser im Treffen zu blei„ben, als sich hernach unter dem Galgen ver„brennen zu lassen.„

Wenn die Rede geendigt ist, so überreicht der alte Krieger die Friedenspfeife dem Tacha-Mingo, oder Anführer des Heers, und allen Officiers, welche, ein jeder nach seinem Range, daraus rauchen. Auch alle diejenigen, welche noch nicht mit im Felde gewesen sind, kommen und rauchen, um sich gleichsam zu enrolliren. Darauf tanzen sie den Krieges-Tanz, und essen Hundefleisch, welches, wie ich schon gesagt habe, die vornehmste Speise der Krieger ist.

M. du Tissenet hat mir eine Geschichte erzählt, die seinem Vater begegnet ist, welcher einer der ersten Officiers gewesen ist, die mit dem M. de Bienville nach Louisiana gekommen sind. Dieser kam mit einigen Kaufleuten, die gegen Europäische Waaren Pelzwerk einhandeln wollten, zu einer wilden Nation. Diese Wilden beredeten sich unter einander, ihnen das Fell vom Kopfe zu ziehen. M. du Tissenet hatte unter Weges ihre Sprache gelernt, und verstand also ihre Reden, und weil er eine Perucke trug, so riß er diese vom Kopfe, warf sie auf die Erde, und sagte: Ihr wollt die Haut von meinem Kopfe haben, da liegt sie, unterstehet euch sie aufzunehmen, wenn ihr das Herz

habt. Das Erstaunen dieses Volkes hierüber ist nicht zu beschreiben, und sie standen wie versteinert da, denn er hatte sich kurz vorher den Kopf scheren lassen. M. du Tissenet sagte darauf zu ihnen, sie thäten groß Unrecht, daß sie ihm wollten Uebels thun, er käme ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Wenn sie es haben wollten, so würde er die Seen und Flüsse im Brand stecken, um ihre Schiffart zu verderben, und die Wälder anzuzünden. Er ließ sich eine Schüssel bringen, goß Brandtwein, den er bey sich führte hinein, und steckte ihn an. Die Wilden, welche den Brandtwein noch nicht kannten, erstaunten. Zugleich zog er ein Brennglaß aus seiner Tasche, und zündete damit ein Stück faul Holz an. Nun glaubten sie in der That, er könne die Flüsse und Wälder in Brand stecken. Sie erwiesen ihm deswegen viele Höflichkeit, überhäuften ihn mit Geschenken, und schickten ihn mit einer starken Bedeckung zurück, damit ihn Niemand beleidigen möchte. Nachher hat M. de Bienville diesen Officier in verschiedenen Unterhandlungen gebraucht, um mit den Wilden Bündnisse zu schliessen.

Die Geschichte des M. Tissenet erinnert mich an eine andere, die einem Italiäner begegnete, der in dem Gefolge des M. Tonty, damaligen Kommandanten des Fort Louis in Neu Frankreich, war. Dieser reisete zu Lande

vom

om Fort Louis zum M. de la Salle ab, und er
ürde ihm haben sehr nützlich seyn können,
nd ihm den Weg, den er zum Flusse Mißißippi
ehmen müssen, gezeigt haben, wenn er früher
u ihm gekommen wäre. Er rettete unter We-
es sein Leben auch durch eine sehr besondere
ist. Einige Wilden liessen es sich einfallen ihn
u tödten: er stellte ihnen aber vor: sie thäten
hr Unrecht, daß sie einen Menschen umbrin-
en wollten, der sie alle in seinem Herzen trüge.
Diese Rede setzte die Wilden in Erstaunen; er
ersicherte sie, wenn sie ihn wollten Zeit geben
is den folgenden Morgen, so wollte er sie von
er Wahrheit dessen, was er gesagt, überführen,
nd fügte hinzu, wenn sie alsdenn fänden, daß
: sie belogen hätte, so möchten sie mit ihm
achen was sie wollten. Er erhielt ohne Mü-
e diesen verlangten Aufschub. In der Nacht
efestigte er einen kleinen Spiegel auf seiner
Brust, und gieng damit zu den Wilden. Diese
staunten sehr, als sie sich, ihrer Meinung
ach, in seiner Brust sahen, und schenkten
m das Leben.

Ich habe das Geschwader den Fluß herun-
r kommandirt, welches M. Aubri herauf ge-
ührt hatte. M. de Macarty hatte mich beor-
ert, die Engelländer, welche der Ritter Vil-
ers und der Cacique Papapachangouhia zu
riegsgefangnen gemacht, nach der Hauptstadt

zu führen. Ich habe sehr geeilt, um nach Neuorleans zu kommen, ehe das Eis, welches aus den Flüssen in Norden kommt, und dem Strome des Flusses folgt, zu gehen anfieng, denn ich würde Gefahr gelaufen haben, unter Weges liegen zu bleiben, wenn ich nicht hätte aus allen Kräften rudern lassen, und die Kriegsgefangnen haben zu dem Ende meine Soldaten ablösen müssen. Weil in dergleichen Umständen ein jeder gleich verpflichtet ist, für die Rettung seines Lebens zu sorgen, so legen die Officiers mit Hand an, um die übrige Mannschaft aufzumuntern.

Wenn man die steilen Felsen bey dem Brûlé Homme (1) paßirt hat, so findet man keine Klippen mehr in dem Mißißippi, und man bindet alsdenn die Fahrzeuge, wenn ihrer mehrere sind, an einander, und fährt Tag und Nacht. Es darf alsdenn nur ein Steuermann auf jedem Fahrzeuge am Steuer Ruder sitzen. Es ist ein Vergnügen diesen großen Fluß herunter zu schiffen. Die Reise, wozu man drey und einen halben Monat den Fluß herauf zu rudern brauch

(1) Diese Felsen machen das Ufer des Mißißippi; sie sind so steil wie eine Mauer, und über 50 Fuß hoch. An diesem Orte lag vordem das Fort Brûlé-Homme, welches seinen Namen von einem Reisegefährten des M. de la Salle führte, der an diesem Orte gestorben war.

raucht, thut man den Fluß herunter in zehn der zwölf Tagen, wenn das Wasser hoch ist.

Ich darf auch nicht vergessen Ihnen zu sa-en, daß es auf dergleichen Reisen eine Ge-ohnheit bey den Soldaten ist, dem Komman-anten und den übrigen Officiers, am ersten Januar das neue Jahr zu wünschen, die denn emeiniglich diese Höflichkeit mit einem Ge-chenke an Brandtwein beantworten. Ich lag n diesem Tage bey einer Insel still, die ein lrm des Mißißippi macht, und die ungefähr wey Meilen im Umkreis hält. Diese Insel st ganz mit hohen Bäumen bewachsen. Ein Baskonischer Soldat, der, so wie alle von die-er Nation, sehr aufgeräumt war, stellte seinen Kamaraden vor: sie würden gewiß ein größer Neujahrs-Geschenk bekommen, wenn sie die Cerimonie begehen wollten, mich zum Gou-erneur dieser Insel zu erklären. Der Ser-zent fand den Einfall gut, und machte die nöthi-ge Einrichtung ihn zu vollziehen. Er fieng da-mit an, daß er meinen Namen in die Rinde eines Baums schnitte, ließ die Stücke laden, und die Soldaten das Gewehr ergreifen. Der Tambour schlug darauf die Vergatterung, und der Sergent, als das Haupt dieser Feierlichkeit, nahm seinen Hut ab, und rief aus: Im Na-men des Königs: „Ihr Tyger, Bären, Och-sen, Hirsche, Rhee und andre Thiere dieser In-

sel, sollt unsern Anführer für einen Gouverneur erkennen, und ihm in allen, was er euch befiehlet, Gehorsam leisten.„ Alsobald brannte ein Soldat die Canone ab, und darauf wurde eine General-Salve aus ihren Musqueten gegeben. Das Donnern des Geschützes erschreckte die wilden Ochsen auf der Insel, so daß einige in den Fluß sprangen, um ans feste Land zu schwimmen: Die Soldaten verfolgten sie in ihren Piroguen, und schossen vier davon todt, und zwey Rhee, und brachten sie mir als ein Recht meiner Befehlshaberstelle. Dis nöthigte mich noch länger hier still zu liegen, um das Fleisch davon zum Gebrauch auf die Reise einsalzen zu lassen. Um diesen Scherz der Soldaten vollkommen zu machen, die ich für ihren lustigen Einfall reichlich belohnte, wollte ich auch das Innere meines Gouvernements kennen lernen: ich war aber noch keine halbe Meile gegangen, als ich einen Bären antraf, der unter einem Eichbaume ganz ruhig Eicheln fraß. Ich that einen Schuß aus meiner Flinte auf ihn, aber die Kugel drang nur durch den Speck dieses ungemein fetten Thieres. So bald er fühlte, daß er verwundet war, wollte er mich verfolgen, er war aber so dick, daß er nicht laufen konnte. Ich lockte ihn also, indem ich mich langsam zurück zog, bis an die Hütten meiner Soldaten, die seiner bald Meister wurden, und ihn als einen Aufrührer und Rebellen bestraf-

trafen. Sie hielten einen Kriegsraht über ihn, darinn der Sergent Präsident war. Die Meinung des Corporals, der die Stelle des Procurators des Königs vertrat, gieng dahin: daß man diesem Bären, der sich wider seinen Herrn empört hatte, den Kopf abschlagen sollte, um seine schöne Haut nicht zu verderben, und dieses Urtheil wurde sogleich an ihm vollzogen.

Man zog ihm darauf seine Haut ab, welche sehr schwarz ist, und die ich eben so wenig von mir lassen werde, als Herkules die Haut des Nemeischen Löwen, den er getödtet hatte.

Die Soldaten schmolzen seinen Speck aus (1), und bekamen daraus über 120 Maaß Fett. Sobald die Früchte reif werden, gehet der Bär aus seiner Höle, und kehret nicht ehender wieder dahin zurück, bis er keine mehr findet. Er bleibt alsdenn bis an die nächste Erndte darinnen, und in dieser Zeit frisset und säuft er nicht. Er leckt die Zeit über seine Tatzen, und lebt von seinem eigenen Fette. Wenn er mager ist, so ist es gefährlich ihm zu begegnen, wenn man allein ist. Die Wilden treiben einen starken Handel mit den Bärenfel-

(1) Das Bärenfett schmeckt sehr gut, man machts in Louisiana den Sallad, das Gebackene, und die Saucen damit, und ziehet es dem Schweineschmalze vor.

len, und salzen die Zunge und Füße davon ein. Sie haben mich auf meiner Reise oft damit, als einer großen Delicatesse tractirt, und es hat mir dis Essen sehr gut geschmeckt.

Ich addreßire diesen Brief nach Campeche an den Herrn d'Arragory, französischen Agenten der Marine, der ihn nach Cadix senden wird, und er wird ihnen auf diese Art sicherer zu Händen kommen, als wenn ich ihn mit einem unsrer Schiffe abgeschickt hätte. Da Spanien mit Engelland nicht in Krieg verwickelt ist, so schreibe ich an Sie ohne Umschlag: übrigens hoffe ich im nächsten Monat April nach Europa abzureisen. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 25 Febr. 1757.

XI. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset nach Europa ab. Gefecht mit einem Englischen Seeräuber. Er embarquirt sich auf dem Cap Francois auf eine Französische Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die beynahe alle in seinem

Ge-

Gesichte von den Seeräubern weggenom-
men werden. Eroberung eines kleinen
feindlichen Fahrzeuges. Seine An-
kunft zu Brest.

Mein Herr!

Weil ich kein Schiff finden konnte, um darauf nach Frankreich zu reisen, so sa-
e ich mich gezwungen an Boord der Brigan-
ine, die Union, zu gehen, die der Capitain
Jan-Jean kommandirt. Dieser ist dadurch be-
annt geworden, daß er den Engelländern in
iesem Kriege 5 Fahrzeuge auf der Tour zwi-
chen Frankreich und Louisiana, weggenom-
nen hat.

Wir giengen den 1ten April 1757 von Ba-
ise nach dem Cap Francois unter Segel. Den
20ten April, als wir auf der Insul Turque
waren, wurden wir ein Schiff gewahr, wel-
ches wir für ein feindliches hielten. Es verfolg-
te uns die Nacht hindurch, und weil es gut
besegelt war, so holte es uns in dreyen Stun-
den ein. Der Corsar lösete eine Canone auf
uns, und schrie uns zugleich zu: uns an den Kö-
nig von Engelland zu ergeben. Wir beantworte-
ten dieses mit einer völligen Lage aus unserm Ge-
schütz, und einer Salve aus dem kleinen Gewehr.

Ich

Ich rief ihm darauf mit dem Sprachrohre zu: ih
re Flagge zu streichen, sonst würde man ihr Schif
in Grund bohren. Als der Seeräuber sahe,
daß man ihm tapfern Widerstand that, so zo
er sich zwischen die Klippen, die um die Insel
Turque sind, zurück, um uns dahin zu locken,
damit unser Schiff scheitern möchte. Aber un
ser Anführer war ihm zu klug, und vermied
diese Falle, denn, anstatt ihn zu verfolgen, setz
te er den Weg seiner Bestimmung fort, und
wir kamen am 1ten May glücklich auf der Rhe
de vor dem Cap Francois an. Hier trafen
wir die Escadre des M. de Beaufremont an,
die zum Entsatze von Canada bestimmt ist. Si
hatte den M. de Bart am Boord, der vom
König zum Gouverneur und General-Lieute
nant der Insel Domingo ernannt ist. Sobald
ich an Land gestiegen, gieng ich zu ihm, ihm
meine Aufwartung zu machen. Dieser Gene
ral, welcher immer bereit ist, unglücklichen Of
ficiers unter die Arme zu greifen, half auch mir
aus der Noth, indem er mich, um mir die Ko
sten, welche ein längerer Aufenthalt auf der In
sel verursachen würde, zu ersparen, vier Tage
nachher wieder abreisen ließ. Er besorgte mir
meine Ueberfarth auf einer Flotte von 26 Kauf
farden Schiffen, und zwar auf Kosten des Kö
nigs. Diese Flotte segelte nach Frankreich, wo
hin sie M. de Beaufremont, bis an die Cay
quen convoyirte, wo er sie, den Befehlen des

Hofes

)ofes zufolge, verließ; und nach seiner Be-
immung zurück segelte.

Ich hatte mir ein Fahrzeug von Bourdeaux,
elches die Sonne genannt wurde, zu meiner
:eberfahrt gewählt, welches ein Hauptmann,
:it Namen Odouir, führte. Der Ausgang
rt mich gelehrt, daß ich eine gute Wahl ge-
offen hatte, weil die übrigen Schiffe, aus
nen diese Flotte bestand, beynahe alle vor
einen Augen von den Feinden weggenommen
ad. Es sind nur 4 davon nach Frankreich
:kommen, unter denen die Sonne, auf der ich
ich befand, das erste war. Wir kamen nach
ner Fahrt von 45 Tagen zu Brest an, nach-
m unser Schiff unterweges ein englisches
ahrzeug, auf der Höhe von Terre Neuve,
eggenommen. Den 15 Junius stieg ich 1757
Brest an Land, und gieng sogleich hin, dem
)rafen de Guay, der Kommandant der Mari-
: in diesem Hafen ist, meine Aufwartung zu
achen: hernach besuchte ich den Herrn Hoc-
uart, der Staatsraht und Intendant der
Tarine ist, dem ich den Tod des M. d'Auber-
lle meldete, welcher ad interim die Stelle des
r. Mitchel de la Rouvilliere, General-Com-
issairs des Seewesen, und Ordonnateurs
e Provinz Louisiana, bekleidet hatte. Herr
ocquart war wegen seiner Rechtschaffenheit
:kannt, als er Intendant über Neu Frank-

reich

reich war, und es ist bekannt, daß er von de
mit 40000 Livres Schulden, zurück kam, wel
che ihm der König um ihm seine Zufriedenhei
über seine Dienste zu bezeugen, geschenkt hat
Er hat dem M. Bigot, seinem Nachfolger,
ein schönes Beyspiel hinterlassen. Denn ob
er gleich keine Schätze mit zurück gebracht hat
so hat er sich doch dagegen den Namen eines
rechtschaffenen und gutdenkenden Mannes er
worben, und alle Wilde in Canada, welche
wie ich schon gesagt habe, Verdienste hoch
schätzen, haben seine Abreise beklagt.

Als ich ihm sagte, daß es mir an Geld
fehlte, um meine Reise nach Hofe fortzusetzen
so hatte er die Gütigkeit, und befahl dem Herr
Gaucher, welcher Commissair über die Casse
der Colonien ist, mir Geld auszuzahlen. Ueber
dis bath er mich, die Zeit über, die ich mich i
Brest aufhalten würde, bey ihm zu speisen
Ich hoffe den 22ten dieses von hier abzugeher

Sie werden sich vielleicht wundern, wen
Sie hören, daß ich in einer Zeit von 8 Mo
naten zwey Winter, zwey Sommer und zwe
Frühlinge erlebt habe. Ich will es Ihnen er
klären. Ich habe, Ihnen geschrieben, daß ic
das Land der Illinois am Ende des Dec. 175
verlassen habe, als das Eis anfieng auf der
Mißißippi zu gehen. Im Januar des folgen
den Jahres langte ich zu Neuorleans an, w
da

as Clima mit den auf den Inseln Hieres, wo
nser Regiment 1744 stand, einerley ist, und
m diese Zeit bestellt man da die Gärten.
)enn 1 April 1757 gieng ich von Louisiana
ach dem Cap Francois ab, und kam den
ten May dahin, wo ich den Sommer fand.
)enn 4ten gieng ich nach Europa zu Schiffe,
nd nachdem wir den Canal von Bahama
aßirt waren, so hatten wir Frühling. Auf der
)öhe von Terre Neuve bekamen wir den 12ten
nen Eisberg zu Gesichte, welchen wir an-
nglich für ein Schiff ansahen, aber aus der
lten Luft, welche daher wehete, urtheilten
ir, daß es ein Stück Eis sey, welches aus
m Eismeer daher getrieben worden. Den 15
unius kamen wir nach Brest, wo wir den
5ommer fanden. Dieser Fall ist sehr ausser-
dentlich. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Brest den 18ten Junius 1757.

Ende des ersten Theils.

e 3177

Neue Reisen
nach
West-Indien

Darinnen
Nachrichten von der Religion,
der
Regierungsart, den Sitten, der Handlung und den Kriegen der Völker
enthalten,
die an dem grossen Flusse Saint Louis,
der gemeiniglich der Mißißippi genannt wird,
wohnen.

Herausgegeben
von
M. Bossü,
Hauptmann unter den Seetruppen.

Zweyter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Helmstädt,
bey Johann Heinrich Kühnlin,
Universitäts-Buchhändlern.
1774.

Inhalt
der Briefe,
die in diesem Theile enthalten.

XII. Brief.

Der Autor kommt nach Hofe, er erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

XIII. Brief.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er trift drey englische Kauffardey Schiffe an, davon M. de Place eins wegnimmt, das andere verbrennt und das dritte in Grund bohrt.

XIV. Brief.

Der Autor gehet von Neuorleans nach de
Lande der Allibamons ab. Seine Schi
fahrt über den See Pontchartrain. Kur
Beschreibung der Stadt Mobile.

XV. Brief.

Abreise des Autors von Mobile zu den Al
bamons. Ausführliche Beschreibung d
Sitten dieses Volkes. Ihre Bestrafu
des Ehebruchs.

XVI. Brief.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu
graben. Die Gerechtigkeit, welche sie d
Ritter von Erneville widerfahren liess
wegen eines Soldaten, den ein jun
Wilder getödtet hatte. Ihre Religi
ihre List die Hirsche und indianischen H
auf der Jagd zu beschleichen.

XVII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Alli
mons. Seine Schiffahrt auf dem Fl
Tombeckbe. Er entgehet einem Croco
Er trift einen Trupp aufrührischer Cha
an. Bringt sie wieder zu ihrer Schuldigk
Seine Rückreise nach Mobile.

XV

XVIII. Brief.

ieſchreibung des Landes der Chactas. Ihre Kriege. Ihre Art wie ſie mit den Kranken umgehen. Ihr Aberglauben, ihre Handlung, ihre Leibesübungen. Das Land der Tchikachas.

XIX. Brief.

er Autor kehret nach Mobile zurück. Merkwürdige Begebenheiten, die ſich auf der Katzeninſel zugetragen. Kläglicher Todt des Kommandanten dieſer Inſel, Mr. Dürour.

XX. Brief.

reiſe des Autors nach Neuorleans. Urſach der Unruhen daſelbſt. Geſchichte der Gefangenſchaft des M. de Belle-Isle unter den Attakapas. Beſondere Thiere, und Heilungsmittel, die ſich in Louiſiana finden.

XXI. Brief.

trachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beweis daß dis Land den Alten nicht unbekannt geweſen, und wahrſcheinlich mit der groſſen Tartarey in Aſien zuſammenhängt. Durch welchen Weg die erſten Einwohner dahin kommen müſſen. Anweiſung

wie man seine Gesundheit in der neuen We
erhalten muß.

XXII. Brief.

Zurückkunft des Autors nach Frankreich. G
fahr die er an dem Vorgebürge in Flori
ausstehet. Ursprung eines Brunnens, des
Wasser dem Vorgeben nach, verjüngen so
Sein Schiff entwischt den Engländer
Gefecht mit einem Seeräuber. Er lä
Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag
einer Landung auf den Küsten von Neu-E
land. Ein englisch Schiff wird weggeno
men. Der Autor kommt zu Corogne an.

Neue Reisen
nach
Westindien.

XII. Brief.

An den Marquis de Lestrade.

Der Autor kommt nach Hofe, erhält ein Geschenk vom Könige mit Befehl nach Rochefort zu gehen. Er gehet zu Schiffe nach Louisiana.

Mein Herr!

Nunmehro bin ich zum zweyten mal in Rochefort, von da ich vor acht Jahren nach Louisiana zu Schiffe gieng. Ich komme vom Hofe, wo ich dem Herrn Moras, welcher General-Controleur und Minister im Seewesen ist, einen Brief vom Gouverneur eingehändigt habe, darinn die Be-

wegungsgründe meiner Reise enthalten sind. Er hatte die Gütigkeit mich in sein Cabinet kommen zu lassen, und befragte mich darinn, in Gegenwart des M. de la Porte, der über das Büreau der Colonien gesetzt ist, über den jetzigen Zustand der Provinz Louisiana. Ich versicherte ihm daß bey meiner Abreise alle Nationen dieses weitläuftigen Landes mit uns in Freundschaft wären, und daß die Cheraquis Friedens-Unterhandlungen mit den Franzosen angefangen hätten. Er fragte mich auch, ob ich glaubte, daß die Colonie angegriffen werden könnte. Ich antwortete ihm: es sey nicht zu vermuthen, daß die Engländer darauf dächten, indem es sehr schwer wäre ins Land zu kommen, und die Colonie hätte keine andere Befestigung nöthig, als die welche sie von der Natur erhalten.

M. de Moras verschafte mir vom König ein Geschenk von 1000 Livres, um mich in den Stand zu setzen das Bad zu gebrauchen, welches zur Wiedererlangung meiner Gesundheit nothwendig war. Ich erhielt zugleich Befehl vom Könige, daß ich, wenn meine Gesundheit wieder hergestellt seyn würde, nach Louisiana zu meinem Posten zurückkehren sollte. Diesem zufolge habe ich mich hierher begeben, um mich einzuschiffen, und wir hoffen unter Segel zu gehen, sobald die Convoye vor die Isle Royal wird segelfertig seyn.

M. Droi

M. Droit Imbüto, Intendant des Seewesens ist dem Herrn Normann de Mesi gefolgt. Der König konnte keine bessere Wahl treffen, so wol in Absicht der Geschicklichkeit und Treue, als auch des Eifers für das Interesse des Königs. Der Herr Intendant hat mir eben die Gefälligkeiten erzeigt, die ich von einem Vorgänger vor 7 Jahren erhalten. Ich bin mein Herr ꝛc.

Rochefort den 12 Sept. 1757.

XIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Rochefort ab. Er trift drey englische Kauffardey-Schiffe an, davon M. de Place eins wegnimt, das andere verbrennt, und das dritte in Grund bohrt. Sie legen vor der Insel Grenada an. Ihre Schiffarth bey Jamaica vorbey.

Mein Herr.

Ich hatte Ihnen von Rochefort geschrieben, daß wir von da im December 1757 abzugehen dächten. Da aber die Convoye, welche zum Entsatz von Ille Royale bestimmt war, grösstentheils von der englischen Flotte

weggenommen worden, so muste eine andere ausgerüstet werden. Nachher ließ sich eine Flotte von 10 grossen englischen Schiffen an den Küsten von Aunis sehen, und dis hat uns bis in den May aufgehalten. Den 10ten dieses Monaths erhielten wir Nachricht, daß die englische Escadre verschwunden sey, und giengen darauf unter Segel.

Ich befand mich mit dem M. de Rochemore. General-Commissair des Seewesens und Ordonnateur der Provinz Louisiana, auf einem Fahrzeuge die Fortuna genant. Der M. de Place commandirte die Copalme eine Fregatte von von 30 Canonen, welche bestimmt war uns zu convoyiren. Wir trafen auf der See drey englische Fahrzeuge an, die uns nur drey Canonenschüsse kosteten. M. de Place ließ das eine davon in Gtund bohren, und das andere, nachdem er die Waaren herausnehmen lassen, verbrennen. Das dritte kam von der Küsten von Guinea, hatte eine reiche Ladung und 440 Negern an Boord, die zum Theil auf der Insel Grenada verkauft wurden. Der Baron von Bonvouſt, welcher zum Gouverneur dieser Insel ernannt ist, hat uns während unsers Aufenthalts daselbst mit Höflichkeiten überhäuft. Wir blieben da bis den 22sten Julius an welchem Tage wir wieder unter Segel giengen. Wir segelten um die Insel Jamaica herum, um die grossen englischen Schiffe zu vermeiden, welche niemals bis auf diese Höhe kom-

kömmen, um den Nachstellungen der Seeräuber zu entgehen und kamen den 12ten August glücklich in dem Hafen an der Mündung des Flusses Mißippi an.

M. de Rochemore (1) welcher Director der Provinz, und für das Interesse des Königs sehr eifrig ist, wird viel Mühe haben, die häufigen Unordnungen, welche während des Krieges in dieser Provinz eingerissen sind, abzustellen. Ich hatte ihn auf der Reise im voraus unterrichtet, daß ihm, bey seiner Administration viele Hindernisse in den Weg würden gelegt werden, und es ist alles so erfolgt, wie ich vermuthet hatte. Mit eben den Schiffen, die uns hieher gebracht haben, hat man schon den Hof wider ihn einzunehmen gesucht, um ihn um sein Amt zu bringen.

Kaum bin ich in Neuorleans angekommen, so erhalte ich schon Ordre vom Gouverneur mich anzuschicken, mit einem Detachement in das Land der Allibamons zu marschiren, welche Nation 250 Meilen von der Hauptstadt wohnt. Ich schreibe an Sie mit den königlichen Schiffen, welche mit Ende dieses Jahres nach Europa segeln, und habe doppelte Briefe geschrieben, damit wenn ein Schiff weggenommen wird, Sie doch den Brief mit dem andern erhalten.

Wenn

(1) Er ist ein Bruder des M. de Rochemore, der jetzo eine Escadre kommandirt.

Wenn ich die Sitten der Völker, durch deren Land ich reisen muß, welches gegen Abend von Neuorleans liegt, und, wie man sagt, sehr schön ist, werde kennen gelernt haben, so will ich sie Ihnen beschreiben.

Neuorleans den 10 Nov. 1758.

XIV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Seine Schiffarth über den See Pontchartrain. Kurze Beschreibung der Stadt Mobile.

Mein Herr!

Ich gieng, der Ordre des M. de Kerlerec zu folge, den 14ten Dec. von Neuorleans nach dem Lande der Allibamons ab. Wir segelten von Bajouc St. Jean, einem kleinen Hafen am See Pontchantrain, zu dem man von Neuorleans ungefehr eine viertel Meilewegs zu Lande kommt, ab. Dieser kleine Canal ist zwey Meilen lang, und da uns der Wind günstig war, kamen wir den 20sten Dec. in der Bay, oder dem Hafen vor der Stadt Mobile an.

Die

Die Stadt Mobile war vormals die Hauptstadt in Louisiana: der Gouverneur, der Director, und der Etat-Major wohnten da, und das oberste Raths-Collegium war daselbst.

Es ist bey der Stadt ein regulaires Fort, welches einer Armee von Wilden widerstehen kann, aber gegen die Europäer würde es sich nicht lange halten können. Dis Fort liegt an einer Bäy zwischen zwey Flüssen, davon einer klein ist, und der Fluß Chactaus genannt wird, der andre ist grösser als die Seine bey Rouen, heißt Mobile, und entspringt in den Gebirgen der Appaluches. Hier ist der Sammelplatz aller Wilden, die gegen Osten wohnen. Sie kommen jährlich dahin und holen die Geschenke, die ihnen der Gouverneur im Namen des Königs austheilt. Obgleich der Boden um Mobile mit einem dicken Sande bedeckt ist, so kommt doch das Vieh hier gut fort, und die Heerden vermehren sich sehr stark. Die Einwohner sind sehr arbeitsam und treiben starken Handel mit den Spaniern, welche aus dem nahe gelegenen Pensacola hierher kommen, und geräuchert Ochsenfleisch, Federvieh, indianisch Korn, Reiß, und andere Waaren holen. Die Einwohner von Mobile haben auch den Handel mit den Schifftheer. Den Handel mit dem Pelzwerke treiben einige Officiers ganz allein, mit den Wilden, und zwar wider die Verordnung des Königs.

Es wachsen hier weisse und rothe Lorbeeren, schwarze Kirschen, und rothe und weisse Cedern. Das Holz von der rothen Ceder ist sehr gut zu eingelegter Arbeit, der Geruch davon vertreibt die Insecten, und es verfault nicht. Man findet hier in den Wäldern verschiedene Bäume die in Europa unbekannt sind, und einige die ein Gummi bey sich haben, welches dem Therebint ähnlich ist. Die Cypressen sind hier so groß daß die Wilden aus einem Baume Piroguen machen, welche 60 Mann halten können.

Vor der Ankunft der Franzosen in Louisiana, giengen die Wilden mit ihrem Schiffbau folgendermassen zu Werke. Die vielen Ströme, welche in diesem Lande sind, reissen die Bäume, die an ihren Ufern stehen, um, einen solchen Baum wählten sie sich, der die verlangte Dicke und Grösse hatte, hernach machten sie Feuer darauf, brandten ihn aus, und nahmen die Kohlen mit einem platten Kiefelsteine weg. Wenn das Fahrzeug alsdenn gnugsam ausgehölt war, so liessen sie es ins Wasser. Sie regieren diese Canots mit vieler Geschicklichkeit auf den Seen und Flüssen, und bedienen sich ihrer in ihren Kriegen, und um das Pelzwerk und das eingesalzene Fleisch, welches sie von ihren Jagten mit bringen, zu transportiren.

Ihr Handwerkszeug und ihre Waffen bereiteten sie sich auch auf folgende Art zu. Sie erwähl-

erwählten sich einen jungen Baum, und spalteten diesen mit einem Kieselsteine, die so scharf wie ein Messer sind, auf. In diese Spalte steckten sie alsdenn einen Stein, der die Gestalt einer Axt hatte. Wie dieser Baum fort wuchs, so wurde der Stein dazwischen immer stärker geklemmt, und befestigt. Hernach hieben sie den Baum um und brauchten dis Werkzeug wie eine Axt. Auf eben diese Art machten sie sich Lantzen und Wurfspiesse, und ihre Streitkolben waren aus einem sehr harten Holze gemacht.

Zu ihrem Ackerbau bedienten sie sich der Knochen von Thieren, oder der Spaden von einem sehr harten Holze. Der Boden ist durch ganz Amerika sehr fruchtbar: das Gras wächst hier sehr hoch und dicht: wenn es im Winter verdorret ist, so zünden sie es an, hernach graben sie ihre Felder, und besäen sie, und drey Monat darauf ist bey ihnen Erndte.

Sie bauen fürnemlich indianisch oder türkisch Korn, Hirsen, Bohnen und andre Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Pistacien, und Wassermelonen. Die Kürbisse, welche die Einwohner Giromonds nennen, sind hier auch sehr häuffig.

Was ihr Küchengeräthe betrifft, so machten sie sich Teller und Schüsseln aus Thon oder Holz. Ihre Schaalen machten sie aus Kokosnüssen, und ihre Micouenes oder Löffel aus den

den Hörnern von wilden Ochsen, welche sie von einander spalteten, und ihnen durch das Feuer die Form gaben.

So bald wir die erforderlichen Lebensmittel für uns, und die Garnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, werden zusammen gebracht haben, so werde ich mit dem M. Aubert auf einem Fahrzeuge, das mit Soldaten und wilden Mobileern, welche letztere sich zum Rudern vermieten, besetzt ist, von hier abreisen. M. Aubert, welcher Aide-Major in Mobile ist, ist vom M. Kerlerec zum Kommandanten des Fort Toulouse im Lande der Allibamons ernannt. Dis ist der ausdrücklichen Verordnung des Königs zu wider, welche allen Majors und Aide-Majors verbietet, das Kommando über andere Plätze zu übernehmen, als nur über diejenigen, in welche sie gesetzt sind.

Wenn ein Schiff aus Europa kommt, so werde ich vielleicht Briefe von Ihnen erhalten. M. de Velle, der hier kommandirt hatte mir versprochen, sie mir mit dem ersten Fahrzeug zu überschicken. Ich bin ꝛc.

Mobile den 6ten Jan. 1759.

XV.

XV. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset von Mobile nach dem Lande der Allibamons ab. Ausführliche Beschreibung der Sitten dieser Völker. Ihre Bestrafung des Ehebruchs.

Mein Herr!

Nunmehro bin ich auf dem Fort Tolouse im Lande der Allibamons angelanget. Ich in 50 Tage unter Weges gewesen. Weil ich n der Regenzeit zu Schiffe abgereiset, so habe ch einigemal gesehen, daß der Allibamonsfluß, 2 bis 15 Fuß angewachsen ist. Diese schleuige Ueberschwemmungen werden durch die Gewitter verursacht, welche in diesen Ländern wegen der hohen Berge sehr häuffig sind.

Wir musten gegen den Strom schiffen, essen Schnelligkeit uns so sehr aufhielt, daß oir oft in einem Tage nicht mehr als eine Meile ür uns brachten. Wegen der vielen Bäume nd Berge wie auch der Bugten dieses Flusses, ann man die Segel nicht gebrauchen, und nan rudert immer nahe an den Ufern weg.

Eines Tages blieb mein Schiff auf einem Baume (1), welcher in dem Flusse versunken war, fest sitzen: weil uns die Nacht über den Hals kam, so mußten wir den folgenden Tag abwarten. Weil aber der Fluß in der Nacht sehr abgelauffen war, so saß ich am folgenden Morgen mit meinem Fahrzeuge in der Luft. Wir waren noch nicht über 25 Meilen von der Mündung des Flusses gekommen: deswegen sagten mir die Mobilier, welche ich bey mir hatte: ich möchte dieses Zufalles wegen nicht besorgt seyn, und nur die Fluth erwarten. So bald diese kam: stieg das Wasser in der Mündung des Flusses herauf, und mein Fahrzeug wurde flot. Dies zeigt daß die Flüsse in Amerika von denen in Europa sehr verschieden sind.

Weil M. Aubert unterweges krank geworden war, so rieth ich ihm zu Mobile zu bleiben; er folgte uns hernach zu Pferde durch die Fichten Wälder, welche hier nicht dick sind. D. M. Montbereaut hat Befehl vom Gouverneur ihm das Kommando, wenn er drey Monat auf dem Fort wird gewesen seyn und das Land kennen gelernt haben, zu übergeben. M. Mo

(1) Es giebt an den Ufern dieses Flusses Cypressen, die so dick sind, daß sie zehn Menschen nicht umspannen können. Dies zeugt von der Fruchtbarkeit des Landes, welches eines der gesündesten in der Welt ist.

Montberaut (1) stehet bey den Wilden dieses
ndes in einem grossen Ruffe, und sie nennen
n einen Mann von Tapferkeit, oder einen
elden. Er hat sich bey ihnen durch seine Re-
n, die er in einem Styl, der ihrer Den-
ngsart vollkommen gemäß ist, an sie gehal-
n, einen grossen Namen gemacht. Aus Ver-
uß über die Begegnung der Jesuiten hat die-
: Officier um seine Zurückberuffung angehal-
n, und M. Aubert ein Bruder des Jesui-
n Aubert, der Mißionair in Louisiana ist,
zu seinem Nachfolger ernannt. M. de
Montberaut ist ein erklärter Feind der Mißio-
rien von diesem Orden. Der Pater le Roi
rieb, während seines Aufenthalts im Lande
: Allibamons, wider denselben an den Gou-
rneur; der Soldat, welcher den Brief über-
ingen sollte, brachte ihn dem M. de Mont-
raut. Kurz darauf traf derselbe den Jesuiten
, welcher ihm nach der Politik dieser Väter
le Höflichkeiten bezeugte. Als er ihn fragte,
er nicht wider ihn an den Gouverneur ge-
rieben hätte? so betheurete ihm der Jesuit,
lcher nicht wuste, daß er seinen Brief in
nden hätte, bey allem was heilig sey,
ß es nicht geschehen sey. Hierauf zeigte er
n seinen Brief und schalt ihn einen Schelm
d Betrüger, er ließ den Brief an das Thor
s Forts anschlagen, und befahl der Schild-

1) Er ist ein Bruder des Grafen von Montaut, der in des Dauphins Diensten ist.

wache Acht darauf zu geben, daß er nicht ab
gerissen würde. Seit der Zeit hat kein Mißio
nair von den Jesuiten in das Land kommen
dürffen.

Ich will Ihnen hier die Sitten einige
wilden Völker in Louisiana, die sehr wenig vo
einander unterschieden sind, nemlich der Task
kis, der Outachepas, der Tonikas, der Kaou
ytas, der Abekas, der Talapouches, der Co
chakis, und der Pakanas beschrieben. Die
Nationen können zusammen 4000 Krieger ir
Feld stellen. Sie sind alle wohl gestaltet, ur
wohnen an den Ufern der Flüsse. Die Mä
ner so wol wie die Weiber, welche hier gröste
theils sehr schön sind, sind sehr gesprächi
Wenn man zu ihnen kommt, so pflegen sie d
ankommenden entgegen zu gehen, und dieselb
an dem Orte wo sie an Land treten, zu empfa
gen, ihnen die Hand zu geben und die Fr
dens-Pfeiffe zu überreichen. So bald m
geraucht hat, so fragen sie nach der Absicht
Reise, und wie lange man unterweges gewes
hernach, ob man lange bey ihnen zu bleiben
denkt, und ob man Frau und Kinder hat. (

(1) Die Höflichkeit der Wilden bestehet dari
daß sie den Europäern Mädgens anbiet
Zu dem Ende gehen ihre Chefs des Morg
durch das Dorf, und rufen aus: Ihr jun
Leute und Krieger, seyd nicht närrisch, li
den Herrn des Lebens. Gehet auf die Ja

Sie fragen auch nach dem Kriege in Canada, nd wie sich der König ihr Vater befinde. ernach setzen sie den neuen Gästen Sagamite, elches aus gemahlenem indianischen Korn ge- acht ist, zu Essen für. Dies Korn ist mei- entheils mit Rheefleisch in Wasser gekocht. Sie geben auch Brod, das aus dem Mehle on diesem Korn unter der Asche gebacken wird, bratene indianische Hüner, und Carbonnada on Hirschfleisch, Castanien, welche in Bären ett gebraten, Hirschzungen, und Hüner und Schildkröten-Eyer.

Der Boden in Louisiana gleicht in den nie- igen Gegenden des Landes dem Egyptischen, enn dieser vom Nil überschwemmt ist, und ist fürnemlich in dem Lande der Völker, von nen ich hier rede, ganz unvergleichlich, und ägt alles reichlich was man darin säet. Die elonen sind hier ausserordentlich groß, schmack- ft und häuffig. Die Wassermelonen sind er so gut, daß man sie den Kranken im hitzi- n Fieber, zur Kühlung giebt. Ihre Kür- sse sind schmackhafter wie die Europäischen. ie Potaten sind hier auch sehr häuffig. Dis

um die Franzosen zu erhalten, welche uns mit allem Nothwendigen versorgen: und ihr jungen Mädgens, seyd nicht hart und undankbar gegen die weissen Krieger, um ihr Blut zu bekommen. Durch diese Verbindung werden wir so klug, wie sie, und unsern Feinden furchtbar.

sind eine Art Erdäpfel, welche die Europä
sehr hoch halten, und die wie gebratene Cast
nien schmecken.

Die Wilden nehmen gewöhnlich nur ei
Frau, darauf sie aber sehr eifersüchtig sin
Wenn ein Wilder, der keine Frau hat, dur
ein Dorf reiset, so mietet er sich ein Mädg
auf ein oder zwey Nächte, wogegen die Anv
wandten nichts einzuwenden haben.

Diese bekümmern sich sehr wenig um t
Töchter, und sagen: sie hätten Freyheit n
ihren Leibern zu thun was sie wollten. De
mißbrauchen die wilden Mädgens diese Freyh
nicht, und leben meistentheils eingezogen, u
desto eher Männer zu bekommen. Die W
ber hingegen, sagen: sie hätten durch die H
rath ihre Freyheit verkauft und dürften mit k
nen andern Männern etwas zu thun hab
ausser den ihrigen. Die Männer haben
Freyheit mehr Weiber zu nehmen, und i
Frauen zu verstossen, aber dis ist hier ein sel
ner Fall. Wenn eine Frau im Ehebruch
troffen wird, so ist ihre geringste Strafe
Ehescheidung. Der Mann verlässet alsde
die Cabane, und, wenn Kinder da sind,
behält er die Knaben, und lässet der Frau
Mädgens. Die Frau muß darauf ein Jo
unverheirathet bleiben, der Mann kann a
gleich wieder eine Frau nehmen. Es stehet i
a

uch frey, seine Frau wieder zu nehmen, und eswegen muß diese ein Jahr warten.

Die Wilden folgen, wie schon gesagt, in hren Heirathen der einfältigen Natur, und rfordern zur Ehe weiter keine Formalitäten, ls die Einwilligung beyder Theile. Der künf- ige Ehemann bringt dem Vater seiner Braut eschenke an Pelzwerk und Lebensmitteln. enn dieses geschehen, so wird ein Schmauß egeben, wozu das ganze Dorf eingeladen wird. ach der Mahlzeit wird getanzt, und man be- ingt die Thaten der Vorfahren des neuen Ehe- anns. Den folgenden Tag führt der älteste Mann in dem Dorfe die junge Frau den Ver- andten ihres Mannes zu. Dis sind alle Cä- imonien bey der Verheirathung. Alle Wil- en leiten ihr Geschlecht von den Müttern her, und ieses darum, weil das Kind gewiß von der Mut- er kommt, und man also von dieser Seite seinen Stamm weiß, aber den Vater könne man nicht ewiß wissen. Die welche gute Krieger, nnd ute Jäger sind, wählen sich die hübschesten Mädgens, die andern müssen mit häßlichen ufrieden seyn. Die Mädgens, welche wohl issen, daß sie über ihr Herz nicht mehr zu ge- ieten haben, so bald sie verheirathet sind, su- hen es nach ihrem besten Vortheil anzubringen, enn so bald sie einen Mann haben; so ist es mit den Amouretten aus. Ihre Beschäftigung n der Haushaltung ist, ihren Männern das

Essen zu kochen, die Felle zu bereiten, Schuh zu machen, die Haare von den wilden Ochsen zu spinnen, und Wannen und Körbe zu flechten, worinn sie sehr geschickt und arbeitsam sind.

Die Untreue bestrafen sie an ihren Weibern auf folgende Art: erstlich beobachtet sie der Mann sehr genau, und sucht sich von ihrer Treulosigkeit durch seine Augen zu überzeugen. Alsdenn fangen seine und ihre Verwandten an, ihr auf den Dienst zu lauren. Wenn sie überführt ist, so darf der Mann sie nicht behalten, wenn er auch wollte, denn die Wilden halten es für einen Mann unanständig, mit einer Frau länger zu leben, die ihn in einem so essentiellen Puncte betrogen hat.

Wenn sich ein solcher Fall zuträgt, so gehet der Mann zu dem Caciquen, und erzählt ihm die Sache. Dieser schickt alsdenn Leute aus, und läßt in aller Stille Ruthen schneiden; darauf wird ein Tanz angestellt, wobey sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädgens, niemanden ausgenommen, einfinden müssen, wer ausbleibt verfällt in Strafe. Mitten im Tanze wird die Ehebrecherin auf die Erde geworfen, und ohne Mitleiden auf den Rücken und Leib gepeitscht, und der, welche sie verführt hat, muß eben diese Strafe ausstehen.

Wenn diese Elenden genug gepeitscht sind, so trit von jeder Seite ein Verwandter hinzu, und

nd hält einen Stock zwischen die schlagenden, nd die welche geschlagen werden. Sogleich ören sie auf zu schlagen; aber die Frau ist noch icht ganz fertig; der Mann kommt alsdenn nd schneidet ihr die Haare kahl ab (1), und iebt ihr vor der Versammlung einen Verweiß, ndem er ihr fürhält, sie habe groß Unrecht ethan, daß sie an ihm so gehandelt habe, da r es ihr doch niemals an etwas fehlen lassen; weil es aber nun so sey, so könne sie mit ihrem Verführer hingehn. Diesem schneidet man die Haare auch ab, welche den Indianern halb über die Stirn hangen: hernach zeigt man ihm die Ehebrecherin und sagt: da ist deine Frau. Er kann dieselbe alsdenn so gleich heirathen, aber er muß das Dorf meiden, und wo anders hin ziehen.

Wenn eine Frau der andern den Mann verführt, so versammlen sich die Weiber mit armlangen Stöcken, suchen die Strafbare auf, und schlagen sie ganz unbarmherzig: welches bey den jungen Leuten ein groß Gelächter verursacht. Zuletzt müssen sie ihnen die Stöcke wegnehmen, sonst schlügen sie dieselbe gar zu tode.

Die Künste worauf sich die Wilden einzig und allein legen, sind die Arzneykunst, der Krieg, die Jagd und das Fischen. Ihre Kinder erziehen sie sehr hart, und lassen sie auch

(1) Die wilden Weiber haben schöne lange Haare, die sie nach deutscher Art einflechten.

im Winter alle Morgen schwimmen und sich baden. Die Jünglinge, wenn sie etwas erwachsen sind, gehen von sich selbst zu ihrem Generalißimus, welcher sie vermahnet, das Wasser nicht zu scheuen, denn es könnte sich zutragen, daß sie von ihren Feinden verfolgt würden, und wenn sie sich alsdenn müsten gefangen nehmen lassen, so würden sie lebendig verbrannt. Wenn ihnen dis Unglück begegnen sollte, so müsten sie nicht weinen, und dadurch beweisen, daß sie wahre Menschen wären. (1).

Wenn die Rede geendigt ist, so ritzt er sie an den Lenden, auf der Brust, und auf dem Rücken, um sie abzuhärten, und schlägt sie mit seinem Gürtel. (2). Hierdurch erhalten sie den Rang der Krieger, und wenn sie sich im Felde hervor gethan haben, so ritzt man ihnen, eben wie bey den Illinois, Ehrenzeichen in die Haut.

Die säugenden Kinder werden den Winter in kaltem Wasser gebadet, und wenn sie grösser werden, so müssen sie auf der Erde schlafen. Weil die Wilden ihre Kinder sehr lieb haben, so gewöhnen sie dieselben frühzeitig zu einer harten

(1) Die Wilden müssen ihr Unglück mit Standhaftigkeit ertragen, um ihren Nachkommen ein Exempel zu geben.

(2) Dieser Gürtel ist von Riemen gemacht, die drey Finger breit sind, und sie tragen ihre Last daran, wenn sie auf Reisen sind.

ten Lebensart, und haben eben das Sprüchwort, wie die Europäer, die Gewohnheit sey die andere Natur, und in der That empfindet ihr nackter Leib nicht mehr von der Kälte, wie ihr Gesicht und ihre Hände.

Die Alten, welche auf der Flucht nicht können mit fort kommen, verlangen mit Keulen todt geschlagen zu werden, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, und von diesen verbrannt oder aufgefressen zu werden. Denn die Wilden erwürgen in ihren Kriegen Männer und Weiber und sogar die Kinder an der Brust. Dieses und die Pocken, welche in Amerika pestilentialisch sind, sind die Hauptursachen der Entvölkerung dieser Landen.

Ich muß hier anmerken, daß deswegen oft aus Liebe ein Sohn seinem Vater das Leben nimmt. Die Wilden haben viel Ehrfurcht gegen ihre Alten und thun nichts ohne sie vorher um Rath zu fragen, sie pflegen und warten dieselben auch sehr sorgfältig. Ich habe oft gesehen, daß ihre Anführer, wenn sie von der Jagd kamen, den Theil der Alten, und der Witwen und Wayfen, deren Väter im Kriege für das Vaterland ihr Leben verlohren, mit grosser Sorgfalt zurück legten, ehe sie das Fleisch theilten.

Die Wilden sind sehr gastfrey gegen die Fremden, mit denen sie in Friede leben, und gütig gegen ihre Bundesgenossen und Freunde; aber

aber grausam und unerbittlich gegen ihre Feinde. Sie verwundern, und ärgern sich zugleich, in Neuorleans eine Menge Engländer zu sehen, welche man unter dem scheinbaren Namen der Anhänger des Parlement dahin kommen läßt, um Schleichhandel mit ihnen zu treiben. (1). Ein Cacique dieses Landes, welcher kürzlich von Neuorleans hierher kam, sagte mir ganz aufrichtig, er hätte sich kaum enthalten können, diesen Hunden, die die Franzosen in in Norden, das ist in der Belagerung von Quebec, tödteten, die Köpfe entzwey zu schlagen, um sich deswegen an ihnen zu rächen. Er fügte hinzu: ihre Völker redeten mit ihren Feinden nicht anders als mit der Keule: so bald die Streitaxt ausgegraben sey: Diese Redensart bedeutet, man müsse,

(1) Die englischen Schiffe kommen, um Kriegsgefangene aus zu wechseln, und wenn sie keine haben, so werden sie weggenommen, und in Kriegszeiten als Spione betrachtet, die auskundschaften wollen, wie stark wir sind. Dis wiederfuhr dem englischen Schiffshauptmann Bouls, der zwey Reisen nach einander nach dieser Colonie that, und grosse Unruhen darin anrichtete. Dieser Schleichhandel ist für uns gefährlich und nachtheilig, und unsern Feinden vortheilhaft. Denn das Pelzwerk, welches zu erhalten man die Wilden auf die Jagd schickt, die man unterdessen hätte besser brauchen können, wird ganz öffentlich auf die englischen Schiffe geladen, welche bey dieser Gelegenheit noch über das unsre Plätze und ihre Stärke auskundschaften.

müsse, so bald der Krieg angekündigt worden, mit den Feinden nicht anders reden, als mit der Streitaxt auf den Kopf, und mit ihnen keine Handlung treiben, und keinen Briefwechsel unterhalten, bey Strafe als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und bestraft zu werden.

Wenn der Friede geschlossen ist, so vergraben sie die Streitaxt oder Keule, um anzudeuten, daß aller Haß begraben, und die Verwüstung, und das Schrecken des Krieges geendigt sey, und daß die Freundschaft und das gute Vernehmen zwischen ihnen, und ihren Nachbarn wieder aufblühen werde, wie die weissen Blumen des Baums des Friedens: dis ist bey ihnen der weisse Lorbeerbaum, welcher seine Aeste über die weisse Erde, das ist das Land des Friedens, ausbreitet.

Der Cacique, von dem ich oben geredet, nennt sich Tamathlemingo und ist den Franzosen sehr ergeben. Die Engländer haben ihn einigemal durch Geschenke auf ihre Seite bringen wollen, welche er aber ausgeschlagen, er hat ihnen so gar gedrohet, ihnen die Köpfe entzwey zu schlagen, wenn sie sich unterstünden ihm dergleichen anzubieten: er wolle nichts von diesen Hunden nehmen, die Feinde seines Vaters des Königs in Frankreich wären: Dis war die Antwort, welche er den Engländern, die an ihn geschickt waren, ertheilte. Es wäre für uns zu wünschen, daß alle unsre kommandirende

dirende Officiers so dächten, wie dieser Cacique. Er trägt eine silberne Medaille an einem Riemen am Halse. Er hat mir verschiedene mal gesagt, er wollte nach seinem Tode mit diesem Bildniß des Königs, seines Vaters, begraben seyn: da er ihm immer treu gewesen, so hoffte er ihm im Lande der Seelen die Hand zu geben. Wenn mir dieser Cacique solche Gesinnungen ausdrückte, so gab ich ihm zuweilen eine Bouteille Brantewein, um darinn des Königs Gesundheit zu trinken. Eine Kleinigkeit, womit man diese Völker zuweilen beschenkt, thut bey ihnen gute Wirkung. Wenn ich ihnen meine Freundschaft gegen sie beweisen wollte, so gab ich ihnen ein Hemd, und sagte: das schenkte ihnen ihr Vater, der durch das redende Pappier erfahren hätte, daß seine Kinder nackend giengen, und der sie deswegen bedauerte. Durch dergleichen Handlungen wurden sie allemal sehr gerührt.

Die Wilden können sich durchgängig von der Politik, welche unter den europäischen Mächten herrscht, keine Idee machen. Die Freunde einer Nation müssen ihr, nach ihrer Meinung, beystehen, wenn sie in Krieg verwickelt wird, und keine Handlung und Gemeinschaft mit ihren Feinden unterhalten. Ich habe hierüber einen weitläuftigen Streit mit einem Alekri-Mingo, das ist ein Zauberer und Cacique, gehabt, welcher von einigen spanischen

Sol-

Soldaten aus Pensacola beleidigt zu seyn
laubte. Dieser gestand mir ganz aufrichtig,
r habe, um sich zu rächen, beschlossen, mit
einen Kriegern einen Einfall in Florida zu thun,
nd bis an die Thore des Forts Pensacola zu
reisen. Um meinen Beyfall zu seiner Unter-
ehmung zu erhalten, fügte er hinzu: er thäte
s mit, weil sie dem Kriege zwischen uns und
en Engländern ruhig zu sähen, und diese in
hre Hafen aufnähmen.

Ich suchte diesen Allibamon aufs nach-
rücklichste auf andere Gedanken zu bringen,
m Blutvergiessen und, und Zwistigkeiten mit
nsern Nachbarn den Spaniern zu verhüten,
nd hielt zu dem Ende folgende Rede an ihn,
ie der Denkungsart dieser Völker gemäß ist.

O Alexi-Mingo, bereite dein Herz, und
ffne deine Ohren, um die Stärke meiner
Rede zu hören: denn sie wird dir den Verstand
ieder geben, den du heut verlohren hast.

Wisse also, daß daß grosse Oberhaupt der
Spanier, welches auf jener Seite des grossen
esalzenen Sees in der alten Welt wohnt, wo
ie Menschen unzählbar sind, ein Bruder (1)
es Vaters der rothen Menschen, und Königs
n Frankreich ist. Deswegen bin ich gezwun-
en dir zu sagen, daß mir dein tollkühnes Un-
ernehmen sehr mißfällt, und ich erkläre dir
hiermit

(1) Die Wilden nennen ihre Alliirte Brüder.

hiermit ein vor allemal, daß, wenn du auf der Ausführung desselben bestehest, so tödte mich vorher, ꝛc.

Der Cacique antwortete mir: dein Blut ist mir so lieb, wie das meinige, kein Franzos hat mich jemals beleidigt, und ich bin bereit mich für sie auf zu opfern: dis kannst du unserm Vater versichern. Warum habe ich nicht wie du das redende Pappier, daß meine Worte bis zu ihm kommen könnten: oder ich wollte vielmehr, daß mein Herz hundert Mäuler hätte deren Reden er hören könnte ꝛc. (1). Nach dieser Freundschaftsversicherung überreichte er mir seine Pfeiffe. Ich rauchte daraus gleichsam um Friede zwischen ihm und den Spaniern zu machen, von denen er beleidigt zu seyn glaubte. Um das Siegel darauf zu drucken gab ich ihm ein Glas Brantewein und sagte hier ist Feuer-Wasser, damit reinige deinen Mund, damit er keine böse Reden, wider die Spanier unsre Bundesgenossen, mehr fürbringen möge. Diesem fügte ich noch eine Rolle Tabac bey, den er seine Krieger aus der grossen Friedens-Pfeiffe sollte rauchen lassen.

Nach

(1) Einige Zeit nach der Abreise des Autors massacrirten die Wilden aus diesem Land einige Engländer, welche sich dem Fort Toulouse, darinn M. de Grand Maison, der jetzt unter den Truppen in Neuorleans Major ist kommandirte, bis auf zwey Meilen genahet hatten.

Nachdem meine Rede geendigt war, so kamen lle junge Leute, und drückten mir, wie es bey hnen gewöhnlich ist, zum Zeichen der Freundschaft die Hand.

Um diesen Caciquen gänzlich zu versöhnen, elcher so sehr wider die Spanier aufgebracht ar, sagte ich ihm: ihr Gouverneur erwartete äglich ein Schiff, welches ihm ein redend appier mitbringen würde, darinn das grosse berhaupt der Spanier beföhle, die Streitaxt us zu graben, und die Keule über die Köpfe er Blonden aufzuheben, so nennen die Wilen die Engländer, um sie von den Spaniern nd Franzosen zu unterscheiden.

Er war hierüber sehr vergnügt, und weil ein Glas Brantewein mehr getrunken hatte, nd auf gutem Wege zu plaudern war, so fragte h ihn, woher der Haß rühre, den er gegen ie Spanier hätte? Er antwortete mir: man abe ihm erzählt; die ersten Krieger mit Feuerröhren (1), welche in ihr Land gekommen, ätten Feindseligkeiten darinn ausgeübt, und das

(1) Als im Jahr 1544 Ferdinand Soto Einfälle in dis Land that, so nannten die Wilden, welche niemals Europäer gesehen hatten, die Spanier feurige Krieger, weil sie Flinten und Pistolen führten. Sie glaubten die Canone sey der Donner, weil sie die Erde erschütterte, und die Menschen in der Ferne tödtete.

das Völkerrecht verletzt. Nach dieser Zeit hät
ten seine Vorfahren, von Vater auf Sohn
ihren Nachkommen anbefohlen, dis ungerech
vergossene Blut zu rächen. Ich gab ihm zu
Antwort, der Herr des Lebens hätte sie scho
vorher, durch den Untergang des Ferdinan
de Soto, und aller seiner Krieger gerächet.

Ich fügte hinzu: sie müsten gegen die jetz
gen Spanier keinen Haß mehr behalten: Ph
lipp II. ihr grosses Oberhaupt, welches zu d
Zeit regieret, hätte alle die Grausamkeite
welche seine Hauptleute in diesen entfernten Lä
dern ausgeübt, mißbilligt.

Ich erzählte diesem amerikanischen Prinze
daß Don Francois von Toledo, Vicekönig
Peru, welcher den Thronfolger dieses Köni
reichs, öffentlich aufhenken, und alle Prinz
von der königlichen Familie der Incos, sel
die Spanier nicht ausgenommen, die von m
terlicher Seite von dem Atahualipa abstam
ten, ermorden ließ, bey seiner Zurückkunft n
Spanien, für diese Grausamkeit, mit den f
nehmsten Ehrenstellen des Staats belohnt
werden erwartet hätte. Er sey aber von d
grossen Oberhaupte dieser Nation sehr übel auf
nommen worden; denn der König habe ihm
einem zornigen Gesichte befohlen, ihm aus
Augen zu gehen, und zu ihm gesagt, ich h
euch nicht dahin geschickt, um ein Henker
Könige zu seyn, sondern um mir zu dienen

den Unglücklichen beyzustehen. Diese Worte wären ein Donnerschlag in den Ohren des Vicekönigs gewesen, und hätten ihm ein Herzklopfen verursacht, daran er nach wenigen Tagen gestorben. Eben dieser König machte, daß einer seiner Minister, welcher ihn hintergangen hatte, für Schrecken plötzlich starb, in dem er nur das einzige Wort zu ihm sagte: wie du lügst?

Der Cacique antwortete mir hierauf mit einem ernsthaften Gesichte: „aber wenn der Oberherr der Spanier wider diesen Vicekönig wegen der Grausamkeiten, die er wider seinen Willen begangen, so sehr erzürnt war, wie du sagest, warum ließ er ihn nicht am Galgen verbrennen, oder ihm den Kopf abschlagen, und schickte diesen nach Peru? Ein solches Beyspiel der Strenge und der Gerechtigkeit, würde diese Völker einigermassen beruhigt haben, denen dieser Officier so unwürdig begegnet hatte: indem er den Erben eines grossen Königreichs, welcher nur von dem Herrn des Lebens abhieng, an einem Galgen, wie einen Dieb, hatte sterben lassen.“

„Auf diese Art, fügte er hinzu, gehen wir rothen Leute, welche die Europäer Wilde nennen, mit boshaften Mördern um, und begegnen ihnen, wie den wilden Thieren in den Wäldern.“

Ich erwiderte ihm: wisse, daß die grossen Oberhäupter der weissen Menschen, welche in der alten Welt wohnen, despotisch sind. Wenn diese ihre Hauptleute, die ihre Kinder oder Unterthanen unterdrückt haben, aus ihrem Gesichte verjagen: so ist dis eine Strafe, welche für solche hochmüthige Chefs, weit empfindlicher ist, als der Galgen, oder hundert Schläge mit der Keule den rothen Menschen.

Ich habe durch dergleichen Reden verschiedene Wilde von ihrem Hasse wider die Spanier abzubringen gesucht, vornehmlich war dieser Cacique dadurch überführt.

Ich glaube, ich habe schon angemerkt, daß die Wilden gegen Beleidigungen sehr empfindlich sind, vornehmlich pflegen sie es sich, wenn sie betrunken sind, wieder zu erinnern, wenn sie jemand beleidigt hat. Ich bin oft Mittler in Zwistigkeiten zwischen Wilden und Wilden gewesen, ich stellte ihnen für, sie müsten wie Brüder mit einander leben, das vergangene vergessen, und ihre männliche Courage nur zur Vertheidigung ihres Vaterlandes anwenden. Ich versicherte sie, wenn sie mir nicht folgten, so würde der grosse Geist auf sie zürnen, und sie durch Mißwachs ihres Kornes strafen.

Wenn sie daher an einander geriethen, und sich schlagen wollten, so hohlten mich meistentheils ihre Weiber, um Schiedsrichter zu seyn.

Ich

Ich that immer mein möglichstes sie zu versöh-
nen, und beyder Ehre zu retten: worüber die
wilden Weiber ein grosses Vergnügen blicken
iessen. Diese sind sehr regelmäßig gebildet,
und haben nichts wildes an sich als den Namen.

In dem künftigen Briefe will ich Ihnen
von der Trauer dieser Völker, und wie sie ihre
Todten begraben Nachricht geben. Ich bin
mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Allibamons,
den 28sten April 1759.

XVI. Brief.

An eben denselben.

Ihre Trauer und ihre Art die Todten zu
begraben. Die Gerechtigkeit, welche sie
dem Ritter von Erneville wiederfahren
lassen, wegen eines Soldaten, den ein
junger Wilder getödtet hatte. Ihre Re-
gion. Ihre List die Hirsche und india-
nischen Hähne auf der Jagd
zu beschleichen.

Mein Herr!

Ich habe vorgestern einen Brief von Ihnen
erhalten, daraus ich ersehe, daß sie sich
wohl befinden, und fortfahren, sich meiner zu

erinnern. Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben Nachricht von den Heirathen der Wilden gegeben, jetzo will ich Ihnen ihre Trauer beschreiben. Wenn das Oberhaupt der Nation stirbt, so betrauren sie ihn dadurch, daß sie sich nicht kämmen und waschen. Die Männer bemalen sich den ganzen Leib schwarz mit Ruß, den sie in Bärenfett einrühren, und entsagen allen Lustbarkeiten. Wenn einer Frau der Mann stirbt, so betrauert sie ihn ein Jahr dadurch, daß sie allen Schmuck ablegt.

Alle Wilden in dem Lande der Allibamons trinken die Caßine. Dis ist das Laub von einem Baume, welcher sehr viel Aeste hat. Diese Blätter sind zackigt, und nicht grösser wie ein Pfennig. Die Wilden kochen sie, wie wir den Caffee, und trinken diesen Trank mit vielen Cärimonien. Wenn der Trank gekocht ist, so tragen ihn die jungen Krieger in offenen Schalen herum, und überreichen ihn den Kriegern nach dem Range, den Officiers zu erst und hernach den übrigen, eben so wird die Tabacs-Pfeiffe herum gereicht. Unterdessen, da man trinkt, machen sie ein lautes Geheul, und lassen die Stimme nach und nach fallen. Wenn man aufhört zu trinken, so lassen sie das Geschrey nach, und wenn man wieder anfängt, so fangen sie auch wieder an. Dis Sauf-Fest dauert zuweilen von des Morgens um sechs, bis des Nachmittags um zwey.

De

Den Wilden verursacht dieser Trank keine Incommodität, sie legen ihm viele gute Wirkungen bey, und geben ihn ganz leicht wieder von sich.

Die Weiber trinken niemals davon, sondern er ist allein für die Krieger bestimmt. In den Versammlungen von dieser Art, wozu die Weiber niemals gelassen werden, berathschlagen sich die Wilden über ihre politischen Angelegenheiten, und über Krieg und Frieden. Doch erzählt der Ritter von Erneville, daß er die Frau eines obersten Caciquen gekannt, welche unter dem Namen einer Kriegerin, und wegen ihres durchdringenden Verstandes, zu diesen Versammlungen gezogen worden, und ihre Stimme habe oftmals bey Unterhandlungen den Ausschlag gegeben.

Die Allibamons lieben die Franzosen sehr; und haben einen Vertrag mit ihnen aufgerichtet, daß ein Franzose, der einen Wilden tödtet, sterben muß, und so auch umgekehrt. Ein solcher Vorfall trug sich zu, als der Ritter von Erneville unter den Allibamons kommandirte: ein junger Wilder that einen Flintenschuß auf einen Soldaten von seiner Guarnison und ward darauf unsichtbar. Weil dieser Officier den Verbrecher nicht ausfindig machen konnte, so wandte er sich an die Häupter der Nation, und verlangte von ihnen Genugthuung. Sie antworteten ihm: der junge Mensch sey zu einer andern Nation geflüchtet.

Der Ritter war mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, und gab ihnen zur Antwort: der Mord schrie um Rache, und das Blut müsse durch Blut gerochen werden, (so drucken sich die Wilden aus), der Mörder hätte eine Mutter, diese müste an seiner Stelle sterben. Ihre Ausrede war: diese hätte den Mord nicht begangen. Der Ritter erwiderte: er rede, wie die rothen Menschen, welche, wenn einer von ihrem Volke getödtet würde, und sie keine Genugthuung erhielten, sich an einem von der Nation des Mörders rächeten. Er stellte ihnen vor: sie müsten sich, um das gute Vernehmen unter den weissen und rothen Menschen zu erhalten, der Bestrafung der Verbrecher nicht widersetzen. Sie bothen ihm darauf viel Pelzwerk, und ganze Lasten Beute zum Geschenk an, wenn er sich beruhigen wollte. Aber dieser Officier, welcher wegen seiner Uneigennützigkeit, und seines Eiffers im Dienste des Königs bekannt ist, zog das Interesse des Königs dem seinigen, und die Ehre der Nation seinem Glücke vor, und schlug diese Geschenke aus.

Er fügte hinzu: er könne seit dem Tode seines Kriegers nicht mehr ruhig schlafen, und dieser riefe ihm alle Nachte zu: rächet mein Blut. Als sie sahen daß er unerbittlich war, so hielten sie eine Rathsversammlung, und schickten darauf acht Krieger, die ein Officier von ihnen anführte, in des Mörders seiner

Mut-

Mutter Haus. Dieser begab sich mit seinen Leuten sogleich dahin, und stellte der Frau für: weil man ihren Sohn nicht finden könnte, so müste sie das Blut des getödteten Franzosen abwaschen. Die Frau erschrack hierüber sehr heftig, und ließ sich ganz in Thränen gebadet wegführen. Die Verwandten folgten ihr mit sehr traurigen Gesichtern, und einer von ihnen sagte zu dem Officier, der sie wegführte: es ist etwas ausserordentliches, daß meine Schwiegermutter sterben muß, da sie den Mord nicht begangen hat. Er schlug für, man sollte einige Zeit warten, er wolle hingehen, und den Mörder herbey schaffen; kurz darauf brachte er ihn in die Versammlung, und sagte zum Herrn von Erneville da ist der Verbrecher, mach mit ihm was du willt. Der Kommandant gab ihnen zur Antwort, sie müsten ihm Genungthuung geben, also bald schlugen sie ihm den Kopf entzwey (1).

Nach dem diese Execution vorbey war, so hielten die Häupter eine Rede an die jungen Leute, und warnten sie sehr, die Hände an die Franzosen zu legen; Sie fügten hinzu, daß

(1) Dis ist die Art der Todesstrafe bey den Wilden. Man macht keine weitläuftige Procedu-ren, und weiß von keinen Formalitäten. Ihr Gesetz ist, wer getödtet hat, muß wieder sterben. Es sey denn, daß es durch einen unglücklichen Zufall geschehen, wie im Trunke, im Zorn, oder bey Leibesübungen.

ein jeder, welcher den Verstand verlöhre, und einen Franzosen tödtete, also würde bestraft werden.

Der Ritter von Erneville hielt darauf ebenfalls eine Rede an die Versammlung, und übergab der Nation das Geschenk, welches ihm der Gouverneur für dieselbe geschickt hatte. Die Wilden überreichten ihm alsdenn die grosse Friedens-Pfeiffe, und er und alle französische Soldaten und Colonisten rauchten daraus, zum Zeichen einer völligen Amnestie. Hernach tranken sie Caßine, welches bey ihnen der Trank des weissen Worts, das ist, der Vergessenheit heißt.

Nach dieser Zeit hat uns diese Nation niemals beleidigt. Die Wilden dieses Landes erboten sich im Jahr 1714, in ihrem Lande, auf eigene Kosten, ein Fort zu erbauen, sie räumten es hernach den Franzosen ein, und es bekam den Namen Tolouse. M. de Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war, nahm ihr Land, im Namen des Königs, in Besitz (1).

Sie

(1) Dieser Gouverneur stehet bey den Wilden in so hohem Ansehen, daß sie ihn in allen ihren Reden anführen, und sein Andenken ist bey ihnen so fest eingepregt, daß sie ihn nie vergessen werden. Als ich zu ihnen kam, so erkundigten sie sich gleich nach ihm. Ich sagte ihnen, er befinde sich in Paris sehr wohl, welche Nachricht ihnen ungemein angenehm war.

Sie haben die Engländer niemals in ihr Land wollen kommen lassen, und lachen über die Drohungen des Königs von England. Denn ein jeder Cacique oder Chef eines Dorfes siehet sich selbst als einen Souverain an, der nur von dem grossen Geiste abhängt.

Die Allibamons nennen ihr Land, das weisse, oder das Friedensland, und sitzen stille, das heißt sie greifen niemanden an. Sie sagen: die Streitaxt sey bey ihnen begraben, und alle Völker des Erdbodens können mit aller Sicherheit zu ihnen kommen, und Handel und Wandel unter ihnen treiben.

Hier ist ein Stück von einer Rede, welche ich einen ihrer Anführer habe halten hören: „Jünglinge und Krieger, verachtet den Herrn des Lebens nicht; der Himmel ist blau, die Sonne ist ohne Flecken, das Wetter ist helle, die Erde ist weiß, und alles ist ruhig auf ihrer Oberfläche, es muß darauf kein Menschen Blut vergossen werden. Man muß den Geist des Friedens bitten, daß er die Ruhe unter den Völkern, die um uns her wohnen, erhält.“

„Wir haben itzo keine andere Beschäftigung, als mit den Tygern, Bären, Wölfen, Hirschen und Rehen Krieg zu führen, um ihre Haut zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln, die uns dafür mit allen Nothwendigkeiten für unsere Weiber und Kinder versehen.“

Alle

Alle Amerikaner können weder lesen noch schreiben. Sie erstaunen, daß man vermittelst des Pappiers so entfernt mit einander reden kann, und betrachten die Briefe mit Verwunderung.

Wenn man ihnen einen Brief anvertrauet so bestellen sie ihn sehr genaau, und wenn sie Flüsse paßiren müssen, und es auch noch so stark regnet, so lassen sie den Brief nicht naß werden. Sie handeln mit Franzosen, Engländern und Spaniern, sie lieben aber die letzte Nation nicht, und führen eher Krieg mit ihr, als mit einer andern Nation, wegen der Grausamkeiten, die diese an den Mexicanern ausgeübt. Sie haben ein unvergleichlich Gedächtniß, und vergessen niemals eine Beleidigung.

Die Allibamons erkennen ein höchstes Wesen, welches sie Soulbieche nennen. Ich habe sie zuweilen gefragt, was sie von einer zukünftigen Welt dächten? Ihre Antwort war: wenn sie keinem andern die Frau verführt, und in ihrem Leben niemanden getödtet, und bestohlen hätten: so würden sie nach ihrem Tode in ein sehr fruchtbares Land kommen, wo es ihnen weder an Weibern noch an guter Jagd fehlen, und wo ihnen alles leicht von statten gehen würde. Wenn sie hingegen närrisch gewesen wären, und den grossen Geist verachtet hätten, so kämen sie nach dem Tode in ein unfruchtbar Land, voller

Dornen

Dornen und Disteln, wo keine Weiber und keine Jagd seyn würde. Dis ist alles, was ich von ihrem Glauben habe erfahren können.

Die Allibamons begraben ihre Todten sitzend, und geben davon zur Ursach an, weil der Mensch aufrecht ist, und seine Augen gegen den Himmel gekehrt hat, deswegen begraben sie ihre Todten in dieser Stellung. Man steckt dem Todten eine Tabacs-Pfeiffe voll Tabac in den Mund, damit er mit den Einwohnern der andern Welt Freundschaft machen könne. Wenn ein Krieger stirbt, so wird er mit seinen Waffen begraben, diese bestehen in einer Flinte mit Pulver und Bley, einem Köcher voller Pfeile, einem Bogen einer Keule oder Streitaxt, einem Spiegel, und etwas rothe Farbe, um sich in dem Lande der Geister zu schmücken (1).

Wenn sich ein Mensch selbst umbringt, es sey aus Verzweiflung oder in einer Krankheit, so wird er nicht begraben, sondern in einen Fluß geworfen, denn sie halten einen solchen für niederträchtig.

Ich habe gesagt, daß die Wilden ihr Unglück mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit ertragen. Der Fanatismus dieser Völker bestehet darinn, daß wenn einer von ihnen im Kriege

(1) Die Wilden führen gemeiniglich eine kleine Axt bey sich, und einen Spiegel der ihnen am Arme hängt.

Kriege gefangen wird, so erwartet er nichts anders als verbrannt zu werden. Alsdenn singt er seinen Todtengesang, welcher ungefähr so lautet: „Ich fürchte weder den Tod noch das Feuer, quälet mich so viel ihr wollt, denn meine Nation wird meinen Tod rächen.“

Dis bewegt zuweilen die Feinde seine Marter zu verkürzen, oder ihm gar das Leben zu schenken, in dem sie einen solchen einen tapfern Mann nennen.

Wenn sich unter ihnen ein unruhiger Kopf oder Stöhrer der öffentlichen Ruhe findet, so verweisen ihn die Aeltesten mit folgenden Worten aus dem Dorfe: „du kannst hingehen wisse aber, daß, wenn du todt geschlagen wirst so wird dich deine Nation nicht rächen, noch beweinen.“ Wer unordentlich lebt, wird bey diesen Völkern eben so wol wie bey den Europäern, verachtet (1).

Die Wilden ziehen gewöhnlich gegen das Ende des Octobers auf die Jagd. Die Allibo mon

(1) Die jungen Wilden streiffen zuweilen in die Dörfern herum, und entführen Weiber und über dergleichen Räubereyen entstehen oft Krieg unter den Stämmen; denn sie streiten niemal über ein Stück Landes, weil sie mehr haben als sie bauen können. Es ist bey den Wilden ein Hauptverbrechen, einem andern die Frau zu entführen, und wenn es die Frau eines Caciquen ist, so ist die Nation schuldig diese Schimpf zu rächen.

mons gehen 60 bis 80 ja zuweilen 100 Meilen von ihrem Dorfe, sie nehmen ihre Familien in ihren Piroguen mit, und kommen erst am Ende des Merzes, welches bey ihnen die Zeit der Aussaat ist, wieder zu Hause. Von diesen Jagden bringen sie viele Felle und eingesalzen Fleisch mit zu Hause. Wenn sie wieder in ihrem Dorfe angekommen sind, so tractiren sie ihre Freunde, und beschenken die Alten, welche nicht haben mitgehen können, und die während der Jagd die Cabanen des Dorfes bewachen.

Diese Völker bedienen sich einer besondern List die Hirsche zu fangen. Sie nehmen den Kopf von einem Hirschbocke mit in die Wälder, bedecken sich mit einer Hirschhaut, und stecken einen Arm in den Hirschkopf: alsdenn knien sie nieder und brüllen wie ein Hirsch. Durch diese Stellung lassen sich diese Thiere verführen, und kommen den Jagern sehr nahe, welche sie alsdenn niemals verfehlen. Es giebt Wilde, die auf diese Art an 400 Hirsche auf einer Winterjagd schiessen.

Sie gebrauchen eine ähnliche List, um die wilden kalekutschen Häne in den Wäldern zu schiessen. Einer von ihnen legt das Fell von einem kalekutschen auf die Schultern und ein Stück rothes Tuch auf dem Kopf. Unterdessen daß diese Thiere hiernach sehen, schiessen sie die andern Jäger mit Pfeilen. Sie gebrauchen gegen diese Häne keine Flinten, um sie

nicht

nicht zu verscheuchen. Die Wilden haben mich oft mit einem Essen von diesem Wildpret bewirtet, die fürnehmlich im Herbst unvergleichlich sind.

Die Wilden sind auch sehr geschickt im Fischen: sie gebrauchen dazu weder Netze noch Angeln, sondern nur ein Rohr von Schilfe, welches sehr häufig an den Flüssen wächst. Dis trocknen sie und spitzen es an dem einen Ende zu wie einen Wurfspieß, an das andere Ende binden sie einen Strick von Baumbast. Diese Wurfspiesse werfen sie aus ihren Canots auf die Fische, und ziehen sie vermittelst des Strickes wieder zu sich. Einige schiessen die Fische mit Pfeilen, welche wenn sie verwundet sind, oben auf das Wasser kommen.

Ehe ich die Beschreibung von den Allibamons endige, muß ich Ihnen noch melden, daß sie im Julius, welches die Zeit ihrer Erndte ist, ein sehr grosses Fest feyern. An diesem Festtage, welchen sie ohne zu essen zu bringen, zünden sie das neue Zauberfeuer an, hernach reinigen sie sich, und bringen ihrem Manitu die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer. Das Fest wird mit Tänzen der Religion beschlossen. Die Allibamons haben auch Zauberer. Ich muß Ihnen eine lächerliche Geschichte erzählen welche mir mit einem Menschen von diesem Handwerke begegnet ist. Als ich den Fluß der Allibamons herauf ruderte, kam ein Zauberer

mit

it einigen Wilden, so wol Männern als Wei-
ern, zu mir, und bat mich um Brantewein.
ich gab ihm eine Bouteille, welche er mit sei-
er Gesellschafft austrank. Als er darauf noch
ehr forderte, so gab ich ihm zur Antwort, ich
ätte keinen mehr. Dis wollte er nicht glauben,
nd sagte, um mich furchtsam zu machen: er
y ein Schwarzkünstler, und wenn ich ihm kei-
n Brantwein geben würde, so wollte er mich
it meinem Fahrzeuge bezaubern daß ich nicht
on der Stelle kommen sollte. Ich gab ihm
r Antwort: ich fürchtete mich nicht für ihm,
) wäre selbst ein Arzt. Dis machte ihn stützig.

Er verlangte von mir, ich sollte ihm die
Wirkungen meiner Kunst zeigen: ich gab ihm
r Antwort, er möchte den Anfang machen
ach vielem Disputiren fing ich an einige lächer-
he Geberden zu machen, und sahe in ein Buch,
von der Zauberer nichts verstand. Ich ver-
ngte darauf von ihm, er sollte mich allein las-
n, welches er auch that. Denn es ist die
ewohnheit der Zauberer, daß sie allein sind um
n Wilden ihre Betrügereyen zu verbergen.
ch hatte ein wild Katzenfell, daraus man das
eisch und die Knochen, durch eine Oeffnung
ter dem Halse genommen hatte. Dis gab ich
n Zauberer und verlangte von ihm, er sollte ihm
Augen und das Leben wieder geben. Er ant-
rtete, dis sey unmöglich. Hierauf sagte ich:
sehe, daß du nur noch ein Anfänger in der
uberey bist, ich will es thun.

Ich hatte aus Frankreich ein paar emaillene Augen mit gebracht, die sehr natürlich aussahen. Diese setzte ich in den Kopf der wilden Katze, und steckte in das Fell ein lebendig Eichhörnichen. Als dis geschehen war, öfnete ich mein Zimmer und ließ die Wilden herein kommen; der Zauberer war vor an. Als die Wilden sahen, daß sich das Eichhörnchen in meinen Armen in dem Katzenfell bewegte, so erstaunten sie, und der angebliche Zauberer rief aus; ich wäre ein wahrer Arzt und Zauberer weil ich todte Katzen wieder lebendig machen und ihnen die Augen wieder geben könnte. Nachdem die Wilden das Thier lange mit Verwunderung betrachtet hatten, so warf ich es auf die Erde und stach das Eichhörnchen unvermerkt mit einer Nadel: dis machte daß es mit dem Katzenfelle auf die Zuschauer zulief, welche mit einem Geschrey zurück wichen, sürnemlich flohen die Weiber aus meinem Fahrzeuge, und waren fest überzeugt, ich sey ein Hexenmeister. Ich sprang alsdenn auf die wilde Katze zu, und ließ das Eichhörnchen behende aus dem Felle heraus, drückte darauf die Zähne in dem wilden Katzenfelle an meine Brust, und warf sie mit einem Geschrey zu Boden, als ob sie mich gebissen hätte. Der Soldat, den ich dazu bestellt hatte, schlug also bald mit seiner Keule darauf zu um die wieder lebendig gemachte Katze zu tödten daß sie ihren Herren gebissen hatte.

Nach dieser lächerlichen Scene gab ich das Fell dem Zauberer in die Hände, und befahl ihm sie wieder lebendig zu machen, wie ich gethan hätte. Er bekannte aber meine Arzneykunst sey grösser wie die seinige. Ich sagte ihm zugleich, er möchte nun mein Fahrzeug bezaubern, daß es nicht von der Stelle kommen könnte. Er antwortete mir: ein Zauberer könnte dem andern nichts thun, und ich wäre sein Meister in dieser Kunst (1). Alle Wilden welche in dem Flusse auf der Jagd waren, brachten mir Wildpret, um mich zu bewegen, daß ich mein Zauberstück noch einmal machen sollte. Ich fürchtete mich aber, entdeckt zu werden, und um meine Ehre zu erhalten, sagte ich ihnen: ich könnte es nicht mehr thun, indem das

(1) Die Wilden setzen ein grosses Vertrauen auf ihre Aerzte. Die Hütte des Zauberers ist mit Fellen angefüllt, die ihm zur Decke oder zur Kleidung dienen. Er gehet ganz nackend dahinein, und redet einige Worte, die niemand verstehet. Dis geschieht, wie sie sagen, um den Geist zu citiren. Hernach stehet er auf, schreyet, bewegt sich, scheint ausser sich zu seyn, und das Wasser läuft ihm von seinem ganzen Körper. Die Hütte bewegt sich alsdenn, und die Wilden glauben: dieses geschehe durch die Gegenwart des Geistes. Die Sprache welche er dabey redet, ist gänzlich von der Wilden ihrer verschieden. Dieses Gewäsche geben die Betrüger vor eine göttliche Eingebung aus. So haben von jeher in allen Ländern die Listigen die Dummen hinter das Licht geführt.

Thier gewiß einen von ihnen beissen würde, wie es mir schon gethan hätte.

Es ist zuweilen bey ihnen gefährlich ein Arzt zu seyn, denn wenn ein Kranker stirbt, so geben sie seinen Todt meistentheils der Medicin schuld. Deswegen wollte ich niemanden rathen, die Leichtgläubigkeit dieser Leute zu misbrauchen. Ich sagte ihnen; ich hätte nachdem mich die wilde Katze gebissen, die Zauberey abgeschworen, und erkennete keinen andern Arzt mehr, als den Herrn des Lebens. Diesen möchten sie anrufen: denn er wäre der Vater der rothen Menschen, und die weissen wären ihre ältern Brüder.

Die geglaubte Wiederlebendigmachung der wilden Katze, gab mir unter den Zauberern dieses Landes ein grosses Ansehen, auch so gar die aus dem spanischen Florida trieb die Neugierde, daß sie zu mir kamen. Sie vereinigten sich mit den Aerzten der Allibamons, und baten mich, ich möchte das Zauberstück noch einmal machen, welches ich unterweges gemacht hätte. Ich gab ihnen zur Antwort: es sey mir leid, daß ich ihnen dieses versagen müste, ich hätte es verschwohren. Um sie aber doch nicht unzufrieden über mich wieder nach Hause gehen zu lassen, begegnete ich ihnen sehr freundlich, und versicherte sie; das grosse Oberhaupt der Franzosen, und der Vater der Wilden, sey ihrer Nation, und fürnehmlich ihnen sehr gewogen;

weil

ie Aerzte die Klügsten in der Nation wären, wäre ich deswegen abgeschickt, ihnen im Na- ien des Königs ein Geschenk zu bringen, und N. Aubert hätte Befehl vom Gouverneur, es nter sie auszutheilen.

Ich fügte hinzu: ich wäre begierig mit ih- en genaue Bekanntschaft zu machen, und bat : mir ihre Namen zu sagen. Diese Völker hmen gewöhnlich den Namen eines Thieres , zum Beyspiel eines Bären oder Tyger. die Ernsthaftigkeit, mit der ich diese Frage at, machte, daß sie mich fragten, ob ich ihre amen wissen wollte, um ihrem Vater von ih- en durch das redende Pappier Nachricht zu ge- n, ich beantwortete diese Frage mit ja.

Ihrer Namen welche ich auf diese Art er- hren hatte, bediente ich mich zuweilen um un- r ihnen einen Wahrsager abzugeben.

Ich verschloß mich alsdenn in eine von ih- n Cabanen, und ließ einen Soldaten, dem h die Anzahl der Buchstaben eines jeden Na- ens gesagt hatte, einen von ihnen auf die Schulter fassen, und so oft mit einem Stocke hlagen, als der Name dessen, den er ange- ßt hatte, Buchstaben enthielt, und so errieth h, wen er angefaßt hatte. Dis konnten sie icht begreiffen, und bekannten, daß es über ren Verstand sey.

Herr Godeau, Regiments-Feldscherer bey der Guarnison auf dem Fort im Lande der Allibamons, hatte schon vor mir den Wilden ein Zauberstück gezeigt. Er wies ihnen ein Glas mit Queckſilber; weil ſie niemals dergleichen gesehen hatten; so baten ſie es ſich von ihm aus. Er gab ihnen zur Antwort; er wolle es ihnen sehr gern geben, er hätte aber das Glas nöthig, goß das Queckſilber auf den Boden, und erlaubte ihnen es weg zu nehmen. Doch ſie konnten es niemals auffaſſen, denn es entwiſchte ihnen immer unter den Händen weg. Dis machte, daß die Wilden glaubten, der Mercurius ſey ein Geiſt, der ſich theilte und wieder vereinigte. Sie erſtaunten noch mehr, als ſie ſahen, daß Herr Godeau ihn mit einem Kartenblatte wieder aufnahm und in das Glas ſchüttete. Er goß alsdenn Scheidewaſſer darauf welches das Queckſilber gänzlich auflöſete, ſo daß ſie es nicht mehr ſahen. Nach dieſem verehrten ihn die Wilden als einen groſſen Zauberer.

M. de Montberaut hat nunmehro die Kommandanten-Stelle über das Fort dem M. Aubert, Aide-Major von Mobile, übergeben. Ich habe deswegen an den Gouverneur geſchrieben, und ihm fürgeſtellt, daß ich, da ich älter im Dienſt bin, als dieſer Officier, hier nicht unter ihm dienen kann, und da es der Ordonnance des Königs zu wider iſt, daß ein älterer Officier unter einem jüngern ſtehe, ſo habe ich gebeten

eten, daß er mich nach Neuorleans zurück be-
uffen möchte, damit ich mit dem ersten Schiffe
ach Europa abgehen kann, wo ich die Ehre
aben werde Sie mündlich zu versichern, daß
ch mit aller Hochachtung bin ꝛc.

Aus dem Lande der Allibamons
den 2 May 1759.

N. S. Ich habe vergessen Ihnen Nachricht
on einem Besuche zu geben, den der Kayser
er Kaouytos kurz nach der Abreise des M. de
Montberaut bey uns abgestattet hat. Ich will
hnen die Umstände davon kürzlich erzählen.

Weil wir durch einen Courier von der An-
unft seiner indianischen Majestät benachrichtigt
orden; so gieng ich demselben entgegen, um
n in einiger Entfernung vom Fort zu empfan-
en. Ich hatte einige Soldaten ausgestellt,
elche durch Musqueten-Schüsse den Canoniers
as Zeichen geben musten, in dem Augenblicke
ie Canonen abzubrennen, da der Prinz seine
and in die meinige legte. Er ritt ein
Spanisches Pferd mit einem englischen Sattel
nd einer Decke von einem Tygerfell.

Dieser Kayser ritte sehr gravitätisch vor
iner Begleitung her: ich konnte mich kaum
es Lachens enthalten, da ich so viele grosse und
ohlgewachsene Leute ganz nakend sahe, die
re Leiber mit allerley Farben bemahlt hatten.

Sie giengen alle wie Capuciner, einer hinter dem andern, nach ihrem Range, her. Der Prinz schien von der Ehre bezaubert zu seyn, die man ihm erzeigte, er hatte niemals Canonen gesehen und nannte sie grosse Flinten.

Er trug auf seinem Kopfe einen rothen Federbusch. Seine Kleidung war von rothen Scharlach mit Aufschlägen nach englischer Mode, und unächten Dressen besetzt. Er hatte weder Weste noch Hosen an, sondern nur ein Stück rothes Tuch, welches ihm zwischen den Beinen durch gieng und mit einem Gürtel befestigt war. Ueber seinen Rock trug er ein gesticktes Hemde von weissem Linnen, und hatte eine Art Halbstiefel an, die aus gelbgefärbtem Hirschleder gemacht waren. Weil er nur erst 18 oder 19 Jahr alt war, so hatte ihm seine Nation einen Greis von edler Geburt zum Hofmeister gesetzt. Dieser hielt im Namen seines Souverains eine Rede an den M. Aubert, und überreichte ihm die Friedens-Pfeiffe. Nachdem die gegenseitigen Complimente vorbey waren, so bat ihn der Kommandant sich auszuruhen. Denn es ist eine Gewohnheit der Wilden, daß sie erst den folgenden Tag nach ihrer Ankunft von politischen Angelegenheiten sprechen, um Zeit zur Ueberlegung zu haben.

Herr Laubene königlicher Dolmetscher übersetzte die Reden des Hofmeisters des Kayfers, der zugleich sein Canzler war. Er erzählte die

grossen

grossen Dienste, welchen der verstorbene Vater seines Herrn den Franzosen erwiesen, und daß der Sohn immer begierig gewesen, sie zu besuchen, um die Freundschaft zu erneuern, welche zwischen seiner Nation und der unsrigen beständig gewesen, und mit uns aus der Fridens-Pfeiffe zu rauchen.

Sein Vater war in der That dem M. de Bienville allezeit ergeben gewesen, und aus dieser Ursache hatte derselbe diesem Caciquen den Titel eines Kayfers beygelegt. M. de Bienville wollte auch, daß alle Stämme der Allibamons ihn für ihr Oberhaupt erkennen sollten: sie weigerten sich aber es zu thun, und sagten; es sey genug daß ein jedes Dorf seinen Caciquen hätte, und konnten nicht dahin gebracht werden, etwas in ihrer alten Regierungsform zu ändern.

Der Kayser, sein Hofmeister, sein Feldherr, sein Arzt, und sein Leibbedienter, erschienen den folgenden Tag um 10 Uhr vor unserm Kommandanten, wo wir alle versammlet waren. Was den Kayser betraf, so war seine kayserliche Kleidung an diesem Tage von der Kleidung seiner Hofleute nicht unterschieden, sie waren alle gekleidet, wie Adam im Paradise (1).

(1) Den Rock, welchen der Kayser bey seiner Ankunft trug, hatte ihm ein englischer Hauptmann gegeben, und er hatte ihn diesen Tag aus Politic nicht angezogen, um von uns einen geschenkt zu bekommen.

Dieser junge Prinz hatte eine majestätische und liebenswürdige Leibesgestalt, und eine edle und kluge Mine. Während seines Aufenthalts alhier ist er auf Kosten des Königs unterhalten worden. Weil er von meiner Statur war, so bat mich der Kommandant, ihm einen blauen Rock, eine mit Gold besetzte Weste, einen Dressenhut mit einer Feder, und ein Hemd mit gestickten Manschetten zu geben.

M. Aubert gab ihm auch auf Rechnung des Königs einige geringe Geschenke, wie auch denen, die in seinem Gefolge waren, welche alle sehr vergnügt wieder abreiseten.

Ihr Land liegt zwischen Carolina und dem östlichen Florida, gegen Osten von Mobile. Die Spanier haben diese Völker, welche sich vor ihre Feinde erklärt, niemals überwinden können. Der Kayser und sein Hofmeister speiseten alle Tage bey unserm Kommandanten, aber den übrigen erzeigte man diese Ehre nicht, um ihnen eine desto grössere Hochachtung gegen die französischen Officiers beyzubringen. Der Kayser war das erstemal da er mit uns speisete, sehr verlegen, denn er hatte niemals mit einer Gabel gegessen, und er gab deswegen sehr genau auf uns Achtung, wie wir assen, um uns nachzuahmen. Aber sein Hofmeister hatte so viel Gedult nicht: dieser nahm das Bruststück von einem welschen Hahne, und riß es mit sei-

nen

ien Fingern entzwey; indem er sagte: der Herr des Lebens hätte die Menschen vor den Messern und Gabeln geschaffen.

Gegen das Ende der Tafel hatten wir ein kleines Nachspiel. Der erste Bediente des Kayfers stand hinter Sr. Majestät: dieser hatte gesehen, daß wir Senf zum Fleische assen, und fragte den M. Boudin, was dis für ein Essen sey, welches uns so gut zu schmecken schiene. Der Officier, welcher ihre Sprache redete, indem er 40 Jahre unter ihnen gelebt, antwortete ihm, wenn er Lust dazu hätte, so möchte er davon essen. Sogleich nahm der Wilde einen Löffel voll davon; der Senf welcher sehr scharf war, verursachte, daß er allerley Verzuckungen und lächerliche Gebärden machte, worüber sein Herr aus vollem Halse lachte. Doch dem Bedienten war hierbey ganz anders zu Muthe, er glaubte vergiftet zu seyn. M. Aubert ließ sogleich Brantewein geben, schenkte ihm ein Glas voll ein, und versicherte ihn sehr ernsthaftig: dis sey ein Gegengift, welches ihn also bald curiren würde.

Die Kaouytas sind, was ihre Religion betrift, sehr zurückhaltend gegen Fremde, und reden niemals von öffentlichen Angelegenheiten, ohne vorhergehende reifliche Ueberlegung.

Diese Völker halten jährlich in dem Hauptflecken ihres Landes eine allgemeine Versammlung.

lung. Sie haben dazu eine grosse Cabane erbauet, darinn sitzen sie nach ihrem Range, und ein jeder hat das Recht, wenn die Reihe nach seinem Alter seiner Fähigkeit und Weisheit, und den Diensten die er dem Vaterlande gethan hat, an ihn kommt, zu reden.

Ihr Oberhaupt eröfnet die Versammlung durch eine Rede, über die Geschichte, oder Tradition ihres Landes. Er erzählt die Thaten seiner Vorfahren, und ermahnt seine Unterthanen, ihre Tugenden nachzuahmen, das menschliche Elend geduldig zu ertragen, und vornämlich nicht wider den grossen Geist, der der Herr des Lebens aller Geschöpfe auf Erden ist, zu murren; sondern im Unglück standhaft zu seyn, und alles fürs Vaterland und die Freyheit aufzuopfern; indem es tausendmal rühmlicher sey, zu sterben, denn als ein Sclave zu leben.

Wenn der Chef seine Rede geendigt hat, so stehet der älteste Greiß auf, grüsset seinen Souverain, und redet die Versammlung an: sein Leib ist bis an den Gürtel entblösset, und die heftige Bewegung, mit der er redet, verursacht, daß er über den ganzen Leib schwitzt. Er zwingt durch seine Beredsamkeit meistentheils die ganze Versammlung, alles zu glauben, was er sagt. Die Versammlungen werden mit vieler Anständigkeit gehalten, man höret darinn kein unnütz Geschwätz, kein unzeiti-

ges

ges Händeklatschen, und kein unmäßiges Lachen. Die Jünglinge sind darin sehr behutsam, und hören aufmerksam auf die Reden der Alten, weil sie wissen, daß diese zu ihrem Besten abzielen.

XVII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Alibamons. Seine Schiffarth auf dem Flusse Tombeckbe. Er entgehet einem Crocodil. Er trift einen Trupp aufrühreischer Chactas an: bringt sie wieder zu ihrer Schuldigkeit. Seine Rückreise nach Mobile.

Mein Herr!

Auf den Brief, welchen ich an den Gouverneur geschrieben hatte, habe ich keine andere Antwort, als nur eine Ordre, erhalten, nach Mobile zu gehen, und daselbst unter dem Kommando des M. de Velle zu dienen. Anstatt also die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zu gehen, erhielt ich Befehl eine Convoye mit Lebensmitteln nach dem Fort Tombeckbe zu führen,

führen, welches an dem Flusse dieses Namens liegt. Dieser Posten ist zehn Meilen von der Nation der Chactas entfernt. Ich habe meine Ordre mit aller Genauigkeit und zur größten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, befolgt, und kann hiervon schriftliche Zeugnisse aufweisen.

Den 22sten August 1759 reisete ich mit drey Fahrzeugen, welche mit Soldaten und wilden Mobiliern besetzt waren, von Mobile ab. Die Mobilier bieten sich den Franzosen, gegen eine geringe Belohnung die man ihnen giebt, zum Rudern an.

Nachdem man auf dem Flusse Mobile ungefähr 15 Meilen geschifft hat; so kömmt man an einen Ort la Fourche genannt, wo sich die beyden Flüsse Mobile und Tombekbe vereinigen. Den 27 August gieng ich mit meinen Fahrzeugen in den letztern, um darauf bis an das Fort herauf zu fahren. Wir waren in der schönsten Jahrszeit, und ich hatte an einem sehr angenehmen Orte nahe an dem Ufer ankern lassen. Die Wilden fingen hier sehr viel Fische, und beschenkten mich mit einem, der ungefähr 4 Fuß lang seyn mochte, und von einer Art Fische war, die sehr gut zum dörren sind. Weil das Wetter sehr klar war, so ließ ich mein Zelt nicht aufschlagen, sondern legte mich auf einen kleinen Hügel von Rasen, wo ich die Aussicht auf den Fluß hatte. Hier ließ ich mir die Bären Haut ausbreiten, welche ich von meinem Gouverne-

mene

ment auf der unbewohnten Insel bekommen hatte, wickelte mich in mein Zelt, und bedeckte das Gesicht wegen der Abendluft, welche in diesen Ländern sehr schädlich ist. Diese Nachläßigkeit wäre mir aber beynahe sehr theuer zu stehen gekommen, wie Sie gleich hören sollen.

Ich hatte meinen Fisch zu meinen Füssen liegen lassen, aus Furcht er möchte mir gestohlen werden, und schon eine Stunde ruhig geschlaffen, denn die Völker welche an diesen Ufern wohnen, sind unsre Freunde und Bundesgenossen. Auf einmal fühle ich daß ich mit grosser Gewalt fort geschleppet werde, ich fahre aus dem Schlafe auf in der Meinung man wolle mir einen Streich spielen, und fange an zu schreyen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich ein Crocodil erblickte, welches über 20 Fuß lang war, und mich durch seine ungeheuere Grösse, und den übeln Geruch seines Biams erschreckte. Ich versichere Sie, daß ich mich niemals so erschreckt habe.

Dis Thier war durch den Geruch meines Fisches angelockt worden, den ich zu meinen Füssen liegen hatte. Und war in der dunkeln Nacht aus dem Flusse gegangen, hatte sich mit grosser Begierde über seine Beute hergemacht, und mit seinen Zähnen ein Ende von meinem Zelte mit gefasset, darein ich mich gewickelt hatte, und schleppete mich also mit nach dem Fluß, fort. Am Ufer war ich noch so glücklich mich loß zu

wickeln,

wickeln, und kam mit der Furcht davon, das Zelt gieng verlohren und ich behielt nichts als meine Bärenhaut. Diese Geschichte kan bey Leuten, die das Wunderbare lieben, für ein Wunderwerk angesehen werden.

Die Collapissas und Quanchas, welche an den Ufern dieses Flusses wohnen, schlagen sich mit den Crocodillen im Wasser herum. Sie nehmen ein Stück hartes Holz, welches an beyden Enden spitzig und mit Eisen beschlagen, in die Hand, und schwimmen damit, mit ausgestreckten Arm, in den Fluß: das Crocodil nahet sich, mit offenem Rachen, um den Arm des Wilden zu verschlingen, der ihm den Arm mit dem Stück Holz in den Rachen steckt, und das Crocodil durchbohret sich, indem es zubeisset, die beyden Kinnbacken, und kann sie nicht mehr auf noch zu thun: die Wilden ziehen es alsdenn ans Ufer. Diese Völker stellen dergleichen Fang sehr oft an, und eben so machen es die Negern in Guinea und Senegal.

Nachdem man ohngefähr 60 Meilen zwischen Wäldern und Gebirgen, die am Ufer des Flusses sind, fort gerudert ist, so kommt man an Oerter, wo das Wasser so niedrig ist, daß man die Fahrzeuge muß ausladen, und die Waaren in den Wäldern verbergen. Ich sahe mich genöthigt eben dieses zu thun, die Lebensmittel und Ammonition ausgenommen, welche ich nicht aus den Augen liesse. Ich bin in

meinem

meinem Leben in keiner übelern Lage gewesen: Wir musten die Fahrzeuge über 15 Meilen ziehen, und ich stellte mich selbst mit an die Stricke, um den Leuten ein gut Exempel zu geben. Das übelste hierbey war, daß wir alle Augenblick befürchten musten, angegriffen und geplündert zu werden. Unterweges traf ich eine Parthey aufrührischer Chactas an, die zu den Engländern übergehen wollten. Diese suchte ich zu überreden, daß sie wieder umkehren sollten. Sie waren an einem Orte über den Fluß gegangen, welcher Taskalouſſas, das ist der weisse Berg, heißt (1). Ihr Anführer mit Namen Mingo Houmas war so verwegen, und forderte mit Gewalt Brantewein von mir, indem er seine Axt über meinen Kopf aufhob. In dieser Bedrängung sagte ich ihm: ich fürchtete den Tod nicht; ich hätte meinen Leib weggeworfen (2), und wollte gern sterben, weil ich überzeugt wäre, daß wenn er mich und die kleine Anzahl meiner Krieger tödtete, so würde das grosse Oberhaupt der Franzosen, jenseit des Meeres mein Blut an ihrer Nation rächen, und so viel Krieger dahin schicken, wie Laub auf den Bäumen.

Meine

(1) Besteht aus einer Art Kreide, welche in Europa sehr würde geschätzt werden.

(2) Das heist, sich fürs Vaterland aufopfern.

Meine Standhaftigkeit setzte diese Völker in Erstaunen, sie sagten: ich wäre ein tapferer Mann, und machte, daß sie ihren Verstand wieder bekämen, den sie hätten verlohren gehabt, da sie den Entschluß gefasset, die Hand ihres Vaters zu verlassen. Sie hoffeten aber, ich würde das Vergangene vergessen, denn ich wäre gütig. Man überreichte mir darauf die Friedens-Pfeiffe welche ich annahm, und sagte: ich wollte daraus mit neuem Feuer rauchen, um das Bündniß mit den Chactas zu verneuern, und damit sie überzeugt seyn möchten, daß das Vergangene sollte vergessen seyn, so sollte sich die Pfeiffe von selbst entzünden. Ich hatte ein Glas mit Phosphorus bey mir, den ich mit aus Frankreich gebracht hatte, von diesem that ich ein wenig in die Pfeiffe, sahe gen Himmel und sprach einige Worte, unterdessen hatte sich der Phosphorus entzündet und die Pfeiffe angesteckt. Hierüber erstaunten nicht nur die Wilden, sondern auch die Franzosen, welche ich bey mir hatte, indem sie dergleichen niemals gesehen hatten.

Hierauf beschenkte ich sie mit einigen europäischen Kleinigkeiten, und ihren Anführer mit einer Bouteille Brantewein. Denn es ist eine Gewohnheit bey den Wilden, man muß sie beschenken, um das, was man gesagt zu bestätigen. Sie drückten mir alsdenn alle die Hand, zum Zeichen der Freundschaft, und nahmen den Weg nach ihrem Dorfe zurück.

Bey

Bey dem Abschiede bezeugten sie nochmals ihre Reue über die Narrheit, welche sie begangen, und wir schieden sehr vergnügt von einander.

Kurz darauf fiel ein so starkes Regenwetter ein, daß der Fluß ungemein anwuchs. Ich hatte einen Wilden an den M. de Chabert Kommandanten auf dem Fort Tombeckbe, abgeschickt, dieser schickte mir ein Detaschement, unter dem M. de Cabaret, einem sehr geschickten Officier, entgegen, welcher Lebensmittel für meine Leute mit brachte woran es uns anfieng zu fehlen.

Unsre Europäischen jungen Herren, welche gewohnt sind Toiletten und Schlafröcke bey sich zu führen würden hier von den Wilden für Weiber und nicht für Officiers angesehen werden, und einen schlechten Aufzug in den Kriegszügen in diesen Ländern machen, wo man im Sommer ungemeine Hitze und im Winter ausserordentliche Kälte ausstehen, unter freyem Himmel schlafen, und immer in Furcht seyn muß, von den Wilden überfallen zu werden. M. Braddock kommandirender General in Neu-Engelland hat hiervon eine traurige Erfahrung gehabt, als er im Jahr 1755 das Fort Quene erobert hatte. Denn er wurde von einer kleinen Anzahl Franzosen und Wilden überfallen, und mit allen seinen Leuten nieder gemacht.

Den 25ten Sept. kam ich endlich glücklich auf dem Fort Tombeckbe an, nach dem ich beynahe hundert Meilen den Fluß herauf geschiffet war, ohne eine Colonie anzutreffen. Man ist auf dieser Fahrt genöthigt die Nächte an dem Ufer in den Wäldern zubringen.

Das unbequemste in dieser Jahrszeit sind eine Art grosser Mücken, die in ganz Louisiana unerträglich sind. Um vor diesen sicher zu seyn, steckt man Stangen in die Erde, beugt sie oben zusammen, und breitet ein Stück grobe Leinwand darüber aus; darunter legt man eine Bären Haut statt des Unterbettes. Alle Reisen der Colonie geschehen zu Wasser auf diese Art.

Wenn man an Land gestiegen ist um die Nacht da zuzubringen, so muß der kommandirende Officier Wachen in den Wäldern ausstellen, um vor Ueberfällen der Wilden sicher zu seyn, und man muß zum Lager einen Ort wehlen der eine vortheilhafte Lage hat, nemlich eine Insel, oder eine Land Spitze, oder einen Ort der mit Morast umgeben ist.

Wenn M. D*** diese Fürsicht gebraucht hatte, als er im Jahr 1735 ein Schiff mit Pulver den Fluß herauf führte, welches M. de Bienville den Illinois unsern Bundsgenossen, die mit den Tchicachas Krieg führten, schickte, so würde er nicht überfallen seyn, wie in der That von einer Partey Krieger von der

feind-

feindlichen Nation geschahe. Es ist unzweifelhaft, daß die Nachläßigkeit dieses Officiers uns eben so nachtheilig gewesen, als die Unwissenheit und der Geitz des Gouverneurs im Lande der Natches, wovon ich oben geredet habe. Dis Schiff mit Pulver, welches die Tchicachas wegnahmen, setzte sie in Stand länger als 30 Jahre Krieg mit uns zu führen, welcher dem Könige viele Leute und viele Millionen gekostet hat.

Ich will ihnen kürzlich erzählen, wie M. D*** überfallen, und gefangen wurde. Als eines Tages der Nordwind wehete, so sahe er sich genöthigt das Schiff ans Land zu binden, und am Ufer andern Wind zu erwarten. Nachdem er seine Leute ans Land treten lassen, so gieng er auf die Jagd; die Soldaten folgten hierin dem Beyspiele ihres Anführers. Unterdessen eroberten die Tchicachas, welche ihm schon einige Tage heimlich nachgefolgt waren, das Schiff, und machten alle Soldaten zu Sclaven. M. D*** wurde bey seiner Zurückkunft von der Jagd, wie die übrigen gefangen. Die Wilden waren über ihre Beute, die ihnen keinen Mann gekostet hatte, sehr vergnügt und schenkten den Gefangnen das Leben, und M. D*** hatte einige Zeit nachher das Glück ihnen zu entwischen, und kam nach Neuorleans zurück. Wenn man auf Reisen in diesem Lande ist, so muß man, so wol wegen der Jagd, als wegen des Krieges einige Wilde zu Vorläuffern haben.

Als ich den Fluß Tombeckbe herauf fuhr, hatte ich das Unglück, daß es mir an Lebensmitteln zu fehlen anfieng: aber die Fürsehung half mir augenscheinlich aus dieser Noth. Die Wilden welche wahre Spürhunde sind, kamen und sagten mir, sie hätten eine gute Entdeckung gemacht. Sie hatten nemlich ein Adlernest von der grossen Art, die Königliche nennet, gefunden. Weil der Baum, darauf das Nest war, sehr hoch war, so hauten sie ihn mit Aexten um, und wurden für ihre Mühe sehr gut belohnt; weil sie darauf eine Menge Wildpret von allerley Art, als junge Caninchen, wilde Enten, Birckhüner, wilde Tauben und Rebhüner, fanden. Im Neste waren 4 junge Adler, die schon ziemlich groß waren, diese nahmen die Wilden für sich, zum grossen Verdrusse des Vaters und der Mutter, welche ihnen die Augen würden ausgehackt haben, wenn sie nicht wären bewafnet gewesen.

Diese Thiere waren ganz wütend, und man nennet den Adler mit Recht den König der Vögel, wegen seiner Unerschrockenheit. Aber die Kugeln verschonten Ihre geflügelten Majestäten nicht, welche ein Opfer ihrer väterlichen Liebe wurden. Die Wilden sagten, der grosse Geist schickte uns diese Nahrung, und es war in der That ein Manna, damit uns die Fürsehung in der Wüsten speisete.

Wir haben Nachricht aus der Hauptstadt erhalten, und ein guter Freund berichtet mir es sey daselbst alles in Unruhe wegen eines englischen Schiffes, welches von Jamaica dahin gekommen, um verbothene Handlung zu treiben.

Dis Schiff führet den Namen der Texel, und der Hauptmann darauf nennet sich Dias Arias und ist ein englischer Jude. Da der Ordonnateur gefunden, daß dis Schiff gekommen, Schleichhandel zu treiben, so hat er es, den Befehlen der Marine zufolge, confiscirt, und den Major de Belle-Isle, der ad interim Kommandant war, requirirt, die dazu nöthige Hülfe zu geben. Da aber unterdessen M. de Kerlerec von Mobile zurück gekommen, so hat dieser dem Major de Belle-Isle Gegenbefehl ertheilt, und darauf den Secretair des M. de Rochemore des Morgens um drey Uhr arretiren lassen.

Das Kommando, welches dazu abgeschickt war, hat Thüren und Fenster entzwey geschlagen, den Secretair aus seinem Bette aufgehoben, und ihn auf ein Fahrzeug gebracht, dessen Bestimmung man nicht weiß. Hierauf hat M. de Rochemore den Herrn von Fontenette, einen von den Räthen des Obern Raths, an den Minister abgeschickt.

Wenn ich besser von dem was vorgegangen, unterrichtet seyn werde, so will ich Ihnen Nachricht davon geben. Ich habe an den Gouverneur geschrieben, daß er mich möchte nach Neuorleans zurück berufen. Ich bin mein Herr ꝛc.

Vom Fort Tombeckbe den 19ten Sept. 1759.

XVIII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Landes der Chactas. Ihre Kriege. Ihre Art mit den Kranken umzugehen. Ihr Aberglauben. Ihre Handlung. Ihre Uebungen.

Das Land der Tchicachas, unsrer Feinde.

Mein Herr!

Ich hatte mir vorgesetzt, nur zwey Tage hier zu bleiben: aber die Begierde, welche ich habe, die kriegerischste und zahlreichste Nation in ganz Louisiana kennen zu lernen, hat mich bewogen, meinen Vorsatz zu ändern, und ich wende meine Muße dazu an, Ihnen zu melden, was ich von diesem Volke gesehn und gehört

gehört habe. Die Chactas sind treue Bundesgenossen der Franzosen: wovon sie unter dem Gouvernement des M. de Perrier Proben abgelegt, welcher sich ihrer bediente die Natches, wegen der Ermordung, der unter ihnen lebenden Franzosen, zu strafen. Der Hof giebt ihnen deswegen auch alle Jahre Geschenke, um sie auf unsrer Seite zu erhalten. Diese Nation kann 4000 Krieger auf die Beine bringen, welche gern zu Felde gehen. Wenn man es gut angriffe, so würde es leicht seyn, sie zum Kriege mit den Engländern zu bewegen, welche Feindseligkeiten gegen unsre Besitzungen in Canada ausüben. Diese Völker könnten uns jetzo sehr nützlich seyn, wenn sie Einfälle in die englischen Provinzen, nemlich in Georgien und Carolina thäten, welche Länder jetzo offen und von Truppen entblößt sind, indem die Engländer die Völker daraus zur Belagerung von Quebeck geschickt haben.

Viele brave Officiers in dieser Colonie, welche die Sprache der Wilden verstehen, wie zum Exempel M. de Rouville, Dutissenet, und andere, brennen für Begierde sich hervor zu thun, und an der Spitze der Krieger dieser Nation in die Provinzen der Feinde einzufallen, ihre Erndte zu verderben, ihre Plantagen zu plündern und zu verbrennen, und alles bis vor die Thore von Charles Towe in Allarm zu setzen; dis würde gewiß eine Diversion in Canada machen.

Die Chactas lieben den Krieg, und haben unter sich sehr gute Krieges Listen. Sie lassen sich niemals zum stehen bringen, sondern streiffen nur herum, und suchen dem Feinde Abbruch zu thun, und dis nicht aus Feigheit, denn wenn es zum Treffen kömmt so fechten sie tapfer und mit kaltem Blute. Es giebt unter ihnen Weiber, die aus Liebe zu ihren Männern mit zu Felde gehen. Sie stehen ihnen im Treffen, mit einem Köcher voller Pfeile, zur Seite, und sprechen ihnen Muth ein, in dem sie ausruffen: sie sollten sich nicht für ihren Feinden fürchten, und dem Tode als wahre Menschen entgegen gehen.

Die Chactas sind sehr abergläubisch; wenn sie ins Feld gehen wollen, so fragen sie vorher ihren Manitu, den ihr Anführer trägt. Diesen Götzen setzen sie allzeit dem Feinde entgegen, und stellen eine Wache um ihn herum. Sie haben so viel Ehrfurcht für ihn, daß sie nichts essen, ohne ihrem Manitu etwas davon zu bringen.

So lange der Krieg währet, leisten sie ihrem Feldherrn einen völligen Gehorsam; aber so bald sie wieder nach Hause kommen, so achten sie ihn nicht hoch, als nur in so fern er freygebig ist.

Es ist bey ihnen gewöhnlich, daß wenn ihr Feldherr Beute von den Feinden gemacht hat, so ist er verbunden, sie unter seine Krieger,

und

und die Verwandten derjenigen, die im Treffen geblieben, auszutheilen, um, wie sie sagen den letztern die Thränen abzuwischen. Der Feldherr behält nichts für sich, als die Ehre, daß er seine Nation siegreich gemacht hat.

In ihren nidrigen Hütten verachten sie die Weichlichkeit, und Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Schätze. Thomas.

Der Geitz, welcher die Bewohner der alten Welt zu sovielen Verbrechen verleitet, ist unter diesen Völkern gänzlich unbekannt: und die Wilden in Cuba sagten nicht ohne Grund: das Gold sey der Europäer ihr Gott, und man müsse ihnen alles hingeben um Ruhe zu haben. Man findet unter den Einwohnern von Amerika die wir Wilde nennen, keine, die ihre Brüder erwürgen, oder falsche Zeugnisse gebrauchen, um sie unglücklich zu machen, und ihr Vermögen an sich zu bringen. Man kennet hier keine Ränke, sich durch Wege, die der Menschheit unwürdig sind, zu bereichern. Hier giebt es keine Weiber, die ihre Männer vergiften, um andere zu heyrathen, und eben so wenig solche, die die Unverschämtheit und Kühnheit hätten, ihre Männer öffentlich für unvermögend zu erklären, wie die Europäerinnen thun. Hier giebt es keine Gemahlinnen der Prinzen, die so handeln, wie jene neapolitanische Prinzeßin, welche ihre Gemahls erdrosseln ließ, weil sie ihre Begierden nicht befriedigen konnten. Die Mädgens

gens bringen hier ihre Kinder nicht um, um von der Welt für keusch angesehen zu werden. Die Weiber der Wilden haben einen Abscheu vor den europäischen Mädgens, die dieses thun und setzen sie unter die wilden Thiere, welche mit grosser Sorgfalt für ihre Jungen sorgen.

Wenn der General der Chactas in einen Kriege, den er angefangen hat, unglücklich ist so verliert er seinen ganzen Credit. Niemand setzt alsdenn weiter ein Vertrauen auf seine Geschicklichkeit, und er wird in die Klasse der gemeinen Krieger herunter gesetzt. Bey dem allen muß man sich doch über die Verschiedenheit der Meinungen verschiedener Völker wundern. Es ist unter diesen kriegerischen Völkern nicht schändlich zurück zu weichen: wenn sie fliehen so schreiben sie dieses einem übeln Traum zu wenn dem General getraumt hat, er habe viel Volk verlohren, so erzählet er dieses seinen Völkern, und alsbald kehren sie alle in ihren Flecken zurück. So bald sie zu Hause angekommen, so ziehen sie ihre Zauberer zu Rathe, denn ohne diese thun sie nichts, hernach kehren sie gegen den Feind zurück, und wenn sie ihn antreffen, und 5 oder 6 von seinen Leuten tödten, so ziehen sie wieder nach Hause, und sind so vergnügt, als wenn sie ein groß Königreich erobert hätten.

Ein General, der einen Sieg mit vielem Blute erkaufte, würde von seiner Nation sehr übel

übel auf genommen werden. Denn diese Völker achten den Sieg für nichts, wenn er ihren Anverwandten und Freunden das Leben gekostet hat. Deswegen schonen auch die Generals ihre Truppen sehr sorgfältig, und greiffen den Feind niemals an, ausser wenn sie gewiß sind, daß sie wegen der Ueberlegenheit oder ihrer vortheilhaften Stellung siegen werden, da aber ihre Feinde eben so fürsichtig sind, und eben so wol wie sie die Fallen zu vermeiden wissen, welche ihnen gestellt werden, so ist der allemal der listigste, welcher gewinnt. Sie verstecken sich daher des Tages in den Wäldern, und marschiren nur des Nachts, und greiffen den Feind, wenn sie nicht entdeckt sind, mit Anbruche des Tages an. Weil sie meistentheils durch Gebüsche, und unwegsame Oerter ziehen, so trägt gewöhnlich der vorderste einen Busch, und diesem folgen die andern in einer Reihe hinter einander. Der letzte löscht die Spuren aus, indem er die Aeste der Büsche wieder in Ordnung bringt, und die Fußstapfen zuscharret, so daß keine Spur übrig bleibt, dadurch sie könnten verrathen werden.

Die fürnehmsten Merkmale daran sie von den Feinden entdeckt werden, sind der Rauch ihrer Feuer, welchen sie sehr weit sehen und riechen, und ihre Fußtritte, welche sie auf eine fast unglaubliche Art unterscheiden können. Ein Wilder zeigte mir einstmals, an einem Orte, wo ich nichts gesehen hatte, die Fußstapfen

stapfen eines Franzosen, eines Negers und eines Wilden, und sagte mir die Zeit dabey, wenn diese eingedruckt worden. Ich kann nicht leugnen, daß ich hierüber erstaunte; und man kann mit Recht sagen, daß die Wilden, wenn sie sich auf eine Sache legen, es sehr weit darinn bringen können.

Die Kriegeskunst bestehet bey den Wilden in der Wachsamkeit, und der Fürsicht, sich für Ueberfällen zu hüten, in der Geschicklichkeit den Feind unversehens zu überfallen, und in der Stärke und Gedult, Hunger und Durst, Frost und Hitze, und Beschwerlichkeiten und Arbeiten, welche vom Kriege unzertrennlich sind, zu ertragen.

Derjenige, welcher einen Feind erschlagen hat, trägt sein Haar, welches er ihm mit der Haut vom Kopfe gezogen, als ein Siegeszeichen, und läßt sich eine Zeichnung in seine Haut beitzen. Hernach legt er die Trauer um den Erschlagenen an, diese dauert einen Monat, während dieser Zeit darf er sich nicht kämmen, so, daß wenn ihm der Kopf juckt, so darf er sich nicht kratzen, als nur mit einem Stöckchen, welches er sich dazu an die Hand bindet.

Die Chactas und ihre Weiber sind sehr unreinlich, weil sie größtentheils in einem Lande wohnen, das keine Flüsse hat. Sie wissen von keinem Gottesdienste, und nehmen die Zeit,

wie

wie sie kommt, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern, doch glauben sie; die Seele sey unsterblich.

Sie haben eine grosse Ehrfurcht gegen ihre Todten, und begraben sie nicht. Wenn ein Chactas stirbt, so legen sie den todten Körper in einen Sarg von Cypressenrinde, und setzen diesen auf vier Stützen, die ungefähr 15 Fuß hoch sind. Wenn die Würmer das Fleisch davon verzehret haben, so versammlet sich die ganze Familie; der Todtengräber kommt und reißt aus dem Squelet Muskeln, Nerven und Sehnen, die noch daran sind. Diese begraben sie, und legen die Knochen in einen Kasten, nachdem sie den Kopf vorher roth angemahlt haben. Während diesen Cärimonien weinen die Verwandten, und wenn sie zu Ende sind, so wird ein Schmaus gegeben, wozu die Freunde eingeladen werden, welche gekommen sind, ihr Beyleid zu bezeugen. Die Knochen des Verstorbenen, begraben sie auf dem öffentlichen Kirchhofe, bey den Gebeinen seiner Vorfahren. Während dieser Cärimonie, wird ein trauriges Stillschweigen beobachtet, man singet und tanzet dabey nicht, und ein jeder gehet weinend nach Hause.

Im Anfang des Novembers feyern sie ein grosses Fest, welches sie das Fest der Verstorbenen, oder der Seelen, nennen. Alle Familien versammlen sich alsdenn auf dem öffentlichen

Kirch-

Kirchhoffe und besuchen mit Thränen die Gebeine ihrer Verwandten. Wenn sie nach Hause kommen, so geben sie ein grosses Mahl und damit wird das Fest beschlossen.

Ich kann zum Lobe dieser Amerikaner versichern, daß ihre Freundschaft unter Anverwandten, welche bey den Europäern so selten ist, nachgeahmt zu werden verdient. Ich habe davon einige Exempel erzählt, die selbst die Beyspiele des Alterthums übertreffen, und die Liebe welche die Wilden gegen einander tragen, macht, daß einer dem andern mit allem Vermögen hülfliche Hand reichet, wenn sie schwach sind.

Man erkennet diese aufrichtige Liebe an den letzten Pflichten, welche sie ihren Freunden und Verwandten erzeigen, und an ihren Thränen und ihrer Traurigkeit über dem Verlust denselben.

Die Wilden tragen eine grosse Hochachtung gegen ihre Aerzte oder Zauberer. Dis sind wahre Marktschreyer, welche den einfältigen Pöbel betrügen, und auf seine Kosten leben. Sie haben viel Ansehen, und das Volk wendet sich bey allen Gelegenheiten an sie, und fragt sie um Rath, und ihre Antworten werden wie Orakelsprüche angenommen. Wenn ein Chactas krank ist, so giebt er alles hin, was er hat, um sich curiren zu lassen; wenn aber der Kranke stirbt, so geben seine Verwandten seinen Tod der Me-

decin

dicin, und nicht der Krankheit, schuld, (1) und bringen den Arzt um, wenn sie wollen. Aber dieser Fall trägt sich selten zu, denn die Aerzte haben immer eine Hinterthür. Im übrigen kennen diese Aerzte verschiedene Kräuter, die in den Krankheiten, die in diesem Lande herrschen, sehr gute Wirkungen thun, und sie wissen den Biß der Glocken-Schlangen und anderer giftigen Thiere unfehlbar zu heilen.

Wenn ein Wilder mit einer Kugel oder einem Pfeile verwundet ist, so saugen die Aerzte zuerst das Blut aus der Wunde, welches sie ausspeien. Sie brauchen bey dem Verbinden der Wunden weder Carpie noch Wicken, sondern ein Pulver von einer gewissen Wurzel, welches sie in die Wunde herein blasen, davon sie Materie setzt, und sie bedienen sich noch eines andern Pulvers, davon die Wunde trocknet und heil wird. Den kalten Brand halten sie von den Wunden durch ein Decoct aus gewissen Wurzeln ab, womit sie die Wunde auswaschen.

Wenn sie aus dem Kriege, oder von der Jagd zurück kommen, und von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten erschöpft sind, so curiren sie sich dadurch, daß sie in ihren Badstuben

(1) Ich habe in Frankreich Leute genug gekannt, die den Tod ihrer Verwandten dem Arzte ganz allein schuld gaben; welches mit der Denkungsart der Wilden übereinkommt.

ben (1) schwitzen. Sie lassen zu dem Ende in dem Bade alle Arten von gesunden und wohlriechenden Kräutern kochen. Die Ausdünstungen und die Salze steigen mit dem Dunste des Wassers in die Höhe, und durch die Schweißlöcher in die Leiber der Kranken, welche dadurch ihre verlohrne Kräfte wieder erhalten. Dieses Mittel ist nicht weniger gut, alle Arten von Schmerz zu vertreiben: deswegen findet man bey ihnen kein Podagra, Stein, oder andere Krankheiten von dieser Art, die man in Europa antrift, welches aber auch mit von ihren häufigen Leibesbewegungen herkommen kann. Man findet hier keine dicke Bäuche, wie in Holland, noch Kröpfe am Halse, wie in Piemont.

Die Chactas glauben sehr an Hexenmeister und Zauberer, und wenn sie einige antreffen, so schlagen sie ihnen ohne weitere Weitläuftigkeiten die Köpfe ab (2).

Ich habe einen Wilden von dieser Nation gekannt, welcher sich vor kurzem hatte taufen lassen. Weil dieser, so wol wie seine Kammerade auf der Jagd unglücklich war, so bildete er

(1) Dis sind runde Cabanen, die mitten im Dorfe erbauet sind. Sie werden von einem Alekxi, oder öffentlichen Arzte unterhalten.

(2) Im Jahr 1752, als ich in Mobile war, sahe ich einen, den man mit Aexten todt schlug, weil er sich für einen Hexenmeister ausgegeben hatte. Die Wilden rechneten ihm die Unglücksfälle zu, welche damals ihrer Nation wiederfuhren.

er sich ein, er sey behext, und gieng zum Jesuiten Lefevre, (1) der ihn bekehrt hatte, sagte ihm, seine Medecin taugte nichts, er habe seit der Zeit, da er sie bekommen, weder Hirsch noch Reh geschossen, und beschwur ihn, sie ihm wieder abzunehmen. Der Jesuit stellte sich, um der Rache des Wilden zu entgehen, als ob er ihn wieder umtaufte. Einige Zeit darauf schoß dieser Wilde einen Hirsch und glaubte, er sey von der Bezauberung befreyet.

Diese ganze Nation ist sehr dumm und viehisch. Man mag ihnen von unserer Religion vorsagen, was man will, so antworten sie immer: dis sey über ihren Verstand. Sie sind überdis sehr verderbt in ihren Sitten, und größtentheils der Sodomiterey ergeben. Sie tragen lange Haare und eine kleine Jacke, wie die Weiber, von denen sie sehr verachtet werden.

Die Chactas sind sehr hurtig und munter. Sie haben ein Spiel, welches unserm Ballspiele gleichet, darin sie sehr geschickt sind, und sie laden die benachbarten Dörfer durch allerley Reitzungen zu diesem Spiele ein.

Männer und Weiber versammlen sich in ihrem besten Schmucke, und bringen den Tag mit Singen und Tanzen zu, ja sie tanzen sogar die ganze Nacht hindurch nach dem Schalle der

(1) Die Wilden nennen die Jesuiten die Leute mit den schwarzen Röcken, und sagen, um sie zu verspotten, sie wären keine Männer, sondern Weiber.

Trommel, und eines Instruments, welches sie Chichikois nennen. Jedes Dorf unterscheidet sich durch ein grosses Feuer, welches mitten auf einer grossen Wiese angezündet wird. Der folgende Tag ist der Tag des Spiels. Sie bestimmen alsdenn ein Ziel, welches 60 Schritte entfernt ist, und durch zwey aufgerichtete Stangen bezeichnet wird, zwischen welchen der Ball durch geworfen werden muß. Die Partie ist gewöhnlich 16. Sie sind gemeiniglich 40 gegen 40. Ein jeder hat seine Raquete in der Hand, die drittehalb Fuß lang, und beynahe wie die unsrigen gestaltet ist, sie sind aus Nußbaum oder Castanienholz gemacht, und mit Hirschleder überzogen.

Ein alter Mann wirft mitten im Spiele einen Ball, der aus über einander gewickeltem Hirschleder gemacht ist, in die Höhe; alsobald laufen die Spieler hinzu um diesen Ball mit ihren Raqueten zu schlagen. Es ist ein Vergnügen diese Spieler laufen zu sehen, sie sind ganz nackend, und haben sich mit allerley Farben bemahlt, sie binden sich einen Schwanz von einem Tyger an den Hintern, und Blumen auf den Kopf und an die Arme, welches sonderbar aussieht, wenn sie laufen. Sie stossen sich dabey und einer wirft den andern über den Haufen. Derjenige, welcher die Geschicklichkeit hat, daß er den Ball trift, schlägt ihn denen von seiner Partie zu: die von der andern Seite bemühen sich ihnen den Ball wieder wegzunehmen, und dis

thun

thun beyde Theile mit so vieler Hitze, daß sie sich oft die Arme und Schultern dabey aussetzen. Die Spieler werden niemals böse, und die Greisse, welche dabey zugegen sind, sind Schiedsrichter, und erinnern sie, daß das Spiel nur sey, um sich zu belustigen, und nicht um zu zanken.

Ihre Wetten bey diesen Spielen sind beträchtlich, und die Weiber wetten unter sich.

Wenn die Spieler aufhören, so versammlen sich die Weiber, um ihre Männer, welche verspielt haben, zu rächen. Die Raqueten, deren sich diese bedienen, sind dadurch von der Männer ihren verschieden, daß sie gekrümmt sind; sie sind bey den Spielen sehr geschickt, und geschwinde, und fassen sich an wie die Männer, sind auch eben wie diese nackend, nur daß sie den Unterleib bedeckt haben, und sich nur die Backen und die Haare roth mahlen.

Nachdem sie den ganzen Tag mit Spielen zugebracht, so gehet ein jeder mit seiner Ehre oder Schande, aber ohne Groll, nach Hause, und versprechen, es das nächste mal besser zu machen. Eben auf diese Art üben sich die Wilden, so wol Männer als Weiber im Laufen, worinn sie sehr geschickt sind, und ich habe einige gesehen, die so geschwinde wie ein Hirsch laufen konnten.

Die Kinder üben sich unter sich im Bogenschiessen, wer am besten schiesset erhält den Preiß des Lobes von einem Alten, der ihn einen Lehrling im Kriegeshandwerke nennt. Man sucht die Kinder durch das Gefühl von Ehre und Schande zu erziehen, ohne sie zu schlagen. Sie schiessen sehr geschickt mit dem Blasrohre, welches aus einer sieben Fuß langen Stange gemacht ist. Sie stecken einen kleinen Pfeil darein, welcher an dem hintersten Ende mit Baumwolle versehen ist. Mit diesen Röhren zielen sie sehr genau, und schiessen damit kleine Vögel.

Bey den Chactas werden fast alle Versammlungen des Nachts gehalten. Ob sie gleich wild und barbarisch sind, so muß man ihnen doch Wort halten, wenn man ihnen etwas versprochen hat, wenn man dieses nicht thut, so verliert man ihr Vertrauen, und ziehet sich ihre äusserste Verachtung zu, so sehr daß sie einen ins Gesicht einen Lügner nennen. Diesen Beynamen hat sich der jetzige Gouverneur bey den Wilden erworben, welchen sie Oulabe-Mingo, das ist das lügenhafte Oberhaupt, nennen.

Wenn die Weiber schwanger sind, so essen die Männer kein Salz und Schweinfleisch; denn sie glauben, diese Dinge könnten ihren Kindern schädlich seyn. Die Weiber gebären

ihre

ihre Kinder auch niemals in ihren Cabanen, sondern gehen in den Wald, und gebären ohne fremde Hülfe.

So bald das Kind zur Welt ist, wäscht es die Mutter selbst, und bindet ihm einen Klumpen Erde auf die Stirne, um ihm den Kopf platt zu drücken. So wie die Kinder heran wachsen, so vermehren sie diese Last: denn ein platter Kopf wird unter diesen Völkern für eine Schönheit gehalten. Sie wickeln ihre Kinder auch nicht ein, und bedienen sich keiner Windeln.

Die Kinder werden hier nicht eher abgewöhnt, bis sie die Mutter Brüste von selbst verlassen. Ich habe einige gesehn, die so groß waren, daß sie zu den Müttern sagten: setz dich nieder, und laß mich saugen. Ihre Wiegen sind von Rohr gemacht. Die Mütter legen die Kinder so hinein, daß ihnen die Köpfe drey oder vier Finger breit niedriger liegen, als der übrige Leib, und dis ist die Ursach, daß man unter den Wilden keine bucklichte findet. Die Weiber verlassen auch ihre Cabanen während ihrer monatlichen Reinigungen, welches bey den Wilden eine Sache von Wichtigkeit ist. Diese Zeit über müssen sie sich ihr Essen und Trinken selbst zubereiten, und dürfen nicht eher wieder in die Gesellschafft der Männer kommen, bis sie sich völlig gereinigt haben. Die Männer glauben, sie würden krank werden, und im Krie-

ge unglücklich seyn, wenn sie sich während dieser Zeit zu ihren Weibern hielten.

Obgleich die Wilden ihr Geschlecht nur von den Müttern herleiten, so haben diese doch keine Gewalt über ihre Söhne, sondern ihr Ansehen erstreckt sich nur über die Töchter. Wenn sich eine Mutter unterstünde ihren Sohn zu schlagen, so würde sie deswegen hart angesehen, und wieder geschlagen.

Wenn ein Knabe seiner Mutter ungehorsam ist, so bringt ihn diese zu einem alten Manne, der ihn deswegen bestraft, und ihm den Leib mit kaltem Wasser begießt.

Wenn eine Frau ihrem Manne untreu ist, so wird sie allen jungen Leuten Preis gegeben, welche einer nach dem andern ihre Begierden bey ihr stillen, und dieses ist die gewöhnliche Strafe des Ehebruchs bey den Chactas. Ob sich schon zuweilen ein Niederträchtiger findet, der eine solche Frau unter dem Vorwande heyrathet, daß sie durch die Strafe einen Abscheu für dem Laster würde bekommen haben, so bleiben doch die Weiber, die sich dieses Lasters einmal schuldig gemacht, ihr ganzes Leben verachtet.

Ehe ich meinen Brief schliesse, muß ich Ihnen noch etwas von den Tchicachas sagen. Diese Nation ist nicht so zahlreich wie die vorige, aber sehr furchtbar, wegen ihrer Tapferkeit. Alle amerikanische Nationen, so wol die westlichen

als

als die nordischen, und selbst die Franzosen, haben mit ihnen Krieg geführet, ohne sie aus ihrem Lande, welches das fruchtbarste und schönste in Amerika ist, vertreiben zu können. Die Tchicachas sind groß, wohl gewachsen und ungemein herzhaft. In den Jahren 1752 und 1753 griffen sie den Herrn Benoist und de Reggio, welche ein klein Geschwader aus dem Lande der Illinois, den Fluß Mißißippi herunter führten, an. Diese Wilden hatten zu ihrem Angriffe einen sehr vortheilhaften Posten an einem Orte gewählt, welcher Prudhomme genannt wird. Wenn der Fluß klein ist, so können die Schiffe an diesem Orte von den Ufern beschossen werden.

Man glaubt auch, daß die Tchicachas im Jahr 1757 die Herrn Bousselet und de la Mortiere tödteten. Diese beyden braven Officiers fielen, weil sie die Lage des Landes eben so wenig als der General Bradoc kannten, in einen Hinterhalt.

Die Engländer haben mit diesem kriegerischen Volke beständig in gutem Vernehmen gelebt und sie mit allen Nothwendigkeiten versehen. Die Männer sind sehr gute Reiter, und die Weiber müssen die Aecker bestellen und säen. Das weibliche Geschlecht ist sehr schön und reinlich. Wenn ein Tchicachas einen Hirsch geschossen hat, so sagt er seiner Frau den Ort, wo er liegt, welche ihn aufsucht, ihm die Haut abzieht und

das Fleisch für ihren Mann zurechte macht. Die Weiber essen nicht mit ihren Männern, welche gegen sie sehr gleichgültig zu seyn scheinen, sie lieben sie aber doch mehr, als eine Nation in Amerika.

Den Ehebruch bestrafen die Tchicachas damit daß sie die Verbrecher, welche auf der That ergriffen worden, nackend durch das Dorf prügeln und der Mann verstösset hernach die schuldige Frau.

Weil diese Nation im Jahr 1736 die Natches bey sich aufgenommen hatte; so ergriffen die Franzosen die Waffen wider sie, und griffen sie mit aller Macht der Colonie, aber ohne Vortheil, an.

Der Major D'Artaguette, königlicher Kommandant im Lande der Illinois, war auf dem Marsche um sich mit dem Herrn von Bienville zu vereinigen: er hatte die Truppen aus dem Lande der Illinois und von den kanadischen Gränzen bey sich. Er wurde aber, weil ihn die Wilden, unsre Alliirten verlassen hatten, überfallen, und sein ganzes Corps in die Pfanne gehauen. M. D'Artaguette wurde mit sieben Officiers, und ungefähr 26 Soldaten und Einwohnern von den Tchicachas gefangen, und lebendig verbrannt; unter diesen war auch der Jesuit Pater Senat, welcher als Feldpriester mit gegangen war. Man hat diese traurige Ge-

Geschichte von einem Sergeanten, mit Namen Louis Gamot, erfahren, der ein Zuschauer des elenden Schicksals gewesen, welches seine unglücklichen Gefährten unter diesen Barbaren ausstehen müssen. Er war aufbehalten, um zuletzt verbrannt zu werden, er entgieng aber dieser Strafe durch eine besondere List. Weil er die Sprache der Wilden sehr geläuffig sprach, so fieng er an auf seine Henker zu schimpfen, und warf ihnen alles, was er finden konnte nach den Köpfen, und rief ihnen zu: „ihr seyd Hunde, weil ihr meine Officiers verbrannt habt, und ich will auch verbrannt seyn, ich fürchte weder das Feuer noch den Tod, denn ich bin ein wahrer Mensch; martert mich, so sehr ihr könnt: dieses ist, warum ich euch bitte.

Die Tchicachas bewunderten seine Standhaftigkeit, und hielten ihn für einen ausserordentlichen Menschen, und schenkten ihm das Leben. Kurz hernach wurde er von einem Engländer aus Carolina ranzionirt, und er lebt jetzo noch in Charles-Town welches die Hauptstadt dieser Colonie ist.

M. de Bienville machte in demselben Jahre noch einen Versuch wider die Tchicachas, der aber nicht glücklicher ablief. Viele brave Officiers verlohren darinn das Leben, und der Generalmajor der Armee und der Aide-Major wurden sehr gefährlich verwundet, und der

letzte

letzte starb an seinen Wunden. Der Chevalier Lucer, ein gebohrner Schweitzer, hat mir erzählt, daß sein Vater, der Hauptmann unter unsern Truppen war, mit bey dieser unglücklichen Unternehmung gewesen ist. Von diesem habe ich auch die Geschichte des Chevalier Geron del, der jetzo in Mobile in Guarnison ist, und die Schweitzer von dem Regiment d'Halwil' welches mit zu der Marine gehört, kommandirt, erfahren. Dieser kommandirte ein Detaschement Grenadier, welche mit bey dem Corps des M. de Bienville waren.

Dieser Officier, der mit einem jugendlichen Feuer die schweizerische Tapferkeit und Treue verband, bekam in diesem Angriffe 5 Flintenschüsse. Als sich unsere Truppen zurück ziehen musten, so blieb er auf der Wahlstatt zurück, und würde der Gegenstand der Rache und der Grausamkeit dieser Barbaren geworden seyn, wenn nicht einige von seinen Truppen sich in einen Regen von Kugeln und Pfeilen, dadurch 5 von diesen tapfern Leuten erschossen wurden, gewagt hätten, um ihn zu retten.

Einer von seinen Leuten nahm ihn auf die Schultern, und war so glücklich, daß er ihn zu den seinigen brachte. Der Regiments-Feldscherer gab sich alle mögliche Mühe, ihm das Leben zu erhalten, und der General, der das Verdienst zu schätzen weiß, unterließ nicht dem Hofe alsobald Nachricht davon zu geben, worauf M.

Mau-

Maurepas, in Betracht der Dienste und der Blessuren dieses Officiers, ihm eine ausserordentliche Gratification, und die Anwartschaft auf das Ludewigs Kreutz, auswirkte.

Der Soldat, welcher ihm das Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet hatte, wurde auf der Stelle von seinem Hauptmann zum Sergeanten gemacht. Sie sehen aus dieser kleinen Geschichte, wie unvergleichlich die Subordination, unter den schweitzerischen Truppen, die in den Diensten unsers Königs stehen, beobachtet wird, und was für grosse Vortheile diejenigen, die sie erhalten, davon erndten.

Die That dieser Soldaten, welche gewiß heldenmüthig genannt werden kann, verdiente, daß man ihr Andenken auf die Nachwelt brächte.

Im Jahr 1754 that mir der Baron von Porneuf zu wissen, daß er sich vorgesetzt habe, auf die Entdeckung des westlichen Theils von Louisiana auszugehen, und den Mißißippi und den Fluß der Missouris, dessen Quellen uns unbekannt sind, herauf zu schiffen. Dieser Officier, der ein gebohrner Canadier ist, ist sehr geschickt zu dergleichen Unternehmungen; aber der Krieg, welcher zwischen Frankreich und England wegen der Gränzen dieses Landes entstanden ist, hat seine Unternehmung verhindert.

Ich würde ihn gern bey dieser Unternehmung, so wol zum Dienste des Königs, als

auch

auch zu meinem eigenen Vergnügen begleitet haben; denn ich kann versichern, daß ich der Beschwerlichkeiten und Gefahren ungeachtet, die ich auf meinen Reisen ausgestanden, doch niemals verdrießlich geworden bin. Die überstandenen Uebel sind nur ein Traum, und ich halte das Reisen für die angenehmste Lebensart, weil man beständig neue Gegenstände findet, die vergnügen und unterrichten. Ein Reisender cultivirt seinen Verstand, und studirt das grosse Buch der Natur, daraus man mehr lernen kann, als aus einer Bibliothek, darinn man beynahe so viele Systeme und verschiedene Meinungen und Widersprüche als Bücher findet. Wenn Sie an meiner Stelle wären, wie viele Gelegenheit würden Sie zu philosophiren gefunden haben ꝛc.

Von Tombeckbe den 30 Sept. 1759.

N. S. Da es sich wol zutragen könnte, daß ich durch den Krieg verhindert würde an Sie zu schreiben; so füge ich hier eine kurze Nachricht von dem, was zwischen uns und den Chactas vorgefallen ist, bey. Kurz nach dem Kriege mit den Tchicachas bekamen die Franzosen mit einer Partey von den Chactas, Händel. Diese hielten es mit dem Soulier Rouge, einem Prinzen von dieser Nation, der aus Uebermuth Feindseligkeiten gegen uns ausübte. M. de Vaudreuil, der damals Gouverneur von Louisiana war,

war, und dem dieser Vorfall, und was Gelegenheit dazu gegeben hatte, gemeldet worden, verboth allen Franzosen, mit dieser Nation zu handeln, und ihnen weder Waffen noch Munition zu verkaufen, und hofte auf diese Art diese Unruhe ohne Blutvergiessen in kurzer Zeit zu stillen.

Nachdem der Marquis diese Fürsicht gebraucht, so schickte er an das Oberhaupt der ganzen Nation, und ließ ihn fragen, ob er eben so wie der Soulier Rouge, gegen die Franzosen aufgebracht wäre? das Oberhaupt antwortete, durch seinen Dolmetscher: er wäre ein Freund von den Franzosen, und sein General, der Soulier Rouge habe den Verstand verlohren.

Nachdem er diese Antwort gegeben hatte, so überreichte man ihm ein Geschenk: er wunderte sich aber sehr, daß dabey weder Gewehr noch Pulver und Bley war, da er doch wie vorher mit uns in Freundschaft lebte. Diese Begegnung setzte sie in Erstaunen, und da sie überdis erfahren, daß verbothen worden ihnen Gewehr und Ammunition zukommen zu lassen, so sahen sie sich gezwungen, darüber eine Erklärung von dem Gouverneur zu verlangen. Dieser gab ihnen zur Antwort: sie hätten von den Franzosen weder Gewehr noch Pulver und Bley zu hoffen, so lange der Soulier Rouge keinen Verstand hätte, denn wenn sie Pulver erhielten, so würden sie nicht umhin können, den Kriegern des

Soulier

Soulier Rouge als ihren Brüdern einen guten Theil davon abzugeben. Diese Antwort zwang sie mit den Stämmen zu reden, die unsre Feinde waren, und ihnen zu sagen: wenn sie nicht gleich mit der Friedens-Pfeiffe zu den Franzosen giengen, so würden sie Krieg mit ihnen anfangen, und ihnen als Rebellen begegnen. Diese Drohung nöthigte sie um Frieden zu bitten, und uns, die wir damals nicht im Stande waren, einen Krieg mit einer so zahlreichen Nation zu führen, Genugthuung anzubieten.

Auf diese Art endigte M. Vaudreuil durch seine Klugheit diesen Krieg ohne daß es dem Staate weder Geld noch das Leben eines einzigen Menschen kostete. M. de Vaudreuil schickte zu dieser für uns wichtigen Negotiation den Herrn von Grand-Pre' ab, und er konnte gewiß keinen bessern dazu wählen. Er ist ein gebohrner Canadier, und dient dem Könige mit Eifer, Muth, und Uneigennützigkeit. Ich war auf dem Puncte, unter den Befehlen dieses Officiers auf dem Fort Tombeckbe im Lande der Chactas zu dienen, welches er im Jahr 1751 kommandirte, als ich hier ankam.

XIX.

XIX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor kehret nach Mobile zurück. Merkwürdige Vorfälle auf der Katzeninsel. Tragischer Todt des Herrn Dureux, Kommandeurs auf dieser Insel.

Mein Herr!

Ich bin nunmehro von meiner Reise, die ich auf dem Flusse Tombeckbe gethan, zurück gekommen, und habe diese wichtige aber mühsame Unternehmung zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten ausgeführt. Da ich meine Zurückberufung nach Neuorleans noch nicht erhalten hatte, so trieb mich meine Neugier die kleinen Inseln auf der Küste von Louisiana zu besuchen.

Die Insel Massacre war die erste, darauf sich die Franzosen fest gesetzt haben. Sie legten ihr diesen Namen bey, weil sie bey ihrer ersten Ankunft auf der Insel verschiedene menschliche Squelette fanden; man konnte nicht unterscheiden ob sie von Spaniers oder von Wilden waren.

Man hat sie hernach die Insel Dophine (1) genannt. Sie hat sich nach und nach bevölkert, und man hat Magazine, Casernen, und ein Fort darauf angelegt.

Im

(1). Diese Insel Dophine muß nicht mit der verwechselt werden, davon in der Beschreibung der ersten Reise der Ostindischen Compagnie nach der Insel Madagascar Meldung geschiehet, und die man zu übereilt die Insel Dophine genannt hat.

Der Autor dieser Reisebeschreibung, welche um das Jahr 1665 geschrieben ist, und der diese Reise selbst mit gethan hat, bekennet, daß Herr Colbert sich die Engländer und Holländer, die sich damals in Ostindien schon fest gesetzt, hatten, zu Mustern genommen, die er nachahmen, und hernach zu übertreffen gedachte. Aber alle Projecte dieses grossen Ministers schlugen nach und nach fehl, und hieran war theils die Unvorsichtigkeit und Eitelkeit der Nation, theils die Ungeschicklichkeit derer, denen die Ausführung anvertrauet war, schuld.

Der Autor fügt hinzu, er habe in Indien nur ungeschickte und unvorsichtige Officiers angetroffen, die dem Posten, den sie bekleidet nicht gewachsen gewesen, da man hierzu nur solche Leute hätte wählen müssen, die frey von groben Leidenschaften das Beste des Vaterlandes zu ihrem einzigen Hauptzweck gehabt.

Ich glaube diese nützliche Anmerkung sollte jedem fest eingeprägt seyn, der in eine Bedienung von einiger Wichtigkeit in unsre Colonie geschickt wird.

Und

Im Jahr 1717 wurde der Eingang in den Hafen dieser Insel durch eine ungeheure Menge Sandes verstopft, den ein Orcan dahin führte. Die Insel wurde beynahe ganz überschwemmet, und eine grosse Menge Vieh ersäuft. Man muste darauf einen andern Ankerplatz, vor die Schiffe suchen, und die Insel Surgero wurde dazu erwählt, welche nachher die Schiffs Insel genannt worden.

Sie hat eine sehr gute Rhede. Im Jahr 1722 führte der Herr von Bienville alle Einwohner von hier nach Neuorleans, welcher Ort nunmehro die Hauptstadt von Louisiana ist.

Sechs Meilen von der Schiffs Insel liegt die Katzeninsel, welche ihren Namen von den wilden Katzen bekommen hat, die darauf sehr häufig sind. Diese letzte ist nur wegen der Räubereien und Gewalthätigkeiten bekannt, die unter dem Kommando zweyer Officiers, die Herr von Kerlerec dahin geschickt hatte, darauf begangen worden.

Und ich habe diesen Zug aus der Geschichte hierher gesetzt, weil er auf das, was man itzo täglich in unsern Colonien siehet, eine besondere Beziehung hat.

Es giebt noch Gouverneurs und Intendanten welche man ja nicht mit denen in eine Classe setzen muß, die ein schleuniges aber verhaßtes Glück mit dem Untergange vieler tausend Elenden gemacht.

Im Jahr 1757 ernannte dieser Gouverneur den Herrn Duroux zum Befehlshaber auf dieser Insel, und gab ihm ein Detaschement von Seetruppen und von dem Schweitzerregiment von Haliajl mit.

So bald dieser auf der Insel angekommen; so sahe er sich als den unumschränkten Herrn derselben an. Das erste was er vornahm, war; daß er sich einen Garten durch die Soldaten von einem Detaschement anlegen ließ. Sie mußten auch für ihn Kalch und Kohlen brennen, ohne daß er sie dafür bezahlte, und diejenigen, welche sich ihm hierin widersetzten, wurden ganz nackend an einen Baum gebunden, und den unerträglichen Stichen und Bissen der grossen Mücken ausgesetzt. Eine unwürdige und unerhörte Strafe, davon nicht einmal die Wilden in diesen Ländern etwas wissen.

Duroux ließ für seine Guarnison-Brod aus verdorbenem Mehle backen, welches man in einem spanischen Schiffe gefunden, das an der Küste dieser Insel Schiffbruch gelitten, und verkaufte das Mehl welches der König für die Truppen gab zu seinem Vortheil. So viele übele Begegnungen bewogen einige Soldaten heimlich nach Neuorleans zu gehen, um sich bey dem Gouverneur über ihren Kommandanten zu beklagen, und ihm das schlechte Kommisbrod zu zeigen welches ihnen gegeben wurde.

Aber

Aber M. de Kerlerec schickte sie ohne auf ihre gegründete Klagen zu hören, ihrem Kommandanten zur Bestrafung zurück. Nunmehro faßten diese Unglücklichen, welche sich für seiner Rache fürchteten, den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen, welchen sie auf folgende Art ausfürten.

Als dieser Officier einstmals auf einer benachbarten kleinen Insel jagte, so beredete sich der aufrührische Haufen von der Guarnison ihn bey seiner Zurückkunft zu ermorden. Eine solche erschreckliche Entschliessung konnte ihnen nur die Verzweiflung eingeben, daß sie bey dem Gouverneur durch ihre gegründeten Klagen kein Recht hatten erhalten können. Diesem Unglücke hätte leicht können vorgebeugt werden, wenn der Gouverneur einem andern Officier das Kommando auf dieser Insel aufgetragen hätte.

Als er von der Jagd zurück kam, so zog die Schildwache, welche seinen Kahn von weitem sahe, die französische Flagge auf. Sogleich griff die Guarnison zu den Waffen, und es wurde Lärm geschlagen. Die zusammen verschwornen Soldaten marschirten darauf unter der Anführung eines Unterofficiers an das Ufer, und riefen ihm mit einem Sprachrohr, wie es auf der See gebräuchlich ist, zu: was vor ein Fahrzeug? Duroux antwortete: der Kommandant! Als er darauf ans Land trat, so gab der Unterofficier ein Zeichen: sogleich

gaben die Soldaten Feuer auf den Kommandanten, und schossen ihn auf der Stelle todt, hernach zogen sie ihn nackend aus, und warfen seinen Körper ins Meer.

Dis war das Ende und die Bestrafung dieses kleinen Tyrannen, der von niemanden bedauert wurde, und der weiter kein Verdienst hatte, als daß Herr Titon, erster Secretair des Gouverneurs, sein Freund war. Die Soldaten, welche nunmehro Meister von der Insel waren, setzten darauf einen Einwohner mit Namen Beaudrot in Freyheit, den der getödtete Kommandant lange Zeit auf eine ungerechte Weise im Gefängniß gehalten hatte, Duroux hatte sich das Recht eines Admirals von Frankreich zugeeignet, indem er mit den Soldaten und Einwohnern alle die Güter theilen wollte, welche sie aus den Schiffen die an der Katzeninsel scheiterten, gerettet hatten, und alle die, welche ihm diesen Antheil versagten, wurden gewiß so hart bestraft, als wenn sie das größte Verbrechen begangen hätten. Diese Bewandtniß hatte es auch mit Beaudrot dieser war ins Gefängniß gesetzt, weil er die Güter, die er aus einem spanischen Schiffe mit Namen der Situant, das im Jahr 1758 an dieser Insel Schiffbruch gelitten, gerettet hatte, mit den Kommandanten nicht hatte theilen wollen.

Nachdem die aufrührischen Soldaten darauf alle königliche Effecten die auf der Insel waren geplündert hatten, so zwangen sie den Ein-

Einwohner, den sie aus dem Gefängniß befreyet hatten, sie nach der englischen Colonie in Carolina zu führen. Als sie in das Gebiet eines grossen Oberhaupts unter den Wilden, den die Europäer den Kayser der Kaouytas nennen, gekommen waren; so schickten sie den Beaudrot zurück, und gaben ihm ein schriftlich Zeugniß mit, daß sie ihn gezwungen hätten, ihr Wegweiser zu seyn. Darauf trennten sie sich, und ein Theil von ihnen gieng zu den Engländern. Aber die, welche bey den Wilden blieben, wurden kurz hernach auf Verlangen des M. Montberaut der damals im Lande der Allibamons kommandirte, gefänglich eingezogen. Unter diesen war auch ein Caporal von dem Schweitzerregiment Halwyl, der sich, um nicht von einander gesäget zu werden, welche Strafe bey den Schweitzern gebräuchlich ist, mit einem Messer das er nach Art der Wilden am Halse trug, ermordete.

M. Baudin ein Officier von der Guarnison wurde darauf mit einem Detaschement Soldaten abgeschickt, die Verbrecher abzuholen. In dieser Zwischenzeit kamen die beiden Söhne des Beaudrot von Neuorleans nach Mobile, und brachten ohne es zu wissen, eine Ordre an den M. de Velle, Kommandanten des Orts mit, ihren Vater, der damals ganz unbekümmert auf seiner Plantage war, gefänglich einziehen zu lassen.

Dieser Einwohner, welcher von der Arretirung der Aufrührer deren Wegweiser er gewesen war, noch nichts wuste, stellte sich von selbst im Gefängniß ein. M. de Velle ließ darauf alle Verbrecher nach Neuorleans bringen, wo man in einem angestellten Kriegsrathe ihnen den Proceß machte.

In diesem Kriegsrathe wurde Beaudrot verurtheilt, lebendig gerädert zu werden, weil er den Mördern des Kommandanten der Katzeninsel zum Wegweiser gedient hatte. Dis Urtheil wurde auch vollzogen, und sein Körper in den Fluß geworfen. Ein Soldat muste eben diese Strafe ausstehen, und ein Schweitzer wurde lebendig von einander gesäget.

Wenn man das Schicksal des unglücklichen Beaudrot betrachtet, so siehet man wol, daß er wider die Form Rechtens von Kriegsbedienten verurtheilt worden, die in den bürgerlichen und peinlichen Rechten unerfahren waren; denn er hatte gewiß eine so grausame Strafe nicht verdient, und wenn die Politic erfodert, daß man zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit kein Verbrechen ungestraft lasse, so verlangt dagegen die Gerechtigkeit, der Menschlichkeit zum Besten, daß der Richter eher zu gelinde als zu hart strafe, nach dem Grundsatze: man muß eher hundert strafbare erhalten, als einen unschuldigen strafen.

Wenn

Wenn Beaudrot auch Straffe verdient hatte, so hätte man sie doch, in Rücksicht auf seine Frau und 4 Kinder, die durch seinen Todt ins größte Elend gestürzt wurden, mildern sollen. Unter seinen 4 Kindern war eine ungemein schöne Tochter, die wegen ihrer besonderen Tugend und Schönheit von der ganzen Colonie bewundert wurde. Diese schöne Creolin hat sich mit ihrer übrigen Familie in eine weit entlegene Plantage, von allem Umgange mit Menschen entfernt, um das Unglück und den Tod ihres Vaters zu beweinen.

Dieser unglückliche Mann war in wichtigen Negotiationen mit den Wilden, bey denen er in grossem Ansehen stand, mit gutem Vortheile gebraucht. Er redete ihre Sprache, und kannte ihr Land so gut wie sie. Ueberdis besaß er eine ausserordentliche Stärke.

Alle diese gute Eigenschaften hatten ihm die Liebe und Hochachtung der Chactas so sehr erworben, daß sie ihn eben wie einen Mann von ihrer Nation ansahen, und sie würden gewiß seinetwegen einen Aufstand erregt haben, wenn ihnen nicht M. de Velle (1) aus kluger Fürsicht, seine Gefangennehmung und Hinrichtung, verborgen hätte.

(1) Dieser Officier kannte die Nation der Chactas vollkommen, weil er viele Jahre zu Tombeckbe Kommandant gewesen war, und die Wilden schätzten ihn wegen seiner Tapferkeit und Uneigennützigkeit sehr hoch.

Nach der Ermordung des Dürour erwählte der Herr von Kerlerec den Herrn de Cha * * zum Kommandanten der Katzeninsel.

Dieser Officier gieng im Jahr 1758 von Neuorleans mit einer Guarnison, die theils aus Soldaten, theils aus Einwohnern der Hauptstadt bestand, nach seinem Posten, aber die Einwohner waren lauter unbekannte Leute, welche die Bürger der Hauptstadt, mit Bewilligung des Kommandanten, an ihrer Stelle, auf diesen Posten schickten.

Diese Landstreicher hielten so lange auf der Insel aus, als sie von den Bürgern die die Wachen eigentlich thun musten, bezahlt wurden. Mann siehet leicht, daß eine Mannschaft, wie diese, die nicht nach den Regeln des Dienstes abgelößt wird, Anlaß zu Complotten und Desertionen nimt, wie es sich auch auf vielen andern Posten dieser Colonie zugetragen hat.

Im Monat Merz im Jahr 1759 erschien im Angesicht dieser Insel ein Schiff von drey Masten, welches dem Herrn Criq einem Negotianten gehörte, der es in der Havane gekauft hatte. Seine Ladung bestand aus Caffee, Zucker, Tafias, Schiffseilen und einigen Kriegsbedürfnissen, und die Equipage aus spanischen Bootsleuten, die den Hauptmann auf der Küste der Balise verliessen.

St.

St. Criq sahe sich durch diese Desertion gezwungen, das Schiff mit den wenigen Leuten, die er noch bey sich hatte, zu verlassen. Er kam mit seiner Chaluppe nach Neuorleans, und wandte sich an den Platz-Major M. de Belle-Isle, der damals das Kommando ad interim führte. Von diesem bat er sich Mannschaft aus, um sein Fahrzeug zu suchen, welches an den Küsten der Katzeninsel auf den Strand gerathen seyn muß.

M. de Belle-Isle gab dem Kaufmanne einen verständigen Unterofficier und 10 Soldaten mit um sein Schiff zu retten, und schrieb zugleich an den Herrn C., wenn dieses Schiff in der Nachbarschaft seines Postens gestrandet wäre, so sollte er so gleich Wache dabey stellen, und zugleich bey Lebensstrafe verbieten, daß ohne Vorwissen des Eigenthümers nichts daraus genommen würde, und er möchte sich pünctlich nach den Vorschriften richten, die in den königlichen Verordnungen das Seewesen betreffend unter dem Titel Schiffbruch enthalten wären. Zum Unglück für den Herrn Criq kam dieser Befehl des Majors zu spät, der Herr C. hatte die Ladung schon durch seine Soldaten und Einwohner wegnehmen lassen, die die Vorsicht gebraucht, die Güter in den benachbarten Sand zu vergraben. Als Herr Criq auf der Katzeninsel angekommen, so überreichte er dem Kommandanten den Brief des

Ma-

Majors, und gieng hernach mit seinen Leuten in sein Schiff um es zu visitiren. Da er aber merkte daß er seine Brieftasche verlohren, in welcher das Verzeichniß seiner Ladung war, so stieg er wieder ans Land, um sie zu suchen. Und dis war eine besondere Fügung der Fürsehung, denn kaum war er ans Land getreten, als ein so heftiges Feuer in seinem Schiffe ausbrach daß 3 Menschen, die im Raum des Schiffs waren ein Raub der Flammen wurden. Die übrigen retteten sich durch Schwimmen (1).

St. Criq brachte hierüber seine Klagen beym Herrn von Kerlerec an, aber erst nach langen Verzögerungen nöthigte dieser den Schiffs-

(1) Unterdessen daß Herr Criq bey dem Major von Belle-Isle Hülfe suchte, und den Befehl an M. de C** wegen Erhaltung seines Schiffes auswirkte, schrieb dieser an den Major: es sey an dem und dem Tage ein Fahrzeug von drey Masten an der Katzeninsel auf den Strand gelaufen; er habe ihm ein Zeichen gegeben, aber keine Antwort erhalten, da durch sey er auf die Gedanken gebracht, es sey ein feindlich Schiff, welches seine Mannschaft im Raume, versteckt hätte. Er sey daher mit seiner Guarnison an das Schiff gefahren, und da er auf sein gegebenes Zeichen wieder keine Antwort erhalten, so sey er hineingestiegen, habe aber keine lebendige Seele darinn gefunden. Die Ladung sey herausgenommen gewesen, und habe er nichts darinn gefunden, als ein entzwey gehauenes Ankerthau: Das Fahrzeug sey übrigens auf 26 Canonen eingerichtet.

Schiffshauptmann; daß er diese Sache gegen Erlegung einer Summe von 1500 Livers, die ihm C * * * bezahlen muste, beylegte. C * * * ließ sich darauf nach Neuorleans zurück berufen, und ergab sich so sehr allen Arten von Ausschweifungen, daß sich die ganze Colonie an ihm ärgerte. Nachdem er die Früchte seiner Ungerechtigkeit verschwendet hatte; so gieng er auf ein holländisches Schiff von Caracao, einer Colonie die dieser Republic gehört. Die Urtheile über die heimliche Entweichung dieses Officiers sind sehr verschieden: einige glauben, er sey geflüchtet um der Strafe wegen seines Verbrechens zu entgehen; andere sind der Meinung, er habe geheime Briefe vom Gouverneur an den Hof. Dis muß uns der Ausgang lehren.

Durch die Widererseßung der 1500 Livers ist genugsam erwiesen, daß C * * * das Schiff des Herrn Criq geplündert hat. Er hat auch dem Herrn Perliere der ihm im Kommando auf der Katzeninsel folgte, selbst gestanden, daß er 60000 Livers daraus genommen. Doch ist er der Todesstrafe, die er durch seine Seeräuberey verdient, entgangen. Denn die vorher angeführten Verordnung enthält; daß diejenigen, die sich an schiffbrüchigen Personen, oder ihren Gütern vergreiffen, mit dem Tode sollen bestraft werden. Dis Verbrechen ist auch so entsezlich, daß es uns die natürliche Religion

gion, ohne Christenthum schon verbietet, und uns anweiset Nothleidenden beyzuspringen (1).

So waren die Officiers beschaffen, denen der Gouverneur von Louisiana sein Vertrauen schenckte.

Jetzt eben läuft die Nachricht ein, daß eine Partey Krieger von der Nation Cherakises unter ihrem Anführer, welcher der Wolf genannt wird, das Fort London der Engländer erobert hat. Die Wilden haben den Kommandanten Dameri dadurch getödtet, daß sie ihm den Hals voll Erde gesteckt, wobey sie ihm zugerufen: du Hund, weil du so begierig nach Erde bist, so sättige dich damit. Dis haben sie auch einigen andern gethan.

Wenn ich nicht nach Frankreich zurückkehre, so will ich Ihnen von Neuorleans die Ursachen der Uneinigkeit, welche zwischen den beyden Oberhäuptern der Colonie dem M. de Kerlerec als Gouverneur, und dem M. de Rochemore als Ordonnateur obwaltet, melden. Ich bin mein Herr ꝛc.

Mobile den 10ten Jan. 1760.

(1) C * * * der die Früchte seiner Ungerechtigkeiten in Frankreich genüssen wollte, ist daselbst gestorben, wie er gelebt hat.

XX.

XX. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset nach Neuorleans. Ursachen der dasigen Unruhen. Pathetische Geschichte der Gefangenschaft des M. de Belle-Isle bey den Attakapas. Besondere Thiere und Heilungsmittel, die Louisiana hervorbringt.

Mein Herr!

Ich habe Ihnen so viel Neues zu melden, daß ich nicht weiß wo ich anfangen soll. Ich hatte Ihnen von Tombeckbe geschrieben, daß in der Hauptstadt alles in Unruhe sey, und man hört hier auch in der That von nichts als Uneinigkeit und Zänkereyen; denn der Eigennutz und der Geitz haben die Fackel der Zwietracht durchgängig angezündet. Da ich keinen Theil an diesen Händeln nehmen will, und mich im Dienste des Königs, in dieser Colonie, wo alles in Unordnung ist, nicht nützlich machen kann, so suche ich beständig um Erlaubniß an, nach Frankreich gehen zu dürfen. Die treuesten Unterthanen, die ihre Schuldigkeit thun wollen, erfahren Widerspruch und Unwillen, und die grausamsten Verfolgungen sind die

Ver-

Vergeltung für ihren Eifer. Aber, ohne mich in eine umständliche Erzählung aller der Ungerechtigkeiten einzulassen, die man vielen braven Officiers und andern honnetten Leuten, die größtentheils noch leben, angethan hat, will ich Ihnen nur dis Unrecht melden, das dem Herrn von Belle-Isle wiederfahren ist.

Dieser ehrwürdige Officier, der sich durch seine Rechtschaffenheit und untadelhafte Sitten die Hochachtung und das Wohlwollen aller braven Leute und namentlich der Generals, des Herrn von Perrier von Bienville, des Marquis von Vaudreuil und anderer erworben, verdient daß ich Ihnen hier seine Geschichte, mit allen Umständen, so wie ich sie von ihm selbst habe, erzähle.

Ich werde Ihnen alles melden, was diesem Officier seit 45 Jahren, da er dem Könige in dieser Colonie dient, begegnet, und ich versichere daß alles die lautere Wahrheit ist, so sonderbar auch einige Vorfälle in seinem Leben scheinen mögen.

M. de Bienville, der noch in Paris lebt, hat den Wilden, die der Herr von Belle-Isle zurück gebracht, die Ranzion für ihn bezahlt, und kann alles bezeugen, was hier erzählt wird (1).

Da

(1) Geschichte des N. von Belle-Isle Ritter des königlichen und St. Ludwigs Orden, Platz-Majors über die Seetruppen in Louisiana, findet

Da sie mein Herr ein sehr empfindliches Herz haben, so bin ich versichert, das traurige Schicksal dieses unglücklichen Officiers wird Sie zum Mitleiden bewegen.

Grosse Seelen schämen sich nicht, durch das Unglück anderer erweicht zu werden, und selbst die Wilden sagen, daß derjenige, welcher bey dem Elende seiner Brüder unempfindlich ist, den Namen eines Menschen nicht verdienet, und ein Ungeheuer ist, welches man wie eine Pest des menschlichen Geschlechts fliehen muß.

Im Jahr 1719 kam die Colonie Louisiana vom Herrn Crozat an die westindische Compagnie, welche, um sie zu bevölkern 1000 Menschen dahin schickte. M. de Belle-Isle gieng damals mit verschiedenen andern Officiers und Volontairs auf einem Schiffe der Compagnie nach dieser Colonie. Das Schiff wurde durch die Ströme und die widrigen Winde in die Bay St. Bernhard, im mexikanischen Meerbusen, getrie-

bet sich in einer Nachricht von Louisiana die 1758 in Paris gedruckt worden. Der Autor dieser Erzählung, der die Colonie im Jahr 1733 verlassen, hat die interessantesten Umstände ausgelassen, und einigen Vorfällen, die er erzählt, hat Herr von Belle-Isle selbst widersprochen. Ich habe meine Erzählung aus einer Handschrift gezogen, die dieser Officier selbst geschrieben hat.

getrieben. Hier schickte der Hauptmann die Chaluppe ans Land, um frisch Wasser einzunehmen, und Herr von Belle-Isle gieng mit vieren von seinen Kammeraden, mit Erlaubniß des Hauptmanns mit ans Land. Unterdessen, daß die Chaluppe ans Schiff zurückfährt, gehen die vier jungen Officiers auf die Jagd: während dem kommt die Chaluppe nochmals ans Land, und nachdem sie ihre Provision süsses Wasser eingenommen, so kehrt sie ans Schiff zurück, und läßt die Officiers, die noch nicht zurück gekommen waren, am Lande.

Der Hauptmann läßt darauf ohne länger auf sie zu warten, die Anker lichten, und gehet unter Seegel. Man überläßt es einem jeden sich den Schrecken und die Verwirrung vorzustellen, die sie empfanden, als sie ans Ufer zurück kamen, und weder Chaluppe noch Schiff fanden. Sie sahen sich nunmehro in einem unbekannten Lande zurück gelassen und irreten lange auf der wüsten Küste herum, auf der einen Seite mit dem Meere, und auf derandern mit Caraiben oder Menschenfressern umgeben. Sie getraueten sich nicht, die sumpfigte Küste zu verlassen und da sie kein Ende ihres Elendes hoffen konnten, so geriethen sie in solche Verzweiflung, daß sie bey nahe den Verstand verlohren hätten. Nichts beunruhigte diese jungen Europäer mehr als die Furcht den Menschenfressern in die Hände zu fallen. In der falschen Vermuthung das Schiff

sey

sey gegen Abend gesegelt, giengen sie an der Küste gegen Abend herunter, rieffen den Himmel um Hülffe an und beklagten ihr unglückliches Schicksal. Sie lebten von Insecten und Kräutern, ohne zu wissen ob sie gesund oder ungesund wären. Das was sie am meisten quälte waren die grossen Mücken, die in diesen Gegenden sehr häufig sind, und gegen die sie sich durch nichts vertheidigen konnten. In dieser elenden Verfassung brachten sie verschiedene Tage zu. M. de Belle-Isle hatte einen jungen Jagdhund mit ans Land gebracht, der sehr an ihn gewöhnt war, diesen verlangten seine Kameraden zu schlachten und eine Mahlzeit aus ihm zu machen. Da sie sich endlich des Hungers nicht mehr entwehren konnten, so willigte sein Herr darein, daß er sollte geschlachtet werden. Weil er ihn aber nicht selbst tödten wollte, so machte sich einer von den übrigen über ihn her. Doch dieser war so schwach, daß ihm der Hund, da er ihm einen Stich mit seinem Messer geben wollte, in den nahen Wald entwischte, und man sahe ihn nicht weiter. Die vier unglücklichen Officiers starben einer nach dem andern vor den Augen des Herrn de Belle-Isle, welcher seine letzten Kräfte anwendete um ihre traurigen Ueberbleibsel in dem Sande zu begraben, damit sie nicht ein Raub der wilden Thiere werden möchten. Diesen Tribut bezahlte er der Menschheit mit Seufzern über sein eigen Unglück, und nur der Stärke seines Temperaments hatte er es zu danken, daß er seine vier

Kameraden überlebte. Um sein Leben zu erhalten muste er Würmer essen, die er im verfaulten Holze fand. Einige Tage nach dem Tode seiner Kameraden erblickte er seinen Hund von weiten, der etwas im Halse trug: er lockte ihn und das Thier kam so gleich mit starken Sprüngen auf ihn zu, legte eine Holzratte zu seinen Füssen und bellte für Freuden, als wenn es hätte sagen wollen: ich bringe dir etwas dein Leben zu erhalten. Diese Holzratten sind so groß wie ein Spanferkel, und können gegessen werden. M. de Belle-Isle, der nunmehro weiter keinen Gefehrten als seinen Hund hatte, fieng nun an hin und her zu wandern, um Nahrungsmittel zu suchen, und machte sich des Abends eine kleine Verschanzung an dem Fusse eines Baumes, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. In einer Nacht kam einst ein Tiger seiner Schlaffstelle nahe. Sein Hund der an seiner Seite wachte, wurde die Bestie gewahr, und fiel sie mit starkem Bellen an. Herr von Belle-Isle, der hiervon erwacht war, eilte seinem Hunde zu Hülffe, und der Tiger entfloh, und ließ den Hund verwundet zurück. Er schlachtete ihn darauf, aus Furcht, daß er von dem Bisse des Tigers toll werden möchte, und verzehrte ihn. Da er sich nunmehro ganz allein in dieser Wüste sahe so warf er sich auf die Knie, dankte dem Allmächtigen, daß er ihn bis dahin erhalten, und gieng darauf, nachdem er sich der göttlichen Führung gänzlich überlassen, tief ins Land herein, um zu

sehen,

sehen, ob er keine menschliche Geschöpfe antreffen könnte. Es dauerte nicht lange, so fand er menschliche Fußtritte im Sande: diesen folgte er bis an das Ufer eines Flusses, wo er eine Pirogue fand, in welcher er über den Fluß setzte. Auf der andern Seite des Flusses traf er Wilde an, welche Menschenfleisch und Fische dörrten: sie waren von der Nation der Attakapas (1).

Sie kamen auf den Herrn von Belle-Isle zu, und hielten ihn anfänglich, weil er so sehr mager war, für ein Gespenst. Als er bey ihnen angekommen, so zeigte er auf seinen Mund um ihnen anzudeuten, daß er hungrig sey. Diese Wilden, welche ihn wegen seiner grossen Magerkeit nicht zu schlachten begehrten, setzten ihm Menschenfleisch zu essen für, er aber wählte sich einen Fisch, den er mit grossem Heishunger verzehrte. Nachdem sie ihn darauf von allen Seiten sehr genau betrachtet, so zogen sie ihn nackend aus, und theilten seine Kleider unter sich. Hernach führten sie ihn in ihr Dorf um ihn zu mästen, wo er das Glück hatte, daß ihn eine Wittwe, die schon über ihre besten Jahre

(1) Dieser Name bedeutet bey den Wilden, Menschenfresser. Wenn die Attakapas im Kriege einen Gefangenen machen, so schlachten sie ihn und machen aus seinem Fleische ein grosses Tractement. Sie essen gewöhnlich Fische, und trinken Caßine. Sie reden durch Zeichen, und halten zuweilen lange pantomimische Unterredungen.

hinaus war, zu ihrem Hunde, (das heißt bey ihnen so viel als zu ihrem Sclaven) aufnahm. Nach und nach erhielt er seine Kräfte wieder, er war aber in eine tieffe Traurigkeit versenkt, und befürchtete immer, seine Wirthe möchten ihn ihren falschen Göttern opfern, und sein Fleisch verzehren. Denn er muste täglich sehen wie diese Barbaren die fettesten unter ihren Kriegsgefangenen schlachteten, und ihr Fleisch bey ihren Feyerlichkeiten verzehrten, und er stellte sich ganz gewiß für; daß sie ihn, so bald er fett seyn würde, mit der Keule todt schlagen würden. Unterdessen hielten diese Völker einen Rath über ihn, darin beschlossen wurde, es sey niederträchtig einen Menschen zu tödten, der zu ihnen gekommen um Hülfe bey ihnen zu suchen, und nicht um ihnen Schaden zu thun, und diesem zufolge behielt ihn die Wittwe zu ihrem Sclaven. Die ersten Tage seiner Gefangenschaft fielen ihm, ungeachtet er nicht sehr hart gehalten wurde, doch sehr schwer, weil er die Kinder dieser Menschenfresser warten, und auf seinen nackenden Schultern tragen muste: denn er war so nackend wie die Wilden, nur daß er um die Mitte des Leibes einen Schurz trug. Nachdem ihn aber die Wittwe zu ihrem Sclaven angenommen hatte, so wurde er besser gehalten.

Da Herr von Belle-Isle jung und vigoureus war, so gieng ihm seine Sclaven Arbeit gut von statten, und er erwarb sich endlich

so

so gar die Gunst seiner Gebieterin, welche ihn adoptirte und in Freyheit setzte, und darauf wurde er unter die Nation aufgenommen. Er lernte in kurzer Zeit durch Zeichen mit ihnen zu reden, und wie sie mit den Bogen zuschiessen.

Sie nahmen ihn darauf mit in den Krieg, wo er ihnen seine Geschicklichkeit im Bogenschiessen sehen ließ, denn er schoß einen ihrer Feinde, in ihrer Gegenwart mit einem Pfeile durch und durch. Durch dieses Meisterstück erwarb er sich den Namen eines wahren Kriegers. Nachdem darauf ein Wilder einen Rehbock geschossen so dörrten sie das Fleisch davon, und von dem, vom Herrn von Belle-Isle getödteten Wilden, zum Proviant auf die Reise. Auf diesem Marsche, foderte Herr von Belle-Isle, der hungerig war zu Essen: ein Wilder gab ihm Menschenfleisch, und sagte es sey von dem Rehbock. Als er davon gegessen hatte, so sagte der Wilde zu ihm: du machtest sonst Schwierigkeiten, aber nun issest du Menschenfleisch wie wir. Bey diesen Worten brach M. de Belle-Isle alles wieder aus, was er gegessen hatte.

Ungefehr zwey Jahre nach seiner Gefangenschaft kamen Gesandte von einer Nation zu den Attakapas, um Frieden mit ihnen zu schliessen. Dis war eine besondere göttliche Fügung. Die Nation von der die Gesandten waren, wohnet in dem Gebiete von Neumexico, nahe bey den Natchitoches, wo damals Herr Hucheros de St.

Denis kommandirte, den die Deputirten dieser Nation ob sie gleich unter spanischer Bothmäßigkeit standen, ehrten und hochschätzten. Nachdem die Deputirten den Herrn von Belle-Isle genau betrachtet, so sagten sie zu den Attakapas, in den Ländern daraus sie kämen, wären auch solche weisse Menschen, wie dieser. Die Attakapas antworteten ihnen: sie hätten ihn an der Küste des grossen Sees gefunden, wo seine Gefährten vor Hunger gestorben, sie hätten ihn mit in ihre Wohnung genommen, wo ihn eine Wittwe zu ihrem Sclaven angenommen. Nachdem sie ihn darauf mit in den Krieg, wider eine benachbarte feindliche Nation, geführet, so habe er sich durch seine Geschicklichkeit im Bogenschiessen so sehr hervorgethan, daß sie ihn unter ihre Krieger aufgenommen.

Dieser Officier, der bey ihrer Unterredung zugegen war, schöpfte hieraus die erste Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen. Er nahm einen von diesen Wilden bey Seite, und befragte ihn genau wegen der weissen Menschen in seinem Lande. Er hatte durch einen Zufall sein Officier-Patent in einer Büchse aufgehoben, auf dieses schrieb er mit einer Rabenfeder, und aus Ruß gemachter Dinte folgende Worte: „An „den ersten Officier der weissen Menschen. Ich „bin der und der, und in der Bay St. Bernhard am Lande zurück gelassen, meine Gefährten sind Hungers gestorben, und ich bin ein

„Ge-

„Gefangener bey den Attakapas.“ Dis Pappier gab er einem Wilden, und sagte ihm, es sey das redende Pappier, und er würde, wenn er es an einen französischen Officier in seinem Vaterlande brächte, sehr wohl aufgenommen werden. Der Wilde glaubte das Pappier müßte etwas göttliches seyn, weil es für ihn bey den Franzosen reden sollte, und da es ihm seine Kammeraden nehmen wollten, so entfloh er ihnen, und schwamm mit dem Briefe in der Hand über einen Fluß. Nach einer Reise von 150 Meilen kam dieser Wilde mit seinem Briefe zu der Nation der Natchitoches (1), wo damals M. Hucheros de St. Denis, ein Officier von Distinction kommandirte, welcher die erste Reise von Louisiana nach Mexico zu Lande gethan hat, wo er nachher eine Nichte des spanischen Gouverneurs geheirathet. Diesem überreichte der Wilde den Brief des Herrn von Belle-Isle, und er wurde sehr gut aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft.

Nachdem St. Denis den Brief gelesen, so fing er nach Art der Wilden an zu weinen. Diese fragten ihn was ihm fehlte, er antwortete, er beweinte seinen Bruder, welcher seit zwey Jahren ein Gefangener bey den Attakapas sey. Weil er bey dieser Nation in grossem

(1) Dieser Posten ist nicht weit von Mexico, und hat eine Colonie von Wilden, welche an dem rothen Flusse wohnen.

Ansehen stand, so erbot sich der Wilde, welcher ihm den Brief gebracht, seinen Bruder zu holen, und noch andere Wilde vereinigten sich mit ihm.

M. de St. Denis gab ihnen darauf einige Hemden und einen Hut für den Herrn von Belle-Isle, und sie reiseten sogleich an der Zahl zehen, zu Pferde und mit Flinten bewafnet ab, und versprachen dem Herrn von St. Denis, daß sie ihm seinen Bruder in zwey Monaten auf einem Handpferde, welches sie zu dem Ende mit nahmen, zurück bringen wollten.

Als sie bey den Attakapas ankamen, so machten sie ihre Ankunft durch verschiedene Salven aus ihrem Gewehr bekannt, welche von diesen Wilden für Donnerschläge gehalten wurden. Hernach gaben sie dem Herrn von Belle-Isle den Brief des M. de St. Denis, welcher ihm schrieb, er könne sich diesen Wilden sicher anvertrauen, und er freue sich im voraus, ihn bey sich zu sehen. Man kann sich die Freude nicht vorstellen, die dieser Brief bey dem Herrn von Belle-Isle verursachte: er befürchtete aber zugleich die Attakapas möchten sich seiner Abreise widersetzen.

Aber der Anführer dieser Gesandtschaft ließ ihn geschwind zu Pferde steigen, und eilte mit seiner Bedeckung zurück. Die Attakapas, welche durch die Flintenschüsse der Gesandten in Furcht gesetzt worden, unterstanden sich nicht, sich zu wider-

widersetzen, und die Wittwe, welche den Herrn von Belle-Isle adoptirt hatte, zerfloß in Thränen. Auf diese Art wurde dieser Officier aus seiner Gefangenschaft befreyet, welche sonst vielleicht so lange als sein Leben gedauert hätte.

Der Wilde, welcher den Herrn von Belle-Isle zurück gebracht hatte, war so stolz auf diese Verrichtung, als Ferdinand Cortez, als er den letzten Kayser von Mexico Motezuma überwunden. Als sie bey den Natchitoches ankamen, so fanden sie den M. de St. Denis nicht mehr, dieser war nach Biloxis, wo damals das Hauptquartier war, abgereiset.

Biloxis war zu der Zeit die Hauptstadt in Louisiana, denn Neuorleans war noch nicht erbauet.

M. d'Orvilliers, der in Abwesenheit des M. de St. Denis das Kommando führte, schickte den Herrn von Belle-Isle mit seiner Bedeckung von Wilden an den Herrn von Bienville, welcher damals Gouverneur von Louisiana war. Dieser empfing ihn mit offenen Armen, und belohnte seine Befreyer reichlich. Bey seiner Ankunft drang sich ein jeder zu ihm, um ihm wegen seiner Befreyung aus der elenden Sclaverey, Glück zu wünschen und M. de Bienville gab ihm ein Kleid.

Dieser Officier ist hernach dem Gouverneur, durch die Kenntniß, die er sich von den Sitten

der

der Attakapas erworben, sehr nützlich gewesen. Diese Nation ist die einzige in Neumexico, die sich die Spanier niemals haben können unterwürfig machen.

M. de Bienville schickte ein Geschenk an die Attakapas, und ein besonderes an die Wittwe, welche den M. de Belle-Isle, adoptirt und beschützt hatte.

Diese Völker, die eine solche Freygebigkeit unsers Gouverneurs, nicht vermuthet hatten, schickten Gesandten an ihn, um ihre Danksagung abzustatten, und ein Bündniß mit den Franzosen zu schliessen (1). Bey dieser Gesandtschaft war die gewesene Patronin des Herrn von Belle-Isle in Person. Seit der Zeit hat diese Nation in beständigem guten Vernehmen mit den

(1) Das Oberhaupt der Gesandtschaft hielt folgende Rede an den Herrn von Bienville, die M. de Belle-Isle verdolmetschte: „Mein Vater, der Weisse, welchen du hier siehest, ist dein Fleisch und Blut: er war mit uns durch die Annahme an Kindesstatt vereinigt. Seine Brüder sind Hungers gestorben: wenn sie vorher von meiner Nation wären gefunden worden, so lebten sie vielleicht noch, und wir würden ihnen eben wie diesem begegnet haben.“ Die Gastfreyheit welche die Attakapas gegen den M. de Belle-Isle ausgeübt, beweißt, daß ihre Grausamkeit nur ein Fehler ihrer Erziehung ist, und daß sie die Natur nicht ohne menschliches Gefühl erschaffen hat.

den Franzosen gelebt, und diese haben ihr die barbarische Gewohnheit Menschenfleisch zu essen abgewöhnt.

„Die groben Bewohner dieser entfernten „Gegenden, legen, in der Schule der Mensch„heit und der Künste, durch unsre Sitten und „Beyspiele unterrichtet, die Rauhigkeit ihrer „wilden Gewohnheiten ab. Ihr einfältiges „Herz verehret in seiner Wildheit die weise Au„torität des wolthätigen Franzosen, und dieser „liebt sie als Bürger, und herrschet über sie „wie ein Vater.“ M. Thomas.

Als die Attakapas nach Neuorleans kamen, so wurden sie, wegen gütiger Begegnung gegen M. Belle-Isle, von allen Franzosen liebreich aufgenommen: denn, ohne ihre Hülfe würde er eben so elend umgekommen seyn wie seine Kammeraden.

M. de Bienville machte sich zuweilen das Vergnügen und ließ sich von diesen Menschenfressern allerley Handlungen durch ihre Bewegungen vorstellen, worin sie sehr geschickt sind, und M. Belle-Isle der diese Kunst bey ihnen gelernt hatte, muste es ihm erklären. Die Attakapas führen Bogen und sehr grosse Pfeile, und bauen das indianische Korn Mahis wie die übrigen Völker im nördlichen Amerika. Dieser Theil von Amerika ist so weitläuftig, daß man bisher so wenig seine Gränzen, als alle die Nationen,

tionen, die es bewohnen, hat können kennen lernen.

Im Jahr 1759 nahm sich M. Marigini de Mandeville ein Officier von Distinction, mit Bewilligung des Gouverneurs von Louisiana, vor: neue Entdeckungen, gegen die Insel Barataria, deren Lage wir nur noch sehr unvollkommen kennen, zu machen, und in dieser Absicht arbeitete er an einer Generalcharte von der ganzen Colonie. Dieser Officier hat diese Entdeckungen der unbekannten Länder, auf seine eigene Kosten, mit einem unermüdeten Eiffer, welcher einen guten Bürger caracterisirt, unternommen.

Ich habe mich in meinen vorigen Briefen bemühet, Ihnen einen Abriß von der Geschichte dieses Landes, von seiner Entdeckung bis hierher, zu geben, und Ihnen einen Begriff von seiner Lage, seiner Handlung, und von allem was mir lehrreich und unterhaltend geschienen, zu machen, und ich glaube, daß ich nichts hauptsächliches ausgelassen habe. Ich will nunmehro unsern Briefwechsel mit einigen Anmerkungen über die Naturgeschichte dieser Colonie, beschliessen, weil Sie aus den Beschreibungen, die man davon hat, wenig Unterricht werden geschöpft haben.

Ich

(1) Man sehe die Memoire dieses Officiers, die bey Guillaume Despres 1765 in Paris herausgekommen sind.

Ich muß Ihnen also erstlich melden, daß alle Früchte die man aus Europa in dis Land gebracht, hier sehr gut fort kommen. M. Fazende einer der obersten Räthe von Louisiana hat aus Provenze einen Feigenbaum hierher bringen lassen, welcher hier unvergleiche Feigen trägt. Da sich der Feigenbaum durch Ableger fortpflanzt, so ist dieser einzige Baum eine Baumschule für die ganze Colonie. Unter den Früchten dieses Landes ist eine, die Raquette genannt wird, sie hat die Gestalt und den Geschmack, einer kleinen in Weineßig eingemachten Gurke. Diese Frucht, welche sehr erfrischend ist, findet sich häufig um Mobile.

Die Pioquemine ist eine Art von Mispel, welche die Wilden Ougonsle nennen. Diese Frucht ist nicht grösser als die europäische Mispel, sie ist roth und gelb wie die Apricose, adstringirt sehr, und ist ein Universalmittel wider die rothe Ruhr und den Durchfall. Die Wilden backen Brod daraus, in Gestalt unsrer Pfefferkuchen, und trocknen es zum Proviant auf ihre lange Reisen (1).

Die

(1) Die Pioquemine hat auch noch eine andere Tugend, man stößt ihre Kerne zu Pulver, gießt 24 Stunden frisch Wasser darauf, und schlägt es hernach durch Leinwand. Dis Wasser wird in einer Bouteille aufgehoben, und ist ein Mittel wider den Stein; wenn es nüchtern getrunken wird.

Die Jasmine hat die Gestalt und die Farbe einer Limonie, und schmeckt wie eine Bananas-Feige. Von ihren Kernen, die wie Bohnen aussehen, sterben die Schweine.

Es wachsen hier viel Orangen- und Pfirschenbäume, und diese Früchte sind in der Colonie so häufig, daß sie unter den Bäumen verfaulen.

Es giebt hier Aepfel- und Pflaumenbäume, und ganze Wälder von schwarzen und weissen Nußbämen. Die Nüsse sind wie in Europa, theils klein und gut zu essen, theils so dick wie eine Faust, welche bitter sind und eine sehr harte und dicke Schale haben. Der Pacamer trägt Nüsse, die länglicht wie die Mandeln, und sehr wohlschmeckend sind, hieraus machen die Wilden ein Oehl, und fetten ihr Sagamite damit.

Die Vorsehung des Schöpfers, hat in diesem Lande eine unendliche Menge von fruchtbaren Bäumen hervorgebracht, und man findet hier viele tausend Arten Thiere, die in der alten Welt unbekannt sind, und davon die Alten nichts gewußt haben.

Es giebt hier rothe und weisse Lorbeerbäume, der letzte trägt eine weisse Blume, er treibt ungemein viel Aeste und würde in Europa eine besondere Zierde der königlichen Gärten seyn: die Wilden nennen ihn den Baum des Friedens.

An

An den Ufern der Flüsse wachsen auch Weinstöcke, die sich so hoch an den Bäumen heraufschlingen, daß man im Lande der Illinois oft von einem Weinstocke ein grosses Faß Wein erhält. Der Weinstock kommt hier ohne Wartung fort, aber der Wein ist sauer. In den Wäldern sind viel Maulbeerbäume die sehr süsse Beeren tragen, es wachsen auch welche auf niedrigen Stauden, daraus macht man Gelee.

Der Sevier ist ein dornigter Baum, daran die Dörner 6 Zoll lang sind: sein Holz ist so hart, daß oftmals die Aexte darauf zerspringen. Die Indianer machen aus diesem Holze, durch Hülfe des Feuers Mörser, darin sie ihr Mahis zu Mehl stossen. Der Baum trägt Hülsen, die einen Fuß lang, und dem Mutterzimmet ähnlich sind, die Frucht, welche darin steckt, ist kleberich wie Gummi, und besteht aus vielen Körnern, die wie Bohnen aussehen. Diese Frucht ist ein unvergleichlich Reinigungsmittel, und dazu bedienen sich ihrer auch die Wilden.

In den Wäldern findet man einen sehr dicken Baum, welcher Harz und Schiffpheer ausschwitzt, und aus vielen Bäumen quillt ein Gummi hervor, welches unserm Therebint ähnlich ist.

Es wächst hier auch eine Staude, die Cirier genannt wird, und unserm Oehlbaum beynahe gleichkommt. Diese Staude trägt kleine

Körner wie Wacholderbeeren, diese werden in Wasser ausgekocht, und man macht ein Wachs daraus zu Lichtern: sie haben eine schöne grüne Farbe, und einen aromatischen Geruch. Herr Alexander, ein Chymicus und Wundarzt, hat ihre Eigenschaften zuerst untersucht.

Die Akademie hat ihm, in Betracht dieser nützlichen Entdeckung eine Pension ertheilt. Er hat auch das Geheimniß erfunden, den daraus gekochten Wachs, eben so wie den Bienenwachs in Europa zu bleichen.

Seit dem ich in Louisiana bin, hat man von St. Domingo Zuckerrohrpflanzen dahin kommen lassen, um Plantagen davon anzulegen, und M. Dubreuil, der die Bürgermiliz kommandirt, hat zu Neuorleans die erste Zuckermühle bauen lassen.

Der Zucker wird wie bekannt, aus dem Safte eines Rohrs gekocht, welches sich durch Ableger fortpflanzen läßt. Die Pflanze wächst, wenn sie in einen fetten Boden kommt, sehr hoch und dick, das Rohr bekommt in kleinen Entfernungen Knoten. Wenn es reif ist, welches man daran siehet, wenn es gelb wird, so wird es über dem ersten Knoten mit einer Sichel abgeschnitten, denn da fängt der Saft an, die Blätter werden abgestreift, und das Rohr wird in Bündel zusammen gebunden: hernach

bringt

bringt man es in die Mühle, wo es zwischen zwey mit Eisen beschlagenen Walzen ausgepreßt wird. Ein Neger steckt das Rohr zwischen die beyden Walzen, welche allen Saft rein heraus pressen. Der Saft fließt in einen grossen Trog, aus dem er durch bleyerne Röhren in ein besonderes Reservoir, und aus diesem in die grossen Kessel, darin man ihn siedet, geleitet wird. Wenn der Saft genug gekocht hat, so füllet man ihn in andere Kessel, und läßt ihn, unter beständigem Rühren, so lange sieden, bis er steif genug ist. Alsdenn gießt man ihn in irdene Formen, darin er gebleicht wird, und legt Töpfererde auf die Oefnung, welche verhindert, daß er nicht eher trocken werde, bis sich der Syrup davon abgesondert.

Aus dem Zuckerschaume wird ein Liqueur, wie der Brantwein in Europa gebrandt, den man Faffia oder Guilledire nennt. Die Europäer brauchen ihn, Wunden damit zu heilen, und ziehen ihn dazu dem europäischen Brantwein vor. Hieraus wird auch der Rum gemacht, dessen man sich statt des Weingeistes bedient, die gebrannten Wasser zu machen, welche man die Barbadische nennt.

Im Lande der Illinois wächst eine kleine Staude ungefähr 3 Fuß hoch, diese trägt eine Frucht, die den Geschmack wie unsere Citronen hat, in den Wäldern wachsen Castanien und Haselnüsse, wie in Frankreich.

In Louisiana wachsen auch sehr gute Simplicia als Gentian, davon die Wurzel ein unvergleichliches Mittel wider die Brustbeschwerung ist. Jalappa, Rhabarbar, Schlangenkraut und Johannniskraut, daraus ein unvergleichlicher Heilungsbalsam gemacht wird. Die Wilden Aerzte oder Zauberer bereiten diesen Balsam auf folgende Art. Sie legen die Blume in ein irdenes Gefäß und Bärenfett darauf, decken das Gefäß wohl zu und setzen es in die Sonne, durch die Sonnenhitze erhält das Oehl eine rothe Farbe und einen angenehmen Geruch, und es heilet und reiniget alle Arten von Wunden. Es giebt hier auch Pflanzen, die als ein Gegengift können gebraucht werden, sie sind aber nur wenig Menschen bekannt.

Es wachsen hier auch viele Blutreinigende Kräuter, deren Eigenschaften die Wilden sehr wohl können.

Man findet hier ganze Wälder von Sassafrasholz, welches in der Medicin und in der Färberey gebraucht wird. Hier wächst auch der Baum Copa dessen Gummi ein eben so unvergleichlicher Balsam, wie der aus Peru, ist. Die Thiere welche auf der Jagd verwundet worden, heilen sich selbst, indem sie sich an den Bäumen, daraus dieser wohlriechende Balsam gefloſſen, reiben.

Die Wilden ziehen in ihren Plantagen Coloquinten, und Kürbisse, daraus sie einen Brust-

Syrup

Syrup machen, sie bereiten auch den Syrup capillaire, und haben die Caßine, welche ein unvergleichlich Urin treibendes Mittel ist. Wenn man eine starke Dosin davon nimmt, so erregt sie Zittern, welches sich aber bald wieder leget. Die Allibamons nennen den Trank davon, den Trank der Stärke, und die Amerikaner überhaupt schätzen ihre Simplicia höher als alles Gold aus Mexico und Peru.

Man findet in Louisiana viele Arten besonderer Thiere die in Europa gänzlich unbekannt sind. Der wilde Ochs ist hier sehr stark und groß, und für die Franzosen und Wilden ein sehr nützliches Thier, denn das Fleisch davon wird theils frisch, theils gedörrt oder eingesalzen gegessen und aus der Haut werden Decken gemacht. Dis Thier trägt eine sehr feine Wolle, daraus werden Matratzen, und aus seinem Talch Lichter gemacht, und die Sehnen brauchen die Wilden an ihren Bogen. Aus den Hörnern machen sie sich Micouenes oder Löffel, damit sie ihr Sagamite essen, und Pulverhörner zur Jagd.

Der wilde Ochs hat auf dem Rücken einen Höcker wie das Kameel; am Kopfe hat er lange Haare wie ein Bock, und auf dem Leibe Wolle wie Schafe, woraus die Weiber der Wilden Garn spinnen.

Nach der Quelle des Flusses Missouris zu, findet man alle Arten von Rothwildpret, und die

wilden Ziegen und Gemse sind in einigen Gegenden sehr häufig. Diese Thiere sind sehr lebhaft und geschwind, sie sind nicht so groß wie unsre Ziegen und die Weibgen haben Hörner mit zwey Zacken. Die Franzosen welche davon gegessen haben, haben mich versichert, das Fleisch von den jungen Böcken sey so wohlschmeckend wie das Fleisch von einem Hammel aus Briançon. Die Wilden in diesen Gegenden schiessen diese Thiere, weil sie unser Schießgewehr nicht haben, mit Pfeilen, wenn sie in den gebirgigten Gegenden weiden, und erhaschen sie, wenn sie verwundet sind, sehr leicht.

Auch haben mir die Jäger versichert, daß sich in den Wäldern eine Art Adler findet, die, wegen ihrer ungemeinen Grösse die Königlichen genannt werden. Ich muß Ihnen hier doch auch erzählen, wie die Wilden diese Thiere, welche unter ihnen, wegen ihrer Federn, sehr hoch gehalten werden, jagen; denn mit den Adlers-Federn zieren die nordischen Nationen ihre Friedens-Pfeiffe, und nennen sie die Federn der Tapferkeit.

Diese Jagd ist, weil sie weniger beschwerlich ist, den alten Kriegern aufbehalten. Zuerst sucht der Alte, welcher eine solche Jagd anstellen will, einen Ort aus, wo sich diese Vögel am häufigsten aufhalten, und bringt Fleisch, Schlangen und Eingeweide von Thieren

ren, dahin, und befestigt diese Lockspeise an einen Pfahl. Der erste Adler, der dahin kömmt, frißt davon und lockt andere dahin, die sich um die Beute zanken. Hernach gräbt sich der Jäger in der Nähe ein Loch in den Berg und verdeckt den Eingang dazu mit Bündeln und Baumreisern, an welche seine Aesung bevestigt wird. Wenn sich alsdenn der Adler beynahe satt davon gefressen hat, so steckt er seine Hand, über die er einen kleinen ledernen Beutel gezogen, durch die Reiser durch, faßt ihn bey den Klauen, wirft seine wilde Ochsenhaut über ihn her, und tödtet ihn. Wenn er so glücklich ist fünf oder sechs davon zu fangen, so hat er eine gute Jagd gemacht, denn diese Adlersfedern sind in dem ganzen nördlichen Amerika eine angenehme Waare. Diese Jagd ist für die Alten sehr wenig beschwerlich, denn ihre Kinder bringen ihnen die Lockspeisen, und die Weiber das Essen. Man siehet hier auch Hasen und weisse Bären, die eine sehr feine Haut haben. Die Tiger in Louisiana sind nicht fleckigt, wie die in Afrika und dem mittägigen Amerika. Sie fangen die wilden Ziegen, wie die Katzen die Mäuse. Die Tigerkatzen tödten die wilden Ochsen auf folgende Art: Sie lauren auf einem Baume an den schmalen Wegen, durch welche die Ochsen nach dem Flusse gehen, springen ihnen auf den Hals, und beissen ihnen die Adern ab. Bey diesem Angriffe kann sich das Thier mit seinen Hörnern nicht wehren.

Die indianische oder Holzratte ist so groß wie eine europäische Katze, sie hat einen Kopf, wie ein Fuchs, Pfoten wie ein Affe, und weiter nichts ähnliches mit der Ratte, als den Schwanz. Dis Thier hat viel besonderes: ich habe ein Weibgen geschossen, welches sieben Junge hatte, die der Mutter an die Zitzen angewachsen waren, woran sie so lange sitzen, bis sie laufen können, hernach fallen sie in eine Art von Beutel, den die Mutter unter dem Bauche hat. Die Jungen die ich fand, waren damals so groß wie junge Mäuse. Dieser Beutel den die Natur der Mutter gegeben hat, ist mit Haaren bewachsen, und dient den Jungen zur Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und die Mutter trägt sie darin weg. Das Fleisch von diesem Thiere schmeckt wie das von einem Spanferkel, seine Haare sind weislicht, und so weich wie Castorhaare. Diese so genannte Ratte lebt in den Wäldern von Castanien, Eicheln, Buch- und andern Nüssen. Ich habe auf meinen Reisen oft davon gegessen, das Fett davon ist ungemein weiß und fein, und es wird daraus eine gute Salbe zur Heilung der Hemorroiden gemacht.

Es findet sich hier noch ein anderes Thier, welches die Holzkatze genannt wird: es ist so groß wie ein europäischer Fuchs; und hat nichts von der gewöhnlichen Katze, wie den Schwantz. Dis Thier, welches wie ein Murmel-

melthier aussieht, ist sehr begierig nach Austern, es wird so zahm wie ein Hund, leckt und caressirt seinen Herren und läuft ihm nach: was man ihm vorwirft, faßt es mit den Pfoten wie ein Affe. Meiner Meinung nach sind dis die stummen Hunde, welche die Spanier bey Entdeckung der Antillen fanden.

Es giebt in Louisiana 4 Arten Eichhörnchen, grosse von rother, schwarzer und grauer Farbe, und kleine, die nicht gröſſer sind als eine kleine Ratte, diese letzten werden fliegende genannt, weil sie zwischen den 4 Füssen eine Haut haben, die sie ausspannen, wenn sie von einem Baume auf den andern springen.

Da mir von einigen Franzosen und Wilden gesagt worden, die Schlange besässe die Kraft das Eichhörnchen zu bezaubern, so war ich begierig dis mit meinen eigenen Augen zu sehen, und ich muß Ihnen meine Beobachtung mittheilen. Als ich eines Tages im Lande der Illinois in einem Walde jagte, wo viel Nüsse waren die eine besondere Lockspeise für diese Thiere sind, so hörte ich; daß ein Eichhörnchen auf einem Baume sehr erbärmlich schrie, und sehr in Furcht zu seyn schien. Ich wuste anfänglich nicht was diesem Thiere fehlte, bis ich eine Schlange entdeckte die mit aufgehobenem Kopfe an einem Aste des Baumes hieng, und auf ihre Beute laurete. Das unglückliche Eichhörnchen fiel

endlich, nachdem es lange von einem Aste auf den andern gesprungen, der Schlange in den Rachen, die es verschlang.

Ohne mich in eine physikalische Erklärung einzulassen, geht, meiner Meinung nach, die Bezauberung folgender Gestalt zu. Die Antipathie des Eichhörnchens gegen die Schlange macht, daß es glaubt, wenn es die Schlange, so unbeweglich an einem Aste des Baumes hängen siehet, sein Feind sey todt, und es springt für Freuden so lange von einem Aste auf den andern, bis es der Schlange so nahe kommt, daß sie es erhascht und verschlingt. Verschiedene Autores behaupten, die Schlange habe eine anziehende Kraft.

Die Schlange ist ungemein fürsichtig; ich habe welche gefunden, die sich gar nicht bewegten, wenn sie merkten, daß ich nach ihnen sahe um mir glauben zu machen, sie wären nicht da, so bald ich mich aber nach einem Steine oder Stocke um sahe, so waren sie im Augenblick fort, und ich fand sie nicht wieder. In den wüsten Gegenden, durch die ich gereiset, und darin man diese Thiere häufig findet, ist mir dis oftmals begegnet.

Es giebt hier viele Arten von diesen Thieren, die merkwürdigsten sind die so genannten Glockenschlangen. Diese haben drey oder vier runde Knochen am Ende des Schwanzes, wenn sie sich bewegen, so stossen diese an einander und geben

geben einen Ton von sich wie der Schall einer Kinderklapper. Die wilden Weiber machen ein Pulver aus dieser Schlange, und nehmen es ein wenn sie schwanger sind: indem sie glauben, dis vermindere die Geburtsschmerzen. Aus dem Fette der Glockenschlange wird eine unvergleichliche Salbe gemacht, die die Flüsse vertreibt, sie dringt bis auf den Knochen ein, wenn sie in die Gelenke eingerieben wird.

Man glaubt daß die Anzahl der Ringe im Schwanze, das Alter der Schlangen anzeige. Ich habe einige gesehen, die so groß waren, daß sie eine junge Ziege auf einmal auffressen konnten.

Es giebt noch eine andere Art Schlangen, die man Fouetteurs nennet, sie sind unter dem Bauche roth, und schwarz auf dem Rücken, und oft 20 Fuß lang. Wenn sie einen Menschen in einem Flusse antreffen; so wikeln sie sich um ihn herum und erstücken ihn.

Die Schlange welche man den Pfeiffer nennt, ist nicht völlig 2 Fuß lang, aber um desto gefährlicher, weil man sie nicht leicht siehet. Die Wilden und Negern werden oft von ihnen gebissen, in dem sie darauf treten. Diese Schlange hat einen grossen Rachen und macht ein gräuliches Gezisch, wenn sie gereitzt wird, davon haben ihr die Wilden den Namen Hohovy, das bedeutet Pfeiffer, gegeben. Auf

meiner

meiner Reise nach Tombeckbe biß ein solcher Pfeiffer, der unter dem Laube versteckt lag, einen Soldaten von meinem Detaschement, welcher der Schlange auf den Schwanz trat. Der Soldat war barfuß, und die Schlange hatte ihn in der Wuth den grossen Zehe so fest gefaßt, daß sie gar nicht wieder loß lassen wollte. Ich war sehr bekümmert, diesen Unglücklichen, der mein Dolmetscher war, umkommen zu sehen, und nahm meine Zuflucht zu einem wilden Arzte, welcher von ohngefähr an diesem Orte war.

Dieser nahm ein Pulver aus einer kleinen Büchse, und blies es der Schlange mit einem Rohre auf den Kopf, welche so gleich davon starb. Hernach legte er ein anderes Pulver auf die Wunde, welches dem Gifte seine Wirkung benahm und gab dem Soldaten etwas davon mit Wasser ein, der hernach von diesem Bisse nichts weiter empfunden hat. Ich bezahlte diesen Zauberer reichlich, und hätte ihm sein Geheimniß gern abgelernt, aber er fand nicht für gut mir es zu lehren, und fieng an gegen mich zu pralen, der Herr des Lebens habe es ihm ganz allein anvertrauet.

An einigen Stellen des Flusses St. Louis oder Miß-ißippi giebt es sehr grosse und lange Crocodile, diese Thiere sind so begierig nach Fleische, daß sie einen Menschen, den sie am Ufer schlafend finden, in den Fluß ziehen und auf-

auffressen, ungeachtet sie sonst sehr furchtsam sind, und gleich weglaufen, wenn man auf sie losgeht. Weil man ihnen leicht entwischen kann, so erhaschen sie selten einen Menschen, aber im Wasser sind sie sehr furchtbar und verfolgen diejenigen, welche vor ihnen fliehen. Das Crocodil ist das schrecklichste Thier in der ganzen Natur, und ich kann nicht ohne Grausen an dasjenige denken, welches mich einstmals in den Fluß Tombeckbe hereinschleppen wollte. Ich glaubte damals den Teufel aus der Hölle zu sehen, und ich glaube, man könnte den bösen Geist am besten unter dieser scheußlichen Gestalt fürstellen. Sein Rücken ist mit undurchdringlichen Schuppen, beynahe wie Austerschalen, bedeckt, die den Flintenkugeln widerstehen, und sie sind schwer zu verwunden, ausser in den Augen.

In dem rothen Flusse, darin sie sehr häufig sind, liegen sie während des Frosts ganz erstarret im Schlamme, ohne sich im geringsten zu bewegen, und in ihren aufgesperrten Rachen gehen die Fische herein wie in einen Fischkorb. In dieser Zeit machen sich die Wilden über sie her, und schlagen sie, theils zum Vergnügen, mit Aexten todt.

Hier sind auch Frösche von einer ausserordentlichen Grösse, deren Gequacke noch lauter ist, wie das Gebrüll eines Ochsen. Auf mei-

ner

ner Reise von Mobile nach Neuorleans habe ich auf der Insel la Corne eine versteinerte Muschel gefunden, welche die Wilden Naninathele, das ist Seespinne nennen. Sie war mit einem Firniß überzogen, der weit schöner und glänzender als der chinesische war: die Augen waren versteinert, und so hart wie Diamanten. Diese Muschel hat die Gestalt und Grösse eines umgekehrten Barbierbeckens, und einen 6 Zoll langen und ungemein spitzigen Schwanz, davon der Stich gefährlich ist.

In den gebirgigten Ländern giebt es Fischottern und Biber: die Wilden behaupten, diese letzten wären faule Thiere, welche die Biber in Canada weggejagt, weil sie an der Erbauung ihrer Wohnungen nicht hätten mit arbeiten wollen. Diese Thiere bauen ihre Wohnungen, und errichten Dämme, um die Flüsse abzuhalten, mit vieler Geschicklichkeit und Fleisse.

Der Karancro ein Raubvogel, ist von der Grösse eines welschen Hahns, und das allergefräßigste Thier das bekannt ist. Es folgt den Jägern und den Convoyen auf ihren Reisen. Man siehet diese Vögel in grossen Hauffen, wie bey uns die Raben, auflauren, bis das Lager abgebrochen, alsdenn fressen sie auf was liegen geblieben, und folgen hernach wieder dem Zuge.

Sie fressen auch die todten menschlichen Körper auf. Sie haben schwarze Federn, und

die

die Pflaumfedern unter ihren Flügeln, stillen das Blut.

Der Flamand ist von eben der Grösse. Seine Federn sind an den Enden schwarz, und auf dem Rücken weiß, unter dem Bauche ist er Feuerroth.

Die Staaren sind hier von zweyerley Art, die kleinsten sind so groß wie die in Europa. Sie sind hier so häufig, daß man hundert auf einen Schuß schiessen kann, und schmecken sehr gut: die Einwohner müssen ihre Korn- und Reißfelder hüten lassen, sonst fressen sie diese Vögel ganz ab. Sie sind pechschwarz, und aus ihren Federn, welche sehr schön und an den Spitzen hochroth sind, werden Federmüffe und Garnituren auf die Damen-Kleider gemacht.

Die Pappageyen sind hier häufig, und in dem Lande der Mißouris findet man Aelstern, die nur durch die Federn von den europäischen unterschieden sind, welche bey ihnen schwarz und weiß schattirt sind. Die Wilden machen Federbüsche für ihre Pferde daraus.

Die Natur, welche sich hier ohne Verschönerung so zeigt, wie sie aus der Hand des Schöpfers gekommen, giebt dem Auge ein unvergleichliches Schauspiel. Das Ohr der Reisenden wird durch den wilden Gesang der Vögel, fürnehmlich derjenigen, die man hier Spötternens-

nennet, vergnügt. Diese letzten sind gern in der Gesellschaft der Menschen, und man sollte fast glauben, sie wären geschaffen die Reisenden zu vergnügen, und ihnen die Beschwerlichkeiten der Reise zu versüssen. Denn sobald dieser Vogel einen Reisenden ansichtig wird, so fliegt er nahe zu ihm hin und fängt an zu singen, und folgt ihm von einem Baume zum andern. Er ahmet aller Vögel Gesang nach, und mauet wie die wilden Katzen: er kömmt auch in die Städte, und wenn er Musik hört, so ist er wie bezaubert und singt mit ein. Der Grösse nach gleicht er einem Staar und ist von schieferblauer Farbe, wenn er jung gefangen wird, so kann man ihn leicht zahm machen.

Der Vogel, den man hier Papst nennt, hat einen blauen Kreis um den Kopf, unter dem Halse ist er hochroth, und auf dem Rücken grün mit einer goldnen Einfassung: er ist so groß wie ein Zeisig.

Der Cardinal ist ganz roth, und schwarz unter dem Halse: auf dem Kopfe hat er einen Federbusch. Dis ist eine Art Sperling mit einem rothen und starken Schnabel; er hält sich gern bey Menschen auf, ist so groß wie eine Lerche, und singt im Sommer wie eine Amsel.

Der Bischof ist blau und violet, und so groß wie ein Hänfling.

Der

Der Stieglitz ist ganz gelb, und hat schwarze Spitzen an den Flügeln.

Hier ist auch ein Vogel der der Harlequin genannt wird, weil er buntscheckigt ist: einen andern nennen die Franzosen den Schweitzer, weil er roth und blau aussieht: diese letzten sind Zugvögel, und man siehet sie nur im Sommer im Lande der Illinois.

Hier findet man auch einen Käfer der so groß ist wie bey uns die Maykäfer, er hat sehr lebendige Farben und ist changeant, er saugt seine Nahrung aus den Blumen, wie die Bienen, sein Nest, welches aus einer feinen Baumwolle besteht, hängt er an den Ast eines Baumes.

Es giebt hier noch eine Menge unbekannter Vögel, deren Beschreibung zu weitläuftig fallen würde.

Man findet hier Pappillons von unvergleichlicher Schönheit: unter andern hatte ich zwey auf meinen Reisen gefunden welche mir die Motten aufgefressen haben: diese waren ganz ausserordentlich schön, und es schien als wenn der Schöpfer alle schöne Farben auf ihren Flügeln aus gebreitet hätte.

Diese Pappillons hatte vermutlich ein Windstoß in das Land der Akannas geführet, denn in einer Strecke von mehr als 1000

Meilen, die ich durch reiset bin, habe ich keine von ihrer Art wieder angetroffen. Ich hatte den Wilden von der Nation der Osages aufgetragen, welche nahe bey den Minen von St. Barbe wohnen, mir einige von diesen Pappillons zu schaffen: sie sagten mir aber, die Völker in dem Lande wo man diese Pappillons fände, wären sehr grausam und hätten beynahe nichts menschliches als die Gestalt.

Es giebt hier Enten von verschiedener Art. Die besondersten sind die, welche man Baumenten nennet, sie sitzen auf den Bäumen, und haben an ihren platten Füssen noch Klauen, womit sie sich halten. Sie bauen auf die Bäume deren Aeste über die Seen oder Flüsse hängen, und so bald ihre Jungen ausgebracht sind, so schiessen sie ins Wasser. Ihre Federn sind mit den schönsten Farben schattirt, und das Männchen hat einen Federbusch auf dem Kopfe. Sie sind gut zu essen und nähren sich in den Wäldern von Eicheln und Buchnüssen. An den Ufern der Flüsse hält sich ein Vogel auf, welcher Aigrette genannt wird, weil aus seinen Federn Aigretten fürs Frauenzimmer gemacht werden, er ist ausserordentlich weiß.

Der Pelikan, den die Eingebohrnen den Großkröpfigten nennen, weil er einen Beutel unter dem Halse hat, ist so weiß und so groß, wie bey uns ein Schwan, sein Schnabel ist ohngefähr 12 Zolle lang, aus seiner Haut werden

den Müffe gemacht, und das Fett dient den Indigo zusammen zu leimen. Die Masse des Indigo wird aus einer Pflanze zubereitet, dazu der Saame aus Ostindien kommet.

Der Vogel den man den Spatel nennet, hat einen Schnabel wie ein Spatel. Ein anderer Vogel heißt die Lanzette, weil er einen Schnabel wie eine Lanzette hat. Ich könnte von dieser Materie ganze Bände schreiben: ich überlasse dieses aber den Hrn. von Buffon und Dobenton die dieses weitläuftige Geschäft übernommen haben, und wünsche nur daß Sie mit dieser kurzen Beschreibung mögen zufrieden seyn. Ich bin mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 1sten Jun. 1762.

N. S. Ehe ich meinen Brief schliesse muß ich Ihnen noch zwey köstliche Pflanzen beschreiben die in Louisiana wachsen, die eine ist der Indigo und die andere die Staude darauf die Baumwolle wächst.

Der Indigo ist ein Gewächs welches dem europäischen Ginste gleicht, es giebt hier welchen der in Louisiana zu Hause ist und er wächst gewöhnlich auf bergigten Gegenden nahe an Wäldern. Der welchen man hier bauet, kommt von den Inseln. Man hat im Jahre zwey Erndten davon.

Wenn die Pflanze, welche drittehalb Fuß hoch wächst, reif ist, so schneidet man sie ab und trägt sie unter einen 20 Fuß lang dazu erbaueten Schuppen. Hier setzt man drey Fässer über einander und zwar so, daß das Wasser aus dem einen in das andere läuft. In die oberste legt man die Blätter der Pflanze in genugsames Wasser und läßt sie darinn faul werden. Der Vorsteher der Fabrique untersucht den Indigo von Zeit zu Zeit, und wenn er findet daß es Zeit ist, so öfnet er den Hanen, und läßt das Wasser in das zweite Faß laufen. Der Zeitpunct hierzu muß wohl in Acht genommen werden, denn wenn die Pflanze zu lange im Wasser liegt, so wird der Indigo schwarz.

Wenn das Wasser alle ins zweite Faß gelaufen, so rührt man es so lange um, bis der Vorsteher ein Zeichen giebt. Die Erfahrung lehret hierinn wieder den rechten Zeitpunct treffen. Wenn das Wasser genugsam umgerührt ist, so läßt man es ruhen, und der Indigo setzt sich auf dem Boden des Fasses. Dem Wasser läßt man Zeit bis es klar wird, und zapft es nach und nach durch die verschiedenen Hanen deren einer immer über dem andern steht, ab.

Hernach thut man den Indigo in leinene Beutel, daß das Wasser, welches noch drinnen ist gänzlich abfließt, trocknet ihn auf Bret-

tern

tern und schlägt ihn in kleine viereckigte Stücken: er wird in Fässern nach Europa gebracht.

Um Saamen zu haben, läßt man so viel Pflanzen aufschiessen, als man nöthig hat. Die Pflanze treibt nach dem der Boden gut ist, sie erfodert leichtes Erdreich, und geräth wegen der Wärme in den Inseln besser als in Louisiana. Der Indigo von den Inseln ist auch der Güte nach besser.

Der Baumwollen-Baum, ist eine Staude wie der Rosenstock, sie breitet sich aber mehr aus. In fetten und schwerem Erdreich kommt sie nicht so gut fort wie in andern, und die Baumwolle aus Nieder-Louisiana ist schlechter wie die welche in den hohen Ländern gezogen wird.

Die Baumwolle, welche hier gezogen wird, ist von der weissen Siamesischen Art. Sie ist nicht so fein wie die sogenannte Seidenwolle, sie ist aber doch sehr weiß und gut. Die Blätter des Baumes sind hellgrün, und sehr dem Spinat ähnlich. Die Blume ist blaßgelb, und der Kern, der in der Hülse steckt, ist schwarzlänglicht, und von der Dicke einer kleinen Bohne. Man bauet die Baumwolle auf den Ländereyen welche zum Tabac und dem Indigo, welcher letztere vornemlich gutes Erdreich erfodert, noch nicht genugsam cultivirt sind.

Die Staude wird alle zwey Jahre nahe an der Erde abgehauen, weil man glaubt, daß sie darnach besser trage. Die Pistille der Blume verwandelt sich in eine zugespitzte Knospe, ohngefähr von der Dicke eines Taubeneyes: anfänglich ist sie grün, hernach wird sie braun und schwarz, und wird trocken, daß man sie zu Pulver reiben kann.

Wenn die Baumwolle reif ist, so treibt sie die Sonnenwärme auf, und die Knospe, welche sie einschließt, springt an vier oder fünf Enden mit einem kleinen Geräusch auf. Alsdenn ist man geschwind dahinter her und sammlet sie ein, damit sie nicht auf die Erde fällt, wovon sie verdirbt. Jeder Kopf enthält sechs bis sieben Körner, die so dick wie Erbsen sind. Diese Körner sind platt und rauh, und die Baumwolle sitzt darum her: aus dieser Ursach sind sie schwer von den Körnern loß zu machen, und diese Arbeit erfordert viel Zeit und Geduld, und es haben deswegen schon viele Einwohner von dem Baumwollenbau abgelassen.

Ich habe ihnen noch nichts vom Tabac gesagt: es ist sehr glaublich, daß er in diesen Ländern zu Hause ist: denn die Tradition der Wilden oder ihr altes Wort belehrt uns, daß sie sich von alten Zeiten her des Tabacs bedient haben, um aus der Friedens-Pfeiffe zu rauchen.

Ich

Ich will mit der Anmerkung schliessen, die man schon gemacht hat, und die man so lange wiederholen muß, bis jemand den Versuch macht, welchen sie vorschreibt. Das Clima und die hohen Länder von Louisiana machen es den Beobachtern wahrscheinlich, daß es nicht schwer seyn würde hier Saffran zu bauen: dis würde sehr nützlich für die Einwohner seyn, die Nachbarschaft von Mexico würde ihnen einen geschwinden Absatz verschaffen, und sie könnten grosse Vortheile davon ziehen.

XXI. Brief.

An eben denselben.

Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Daß dis Land den Alten nicht unbekannt gewesen. Wahrscheinlich hängt es mit der grossen Tartarey zusammen, und durch diesen Weg sind die Menschen die es bevölkert hineingekommen. Einige Vorschriften der Diät, die man in diesem Lande halten muß, wenn man gesund bleiben will.

Mein Herr!

Ich hoffe unverzüglich nach Frankreich über zu gehen, und ich ergreiffe diese Gelegenheit, Ihnen vor meiner Abreise nochmals zu

schreiben. Nachdem ich Ihnen eine Beschreibung von den Sitten, der Geschichte, und den Gewohnheiten der Völker die ich auf meinen Reisen angetroffen, gegeben habe: so glaube ich meine Erzählung nicht besser beschliessen zu können, als mit einigen Betrachtungen über die Bevölkerung dieses ungeheuer grossen Welttheiles. Aber diese Materie steckt in einer solchen Dunkelheit, daß niemand hoffen darf sie in unsern Tagen aufzuklären. Verschiedene Gelehrte haben versucht sie aufzuhellen, sie sind aber nicht glücklich darinn gewesen: die neuere Philosophie hat Vortheil davon zu ziehen gesucht, aber mit eben so wenigem Erfolg und ihre Meinungen und Raisonnements haben nicht einmal schwache Köpfe verleitet.

Wenn man die alten Schriftsteller mit Aufmerksamkeit liesel, so scheinet uns alles zu überführen, daß ihnen Amerika nicht gänzlich unbekannt gewesen sey. Diodorus von Sicilien scheinet davon an einem Orte sehr bestimmet zu reden. Der Pater Lafiteau hat diese Stelle angeführt und mit Anmerkungen erläutert. Die Phönizier, welche, nach der Erzählung dieses Autors, eine ansehnliche Handlung trieben, und verschiedene Pflanzstädte auf den Küsten des mittelländischen Meers angelegt hatten, wagten sich nicht mit über die Säulen des Herkules hinaus: Das weite und unbekannte Meer, welches sie entdeckten, wenn sie bey Gibraltar aus

der

der Meerenge kamen, jagte ihnen eine Furcht ein, die sie erst Stuffenweise überwanden, und einige beherzte Schiffer wagten sich nachher auf das Weltmeer, blieben aber immer an den Afrikanischen Küsten: ein heftiges Ungewitter, welches einige Tage anhielt trieb sie an eine sehr grosse Insel, die von der Küste gegen Abend sehr weit entfernt war. Bey ihrer Zurückkunft erzählten sie von ihren Entdeckungen, und verschönerten ihre Nachrichten mit alle den Lügen, die den Reisenden aller Länder und aller Zeiten so gewöhnlich sind. Als die Thyrrenier Herren zur See waren, so beschlossen sie eine Colonie nach diesem Lande zu schicken, aber die Carthaginenser widersetzten sich ihnen, aus Furcht ihre Landsleute möchten sich durch die vortheilhaften Erzählungen von diesem Lande verleiten lassen ihr Vaterland zu verlassen und sich dahin zu begeben; und sie sahen dis Land als eine Zuflucht für sich selbst an, wenn ihre Republic einmal zu Grunde gehen sollte.

Dieser Stelle aus dem Diodorus fügt der Pater Lassiteau eine andere aus dem Pausanias bey. Als sich dieser Schriftsteller erkundigte, ob es Satyrs gäbe; so erzählte ihm ein gewisser Euphemon aus Carien, als er auf einer See-Reise an das Ende des Oceans durch einen Sturm getrieben sey, so habe er viele Inseln gefunden die die Seeleute Satyrs Inseln genannt. Die Völker welche sie bewohnten, wären röthlich

und hätten Schwänze. Das erschrockene Schiffsvolk hätte gesucht diese Inseln zu vermeiden, aber die widrigen Winde hätten sie gezwungen am Ufer anzulanden. Die Wilden, wären darauf aufs Schiff gekommen, und die Schiffer hätten ihnen um sich von ihnen loßzukaufen, eine Frau geben müssen.

Die Anmerkung, welche der Pater Lafiteau zu dieser Stelle macht, werden Sie für richtig halten. „Die Beschreibung dieser Insulaner, sagt er, passet vollkommen auf die Caraiben, welche die Antillen bewohnten, aus denen sie größtentheils durch die Europäer in diesen letzten Zeiten vertrieben worden. Die Haut dieser Völker ist von Natur sehr röthlich, und dieses ist weniger eine Wirkung des Clima, als vielmehr der Einbildungskraft der Mütter, welche diese Farbe für schön halten, und sie deswegen auf ihre Leibesfrucht bringen (1).

„Sie

(1) Es wird vielleicht nicht jederman der Meinung des Jesuiten, von der Wirkung der Einbildungskraft der Mütter auf ihre Kinder, beytreten. Die Verschiedenheit der Farben der Menschen in verschiedenen Weltgegenden macht immer viel Schwierigkeit. Alles was man hier über geschrieben, hat diese Erscheinung nicht völlig erkläret, und es müssen viele Ursachen zusammen gekommen seyn, die aus anfänglich weissen Menschen schwarze, rothe, und gelbe gemacht haben.

„Sie ist aber bey ihnen auch künstlich: denn sie mahlen sich täglich mit rother Farbe, die ihnen statt der Schminke dient, und davon sie so roth aussehn wie Blut. Was die Vorstellung des Schiffsvolks betrift, so hatte ihnen die Furcht die Augen verblendet, daß sie angehängte Schwänze für natürliche ansahen, und deswegen die Einwohner für Satyrs hielten. Denn beynahe alle amerikanische Nationen tragen Schwänze zum Zierrath, fürnehmlich wenn sie in den Krieg gehn.“

Die Uebereinstimmung, welche man zwischen den Gebräuchen vieler Völker in Amerika mit denen, die bey einigen alten Völkern in der alten Welt üblich gewesen sind, findet, scheinet zu erweisen, daß die Alten die neue Welt gekannt, und es läßt sich daraus schliessen, daß die Einwohner aus der alten Welt nach Amerika gekommen. Denn wie sollte man diese Uebereinstimmung sonst erklären? Wie viel Aehnlichkeit ist nicht zwischen der Religion, den Sitten und der Gewohnheiten der Wilden und einiger Völker des Alterthums. Diese Uebereinstimmung wird immer die kühnen Systeme von der Bevölkerung der neuen Welt umstossen. Wenn es es eine Colonie von Völkern wäre, die der Sündfluth entgangen, deren Allgemeinheit man vergebens zu leugnen sucht, so würden sie nur solche Gebräuche, die vor der Sündfluth üblich gewesen, nach Amerika gebracht haben. Aber sind

die

die Gewohnheiten und Sitten der Völker, die nach dieser schrecklichen Strafe gelebt, wol denen ähnlich, die bey ihren Voreltern, welche das Wasser vertilget, gebräuchlich gewesen? Wir haben hiervon nicht Nachrichten genug, um Vergleichungen anstellen zu können. Und man kann denen, nichts entgegen setzen, welche sagen: daß die allmächtige Hand, welche in allen Theilen der Welt Pflanzen und Bäume hervorgebracht, auch Einwohner in diese Theile hat setzen können. Ein solcher Ausspruch ist kein Beweiß. Kein Mensch wird dem höchsten Wesen diese Macht absprechen: aber der Urheber aller Dinge hat uns selbst belehret, daß er es nicht habe so machen wollen, und daß er nur zwey menschliche Kreaturen erschaffen, von denen das ganze Geschlecht seinen Ursprung erhalten.

Die Schwierigkeit einen Weg auszufinden, den die Einwohner aus der alten Welt hätten nehmen können, ist der Grund, worauf die Schriftsteller alle diese Meinungen stützen. Eine genauere Kenntniß unserer Weltkugel würde vielleicht alle diese Schwierigkeiten heben. Es ist ist sehr wahrscheinlich daß Asien mit Amerika zusammenhängt: ich habe Ihnen hiervon schon etwas bey Gelegenheit der Elephantengerippe, die man in Amerika gefunden, gemeldet. Diese Meinung ist nicht neu: man ist vielmehr schon lange auf diese Vermuthung gerathen. „Man

hat

hat von verschiedenen Seiten, schreibt Lafiteau, nach Amerika kommen, und dis Land bevölkern können. Dis ist ausser Zweifel: denn von den Abendländern ist Amerika nicht sehr weit entfernt. Gegen Mitternacht ist Grönland, welches vielleicht mit der neuen Welt zusammenhängt, nicht weit von Lappland. Die asiatischen Länder gegen Jetso, hängen vermuthlich auch damit zusammen, oder wenn die Meerenge, die man da angiebt, auch bis an das tartarische Meer reichen sollte, so kann doch die Breite dieses Canals hier nicht groß seyn. Das Weltmeer, womit Amerika beynahe gänzlich umgeben, ist sowol im nördlichen, als im Südmeere mit Inseln besäet, und die Menschen können entweder zufällig oder durch Schiffbruch von einer Insel zur andern, und endlich bis ans feste Land gekommen seyn."

Dieser Schriftsteller führt verschiedene Gründe an, um zu beweisen, daß das nördliche Amerika entweder mit der grossen Tartarey, oder doch mit einem Lande, welches an beyde gränzt, zusammenhänge. Der besonderste Grund, welchen er anführt, ist dieser: Sie wissen daß das Kraut Ginseng ursprünglich in der tartarischen Provinz Mancheau wächst; der tartarische oder chinesische Name dieser Pflanze bedeutet Menschenlende. Die Amerikaner, die diese Pflanze lange gekannt und gebraucht, haben ihr den Namen Garcul-Oguen gegeben, welcher eben

das

das bedeutet. Wenn das nördliche Amerika nicht mit der Tartarey zusammenhienge, wenn das erstere nicht durch Einwohner aus dem letztern bevölkert wäre: wie würden ihre Einwohner einerley Pflanze mit einerley Namen genannt haben. Es ist hier nicht die Rede von Etymologien verstümmelter Wörter, die man niemals, ohne ihnen Gewalt zu thun herstellt, sondern von ihrer Bedeutung.

Der Hauptmann Wilhelm Roger siehet es für eine sehr wahrscheinliche Sache an, daß einige Tartarn haben können nach Amerika übergehen: er merkt an, daß die Schiffe, welche alle Jahre von den philippinischen Inseln nach Mexico segeln, genöthigt sind, weit nach Norden zu gehen, um günstige Winde zu finden, weil die, welche zwischen den beyden Wendezirkeln wehen, ihnen immer zuwider sind. Er fügt hinzu: daß man nachdem man den 42sten Grad nördlicher Breite paßiret, öftere Untiefen finde, welches ein Zeichen ist daß man nicht weit von einer Küste entfernt sey. Er bildet sich demnach ein, diese Küsten könnten wol zu einem unbekannten festen Lande gehören, wodurch Californien und Japan zusammenhängt: aber sollte dis nicht viel eher die Küste von Kamtschaka, oder des neuentdeckten Landes gegen Morgen seyn, welches der Hauptmann Behring erfunden hat?

Zu

Zu diesen Bemerkungen will ich noch das Hauptsächlichste aus einer Erzählung hinzufügen, welche man im Mercure vom November des 1711 Jahres findet. Der Autor giebt vor, er habe sie aus einer Handschrift gezogen, die in Canada gefunden worden: ich will die Geschichte anführen, ohne sie weder durch Gründe zu unterstützen, noch zu wiederlegen.

Zehn Menschen, die den Entschluß gefaßt neue Entdeckungen zu machen in der Absicht, sich zu bereichern, bestiegen drey Canots, und schifften den Mißißippi hinauf. Nach einer langen Fahrt fanden sie einen andern Fluß, dessen Lauf gegen Südsüdwest gieng. Auf diesen brachten sie ihre Canots und setzten ihre Schiffahrt fort: einige Zeit nachher kamen sie in ein Land, welches ungefähr 200 Meilen groß seyn mochte, und das von Völkern bewohnt wurde, die sich Escaonibas nannten. Die Franzosen, denn von unserer Nation waren sie, fanden viel Gold bey diesem Volke. Ihr König wollte vom Montezuma abstammen: er nannte sich Aganzan und unterhielt in Friedenszeit eine Armee von 100000 Mann.

Die Weiber waren hier so weiß wie die Europäerinnen; sie hatten sowol wie die Männer sehr grosse Ohren, darin sie goldene Ringe tragen. Eins ihrer Unterscheidungszeichen war, daß sie sich die Nägel lang wachsen liessen. Die Vielweiberey war bey ihnen gebräuchlich: um ihre Töch-

ter

ter bekümmerten sie sich wenig, und liessen sie in der größten Freyheit leben, ohne über ihre Aufführung zu wachen. Ihr Land brachte Tabac, verschiedene europäische und indianische, Früchte, und viele ganz eigene hervor. Die Flüsse waren hier sehr fischreich und die Wälder voller Wildpret von allen Arten, fürnemlich waren die Papageyen hier sehr häufig. Die Hauptstadt lag 6 Meilen von dem Flusse, welchen sie Miß, das heißt der Goldfluß, nannten. Sie schätzten dis Metal so wenig, daß sie den Franzosen erlaubten, so viel davon mit zu nehmen, als sie wollten. Sie können sich fürstellen, daß sie sich diese Erlaubniß zu Nutze machten, ein jeder von ihnen erhielt zu seinem Antheile 240 Pfund. Ihre Bergwerke waren in den Gebirgen, von denen man das Gold auf Flüssen herunter brachte, die einen Theil des Jahres trocken waren.

Diese Wilden trieben mit einem weit entfernten Volke einen sehr starken Handel. Um den Franzosen die Entfernung desselben zu verstehen geben, sagten sie, sie müsten sechs Monate zu einer Reise dahin haben. Diese Abentheuer befanden sich eben bey den Escaonibas, als sich eine Caravane von ihnen auf die Reise machte, um mit dem entfernten Volke zu handeln. Die Caravane bestand aus 300 Ochsen, die mit Gold beladen waren, eine gleiche Anzahl Krieger, mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, und

kurzen

kurzen Dolchen bewafnet waren, führte sie, sie tauschten gegen ihr Gold, Eisen, Stahl, und Waffen ein.

Ich weiß nicht, wie weit man dieser Erzählung Glauben beymessen darf. Die Franzosen vermutheten daß das entfernte Land, dahin sie reiseten, Japan seyn müste: in diesem Falle muß hier Amerika mit Asien zusammenhängen. Einige englische Schrift-steller nehmen die Wahrheit dieser Erzählung für ausgemacht an, und vermuthen diese Wilden giengen zu den Einwohnern von Kamtschaka, oder nach einer andern Insel oder festen Lande Asiens. Man wird niemals etwas gewisses von dieser Communication sagen können, bis man sie völlig entdeckt hat. Denn alle diese Vermuthungen erweisen nichts, sie machen es nur wahrscheinlich, daß eine Communication zwischen Amerika und einem andern Welttheile sey, und wenn auch etwa eine Meerenge dazwischen seyn sollte, so hindert dis nicht, daß die Menschen nicht hätten aus dem einen Lande in das andere kommen können. Man muß hoffen, daß die Unwissenheit, in der wir in Absicht auf diese Sache leben, nicht immer dauren wird. Die Entdeckungen, welche man in dem stillen Meere unternehmen wird, müssen uns hierinn mehr Licht geben (1). Wenn man auf den Reisen, die hier-

(1) Die Engländer haben itzo, da ich dieses schreibe, schon zehn Inseln in diesem Meere entdeckt.

hierher geschehen, auch wirklich Meerengen finden sollte, so ist dis noch kein Beweis, daß sie immer da gewesen sind, denn sie können durch Erdbeben entstanden seyn. Viele Schriftsteller glauben, daß die Meerenge bey Gibraltar auf diese Art entstanden sey, und daß vorher das mittelländische Meer mit dem Ocean keine Communication gehabt habe. Viele behaupten, England habe mit Frankreich zusammen gehangen, warum sollte es mit Asien und Amerika nicht eben so gewesen seyn?

Ist aber die Art und Weise, wie Amerika bevölkert worden, vielen Ungewißheiten und Dunkelheiten unterworfen, so ist es die Zeit, in welcher dis geschehen, nicht weniger. Alles was schwer zu ergründen ist, reitzt natürlicherweise die Neugierde der Menschen; sie wollen etwas neues sehen und entdecken, geben aber oftmals ihre Einfälle für bare Wahrheiten aus. Von den besondern Meinungen über diese Sache will ich Ihnen nur des Marc-Lescarbot seine anführen

Man findet in Byrons Reisen, welche so viel Aufsehens gemacht, eine Nachricht davon, dieser hat das Daseyn der Riesen erwiesen: welches die Alten blindlings geglaubt, und die Neuern als fabelhaft verworfen. Die erste Reise welche die Engländer hierher thun werden, wird uns hiervon mehrere Gewißheit verschaffen: ihre Unternehmungen werden andere Nationen zu ähnlichen reitzen, und eine völlige Kenntniß des Südmeers wird die Zweifel aufklären, welche noch über die Vereinigung von Asien und Amerika sind.

führen, die sich in seiner Geschichte von Neufrankreich findet. Der Vater Lafiteau soll hier wieder mein Führer seyn, und ich will aus seinem Buche über die Sitten der wilden Amerikaner, seine Anmerkung hersetzen, die er über diese Stelle gemacht hat. „Lescarbot, schreibt er, hat auf eine sehr nachdrückliche Art, welche bey ihm beynahe die Gränzen einer Vermuthung überschreitet, behauptet, daß dem Noah die Abendländer, wo Lescarbot gebohren war, nicht unbekannt gewesen, und daß er sie wenigstens vom hören sagen gekannt. Daß, da er 350 Jahre nach der Sündfluth gelebt, so habe er sich selbst bemühet diese Länder zu bevölkern, oder wieder zu bevölkern: da er ein grosser Schiffmann gewesen, und ihm überdis die Sorge anvertrauet worden, die durch die Sündfluth verursachte Verwüstung wieder herzustellen, so habe er seine Kinder dahin führen können, und es sey ihm nicht schwerer geworden, durch die Meerenge bey Gibraltar nach Neufrankreich, dem grünen Vorgebirge und Brasilien zu kommen, als seinen Kindern Japan zu erreichen, oder ihm selbst von den Gebirgen Armeniens nach Italien überzusetzen, wo er, wenn die Erzählungen der Profanscribenten wahr sind, an der Tiber den Janus-Tempel erbauet hat."

Ich zweifle, daß man bis auf den Noah zurückgehen müsse, um die Epoque der Bevölkerung von Amerika zu bestimmen. Wenn wie es sehr wahrscheinlich ist, die Tartarn dahin

gegangen sind, so muß dis erst in spätern Zeiten geschehen seyn. Die Einwohner, welche nicht sehr zahlreich sind, verlassen nicht gleich ein weitläuftiges Land das sie bewohnen, und suchen sich nicht so geschwind zu trennen, sie bleiben vielmehr zusammen, bis sie zu zahlreich geworden, oder bis andre Umstände sie nöthigen ihr Vaterland zu verlassen. Doch Untersuchungen von dieser Art, sind von wenigem Nutzen, und nur die Neugier zubefriedigen. Was man mit Grunde sagen kann, ist dis: Amerika scheint nur erst seit wenigen Jahrhunderten bevölkert zu seyn.

Powel ein englischer Schriftsteller erzählt in seiner Geschichte des Walliser Lands, im Jahr 1170 nach unsrer Zeitrechnung, sey nach dem Tode des Prinzen Owen = Guinneth ein Krieg in diesem Lande über die Thronfolge entstanden. Ein unrechter Sohn raubte den rechten Erben die Krone. Einer von diesen Prinzen mit Namen Madoc gieng zu Schiffe, um neue Entdeckungen zu machen. Indem er seinen Lauf gegen Westen richtete, so kam er an ein Land, dessen Fruchtbarkeit und Schönheit unvergleichlich war. Da das Land unbewohnt war, so nahm er es in Besitz. Hakluit versichert, er habe 2 oder 3 Reisen nach England gethan, um Einwohner daher zuholen, und auf die Erzählung von diesem schönen Lande, wären ihm viele gefolgt.

Die

Die Engländer glauben, dieser Prinz habe Virginien entdeckt. Peter Martyr scheint diese Meinung zu bestärken, indem er erzählt, daß die Völker in Virginien und Guatimata, das Andenken eines ihrer alten Helden, den sie Madoc nannten, feyerten. Viele neuere Reisende, haben in der Sprache der Nordamerikaner brittannische Wörter bemerkt. Der berühmte englische Bischof Nicolson glaubt die walisische Sprache, sey eine Mutter vieler Sprachen der amerikanischen Völker. Es giebt Antiquarios welche behaupten, die Spanier hätten ihr doppeltes (l) von den Amerikanern, welche nach der Engländer Meinung es von den Walen haben. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle die Gründe anführen wollte, durch die sie die Reise des Prinzen Madoc zu beweisen suchen. Die Holländer haben von der magellanischen Strasse, einen Vogel mit einem weissen Kopfe mit gebracht, den die Einwohner Penguin nennen nennen, dis Wort ist ursprünglich brittannisch, und bedeutet einen weissen Kopf, man schließt hieraus, daß es ursprünglich von den Walen herkomme.

Die Engländer sind es nicht allein, welche, unsern historischen Romanen zufolge, Amerika bevölkert haben. Bayer behauptet, die Normänner wären die ersten Europäer gewesen, die sich unterstanden nach diesem Lande zu segeln.

Der Doctor Lochner versichert, ein Böhme von einer vornehmen Familie, sey nach Brasi-

lien gegangen, und habe die magellanische Strasse lange vorher ehe Columbus die neue Welt erfunden, entdeckt. Dieser Böhme nannte sich Martin, und viele deutsche Schriftsteller, die lieber wünschten, daß Amerika den Namen des Martin als des Amerikus Vesputius führte, sind dieser Meinung beygetreten.

Alle diese Erzählungen mögen nun wahr oder falsch seyn, und man mag sie annehmen oder verwerfen, so bleibt es dennoch unbezweifelt, daß die Amerikaner mit uns einerley Ursprung haben: mitten unter ihren Irthümern haben sie einige Begriffe behalten, die mit denen, die uns die heilige Schrift aufbehalten, viel Aehnlichkeit haben. Ich will Ihnen eine Stelle aus einer englischen Abhandlung über die Bevölkrung der neuen Welt anführen, da einige amerikanische Meinungen angeführt werden, die aus der Mosaischen Geschichte genommen seyn müssen.

„Die Peruvianer glauben: es sey vormals eine Sündfluth gewesen, dadurch alle Einwohner ihres Landes umgekommen, eine kleine Anzahl ausgenommen, die in die Klüfte und auf die Gipfel der höchsten Berge geflüchtet, und deren Nachkommen das Land wieder bevölkert. Die Völker in Hispaniola haben einige Ideen, die, wie Gemelli erzählet, von diesen wenig unterschieden sind. In der Geschichte von Mexico geschiehet einer allgemeinen Ueberschwemmung Meldung, die das ganze menschliche Geschlecht, bis auf einen Mann und eine Frau vertilget.

Diese

Diese beyden Eheleute hatten zahlreiche Nachkommenschaft; aber alle ihre Kinder waren stumm, bis ihnen eine Taube die Sprache mittheilte. Sie fügen hinzu: die Muttersprache dieser ersten Nachkommen des Paares, welches die Ueberschwemmung überlebt, sey in so viel Mundarten getheilt worden, daß es ihnen nachher nicht mehr möglich gewesen, sich unter einander zu verstehen, welches sie denn genöthiget, sich von einander zu trennen und verschiedene Länder zu bevölkern. Bey einigen Amerikanern herrscht die Sage, alle Menschen stammeten von 4 Weibern ab, welches gut genug mit der mosaischen Geschichte übereinstimmt, die alle Völker von Noah und seinen 3 Söhnen abstammen läßt. Alle diese Traditionen geben genugsam zu erkennen, daß die Amerikaner von Noah abstammen und daß verschiedene Nachrichten aus der Geschichte Mosis bis auf sie gekommen sind. Dis ist hinreichend den ungereimten Satz zu wiederlegen, die Amerikaner hätten Präadamiten zu ihren Stamm-Eltern gehabt."

Diese Stelle mein Herr! beantwortet alle Beweise der systematischen Scribenten, welche die ungereimten Früchte ihrer Einbildungskraft für Wahrheiten ausgeben. Wo sollten die Amerikaner diese Begriffe her haben, wenn sie nicht von Völkern, die nach der Sündfluth gelebt, und die Tradition davon erhalten, abstammen? Durch die Länge der Zeit, die Unwissenheit, und Leichtgläubigkeit der Wilden sind die vielen Fabeln hinzugekommen, in

denen die wenigen wahren Nachrichten vergraben liegen, die bey ihnen erhalten worden. Der Mangel der Kenntniß des Schreibens, hat diese Traditionen noch mehr verderbet, denn wenn sie vom Vater auf den Sohn durch mündliche Erzählung fortgepflanzt wird, so kann es nicht fehlen, sie muß nach einigen Generationen schon sehr verändert seyn.

Die Kriege, welche die Amerikaner beständig unter sich geführet, haben ihre Bevölkerung sehr verhindert, und ihre geringe Anzahl hat wahrscheinlich veranlasset, daß sie immer eine herumirrende Lebensart geführt, von einem Walde zum andern, des Jagens wegen, gelaufen, sich an einem Orte so lange aufgehalten, als sie da ihren Unterhalt gefunden, und hernach weiter gezogen sind. Wenn sie zahlreicher wären, so würden ihre Bedürfnisse zunehmen: es würde schwerer werden alle zu versorgen; diese Schwierigkeit würde ihnen den Verstand öffnen, sie würden neue Begriffe erhalten; sie würden die Nothwendigkeit einsehen sich einen Unterhalt zu verschaffen, der nicht so sehr vom Zufalle abhienge; sie würden alsdenn bedacht seyn die Früchte des Erbodens durch die Cultur zu vermehren; sie würden den Nutzen des Feldbaues einsehen, und sich darauf befleißigen, und würden es darin leicht zu einiger Vollkommenheit bringen. Man siehet itzo schon, daß sie in verschiedenen Provinzen anfangen den Mahis zu bauen, sie würden hernach auch gar bald sich auf den

Bau

Bau des übrigen Getraides befleißigen, eine Kenntniß würde sie zur andern leiten, sie würden sich in dem Lande festsetzen, das sie cultivirt, ihren väterlichen Boden lieb gewinnen, und nicht mehr im Lande herumstreichen, wie sie itzo thun.

Das Etablißement der Europäer in den nordlichen Provinzen, hat schon verschiedene Nationen gereitzt, sich in ihrer Nachbarschaft fest zu setzen, um Vortheile und Unterstützung von ihnen zu ziehen. Die Begierde welche man nach Pelzwerk bezeigt, und die Leichtigkeit, mit welcher sie für diese Waare Brantwein und Waffen erhalten, treibt sie an in den Wäldern in einem Umfange von mehr als 200 Meilen herum zu laufen, und zu jagen, um sich die Dinge anzuschaffen, die man ihnen zur Nothwendigkeit gemacht hat, und sie sind also nur dem Scheine nach fixirt, und behalten den Geschmack an dieser herumirrenden Lebensart, und die Zeit, darinn sie sollen civilisirt werden, ist noch weit entfernt, vielleicht werden sie aufgerieben seyn, ehe es so weit kommt.

Sehen Sie hier, mein Herr! dis ist es, was meiner Meinung nach mit Wahrscheinlichkeit von der Bevölkerung der neuen Welt gesagt werden kann; mein Brief würde viel zu lang werden, wenn ich Ihnen nur den hundersten Theil von dem anführen wollte, was über diese Materie geschrieben ist. Man könnte grosse Bände von contrairen Meinungen und Syste-

men zusammen tragen, die über diese Sache seit langer Zeit erschienen sind. Ich bin bemüht gewesen, mich auf einige merkwürdige Beobachtungen einzuschränken. Diejenigen welche glauben, daß die Tartarn Amerika bevölkert, scheinen die wahrscheinlichste Meinung ergriffen zu haben. Sie können nicht glauben, wie viel Aehnlichkeit zwischen den Gebräuchen der Amerikaner und der alten Scythen ist, und diese Aehnlichkeit findet in Absicht auf ihre gottesdienstlichen Handlungen, ihre Sitten, und ihre Nahrungsmittel statt. Hormins ist voll von Bemerkungen, die die Neugier in dieser Sache befriedigen können, und ich ersuche Sie, ihn zu lesen.

Ich will alle diese Untersuchungen, mit denen ich vielleicht die Erzählung meiner Reisen hätte beschliessen sollen, bey Seite setzen, und mit Ihnen von einer andern Sache reden, die für das menschliche Geschlecht wichtiger ist, und darinn uns Aufmerksamkeit und Erfahrung die gewissesten Führer sind.

Da es dem Menschen natürlich ist, daß er sich ein langes Leben wünscht, so glaube ich, wird es nicht übel gethan seyn, wenn ich hier eine kurze Anleitung aus eigener Erfahrung mittheile, wie man sein Leben in Amerika erhalten und verlängern kann, und meinen Brief mit einer Abhandlung von der Diät die man in diesem Lande führen muß, beschliesse.

Ich erinnere mich, daß ich in einer holländischen Zeitung von 1687 gelesen, daß Friede-

rich

rich Hualdus ein venetianischer Edelmann, 400 Jahre alt geworden, und man glaubte damals, er habe die Universalmedicin gehabt. Er reisete von Venedig den 7ten März 1686 ab, und hatte sein Portrait bey sich, welches Titian, der schon 130 Jahre todt war, gemahlt hatte. Sie werden mit mir einig seyn mein Herr, daß durch Bewegung und Mäßigkeit, eine gute Gesundheit erhalten wird. Die Völker in Amerika kannten vor 260 Jahren, als die Europäer dahin kamen, weder Wein noch Brantwein, und lebten, wie ich schon gesagt habe, nur von gedörreten und gekochten und gebratenen Fleische und Mahis, oder indianischem Korn, welches sie in einem hölzern Mörser zerstiessen. Diese Nahrung ist sehr gesund, und giebt einen guten Chilum. Ich habe ohngefähr zwey Monate von dieser Nahrung mit den Wilden gelebt, als ich den Fluß Mobile heraufschiffte, und ich kann versichern, daß ich mich ungemein wohl dabey befunden. Unter allen lateinischen Sprüchwörtern ist dis das beste.

Plures gula occidit, quam gladius.

Die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, frißt mehr Menschen als das Schwerdt. Deswegen muß man, fürnämlich in den heissen amerikanischen Provinzen, eine genaue Diät halten.

Erstlich muß man sich nach und nach an das Clima zu gewöhnen suchen, und sich des übermäßigen Genusses aller Früchte und Liqueurs des Landes enthalten, bis sich der Körper stufen-

fenweise dazu gewöhnt hat. Vollblütige Leute müssen zu Zeiten Aderlassen, um dem Schlagflusse vorzubeugen. Zu weilen muß man gelinde abführende Mittel gebrauchen, und sich so wenig der brennenden Sonnenhitze, als der Abendluft viel aussetzen.

Wenn man zu viel Wein getrunken, so muß man saure Sachen nehmen, als Citronen, die hier sehr häufig sind. Dieses verhindert, daß einem die Dünste nicht, wie gewöhnlich nach dem Essen geschieht, zu Kopfe steigen. Wenn man zu viel Liqueurs getrunken, so muß man erfrischende Sachen genüssen und keine hitzige Speisen essen. Ueberhaupt muß man sich vor hitzigen Getränken hüten, denn sie setzen das Geblüte in Brand, und verursachen leicht hitzige Fieber.

Wenn man zu viel gegessen hat, so sind die Liqueurs dienlich um den Magen zu stärken und die Verdauung zu befördern, wenn man aber viel Wein getrunken, so sind sie höchst schädlich. Diejenigen die sich dem Trunke ergeben, werden immer mit schweren Träumen geplagt, welche sie oft verwirrt im Kopfe machen, denn die Dünste des Weines verwirren ihre Einbildungskraft. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß mässige Leute, und fürnemlich die, welche Wasser trinken, gut schlafen, und daß ihr Schlaf weder unruhig noch schwer ist. Im zweiten Capittel des Lebens des Appollonius, welches Philostratus beschrieben, lieset man, daß zu Athen die-

jenigen, welche mit schweren Träumen geplagt wurden, sich an ihre Götzenpriester wenden, um davon befreyet zu werden. Diese befahlen ihnen sich 3 oder 4 Tage des Weins zu enthalten, hierdurch würde ihre Einbildungskraft beruhiget, und sie selbst von dem Uebel befreyet, welche Heilung sie fälschlich ihren Götzen zuschrieben.

Wenn man zu viel Speisen genossen hat und davon eine Mattigkeit im ganzen Körper empfindet, so halte ich kein dienlicheres Mittel, als nach Art der Wilden zu schwitzen. Wenn man dis täglich eine Stunde thut; so befindet man sich nach einigen Tagen ganz erleichtert und wohl. Dis muß man des Jahres dreymal thun, im Frühling, Herbst und Winter.

In allen Sachen muß die Natur unsre Führerin seyn, von ihr müssen wir die wahren Mittel lernen unsre Gesundheit zu erhalten, dis befiehlt sie uns unter den härtesten Strafen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Bewegungen, welche sich die Wilden im nördlichen Amerika machen, als das Tanzen, das Ballspiel die Jagd, das Fischen und der Krieg ihre natürliche Wärme so sehr stärken und vermehren, daß sie alle Unreinigkeiten durch die Ausdünstung aus dem Körper treibt. Warum leben die Landleute so lange und erhalten ihre Gesundheit ohne Arzt? Die Arbeit ist die Ursach davon. Die beständige Bewegung ihres Körpers macht daß sie Podagra, Stein und andre Krankheiten nicht einmal kennen, die sich die Reichen in Europa durch ihre leckerhafte Speisen und

durch

durch den Mangel der Bewegung zuziehen. Ich habe welche gekannt, die, wie der eingebildete Kranke in der Comödie, aus ihrem Magen eine Apothecke machten.

Man hat angemerkt, daß in den heissen amerikanischen Provinzen, die jungen Leute, welche aus Europa dahin kommen, eher sterben, als die Alten. Weil die erstern hier alle Arten von Früchten essen, die ihnen den Durchfall verursachen. Im Anfange muß man daher wenig von den Früchten des Landes essen, bis sich der Körper an das Clima gewöhnt hat, nach einem Jahre schaden sie einem gar nicht mehr.

Wenn man diese Regeln in Acht nimmt, so bin ich gut dafür, daß man in der neuen Welt länger lebt, als in der alten. Es finden sich itzo in der That in Louisiana verschiedene Einwohner, welche vom Anfang der Colonie da sind. Ich habe da einen Einwohner von 118 Jahren gekannt, der im Jahr 1698 mit M. Iberville dahin gekommen war, er hieß Graveline, und hatte unter Ludwig XIV. in Canada 30 Jahr als Soldat gedient.

Ich bin ꝛc.

Mein Herr.

XXII.

XXII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor gehet nach Frankreich zurück. Er läuft am Cap Florida Gefahr. Ursprung einer Quelle, deren Wasser dem Vorgeben nach verjünget. Sein Schiff entwischt den Engländern. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er läuft Gefahr verbrannt zu werden. Vorschlag zu einer Landung auf den Küsten von Neuengland. Ein feindlich Schiff wird erobert. Der Autor kommt zu Corogne an.

Mein Herr!

Bey meiner Ankunft zu Corogne den 1. Nov. 1762, erfuhr ich daß M. de Kerlerec eine spanische Jolle nach Frankreich geschickt, um den Minister gegen den Hrn. Rochemore, General-Commissair der Marine, und Ordonnateur von Louisiana, der durch eine Lettre de Cachet nach Frankreich zurück berufen worden, und gegen die übrigen Officiers, die ihn begleiteten, einzunehmen, unter denen ich mich auch befand, ohne es zu wissen. Im verflossenen Monat Junius hatte dieser Gouverneur von Louisiana dem Hrn. von Belle-Isle, dessen Geschichte ich Ihnen erzählet, und dem Ritter von Erneville, der die Seetrup-

pen kommandiret, die unangenehme Nachricht ihrer Zurückberufung mit folgenden Worten bekannt gemacht:

„Ich melde Ihnen, daß ich einen Brief vom Hrn. Herzog von Choiseul vom 1. Jan. dieses Jahres erhalten, darinn er mir meldet, daß der König aus Unzufriedenheit über Ihre Dienste, Sie caßiret, und Ihnen Ihre Aemter genommen hat.“

Man kann sich das Erstaunen fürstellen, welches eine solche Nachricht bey zwey alten Officiers erregen muste, die dem Könige und dem Staate mit so viel Ehre und Distinction gedient haben. Diese Catastrophe hat vornämlich dem Hrn. Belle-Isle mehr geschmerzt, als seine traurige Gefangenschaft bey den Menschenfressern. Dieser würdige Officier, der sich um die Colonie in Louisiana so wohl verdient gemacht, und der darinn sein Leben zu beschliessen dachte, hat seines hohen Alters ungeachtet, die Gefahren des Meeres und des Krieges nicht gescheuet, und ist mit uns zu Schiffe gegangen, um den König anzuflehen: Er ist hier in sehr schlechten Gesundheitsumständen angekommen, und seine Ungnade schmerzte ihn so sehr, daß ich befürchte, er werde sein trauriges Leben ehender endigen, ehe er noch zu dem Throne des besten unter den Königen gelangen kann (1).

Sie

(1) Herr von Belle-Isle starb, von Kummer und Beschwerlichkeiten der weiten Reise unterdrückt,

Sie werden aus der Nachricht, die ich Ihnen ertheilen will, sehen, daß mehr als 150 Personen, als so viel unser das Fahrzeug die Meder genannt, welches 10 Canonen führte und von dem Hauptmann Cochon kommandirt wurde, bestiegen hatten, ohne die Erfahrung dieses alten Officiers würden verlohren gewesen seyn. Die englische Flotte, welche Martinique erobert hatte, attaquirte die Havane auf der Insel Cuba. Jedermann weiß, daß wenn man von Louisiana nach Frankreich segeln will, man diese Insel paßiren muß.

Es wäre also sehr natürlich gewesen, daß der Gouverneur von Louisiana dem Hauptmann Cochon die Nachricht mitgetheilt hätte, die er selbst erhalten hatte, damit dieser sich nicht unvorsichtig gewagt hätte, wie er nun that, in die Havane einzulauffen, und diese Warnung war gewiß eine sehr wichtige Sache.

Den

drückt, in Paris den 4. May 1763, und nahm das Bedauren vieler rechtschaffenen Leute mit in sein Grab. Ob er gleich in seiner Jugend unter den allerwildesten Völkern gewohnt, so zog ihm doch seine Sanftmuth, die Liebe aller Soldaten zu. Die Uebungen der Religion setzte er niemals aus, und man kann sagen, daß seine Familie die exemplarischste in der ganzen Colonie war. Er war von seiner Frauen wegen mit dem berühmten Duguai Trouin, dessen Andenken den Franzosen immer lieb seyn wird, verwandt. Seine Frau und seine Tochter haben den Schmerz über seinen Tod nicht überlebt.

Den 10 August 1762 giengen wir aus den Dünen unter Segel: weil wir die Insel Cuba vermeiden wollten, so bekamen wir die Schildkröten Inseln (1) zu Gesichte. Wir hatten einen sehr starken Wind auf dem Rücken, und unser Pilote, der in diesen Wassern wenig bekannt war, verfehlte in der Dämmerung den Eingang in den Canal von Bahama, und lief in den Meerbusen ein, welchen das Cap Florida hier formirt. Als er darauf die Höhe nahm, und fand, daß diese mit der, die er am Cap gefunden, einerley war; so glaubte er den Canal paßirt zu seyn, und wir würden alle verlohren gewesen seyn, wenn nicht dieser erfahrne Officier, der diese Meere seit 45 Jahren kannte, und die Geschicklichkeit unsers Piloten in Zweiffel zog, für uns bey dieser Gefahr gewacht hätte. Dieser sahe bey Anbruch des Tages, daß das Meer-Wasser seine Farbe verändert hatte, und ließ den Hauptmann, welcher ruhig schlief, weil er glaubte auf dem offenen Meere zu seyn, aufwecken. Nachdem er das Loth hatte werfen lassen, so fand er nur 5 Lachter Tiefe und durfte nicht mehr zweifeln, daß er von der rechten Fahrt abgekommen. Man wendete also sogleich das Schiff und wir kamen glücklich aus diesen Untiefen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich mir eine kleine Ausschweifung erlauben, um Ihnen einige Nachricht

(1) Man nennet sie so weil die Schildkröten hier ihre Eyer in den Sand legen, sie sind sehr niedrig und man siehet sie nicht eher bis man nahe dabey ist.

richt von Florida und von der verjüngenden Quelle zu geben, die in Europa so viel Lärm gemacht und deren Entdeckung eben so viel Reisen verursacht, als die unersättliche Begierde nach Gold. Die Spanier hätten ihren Besitz gern mit den reichen Bergwerken in Peru vereiniget, und ich hoffe eine kleine Nachricht hiervon soll Ihnen nicht ungangenehm seyn.

Das Cap von Florida wird von den Spaniern das Cap des Corientes genannt; weil die Ströme hier so reissend sind, daß sie mehr Gewalt haben, als der Wind, und die Schiffe zurück halten, wenn man auch alle Segel aufspannt, welches verursacht, daß man oft auf Klippen zu sitzen kommt. Dis wäre uns beynahe an den kleinen Inseln begegnet, die Columbus die Märtyrer-Inseln genannt hat, von den Felsen-Spitzen, die er in der Ferne für aufgehängte Menschen hielt. Dieser Inseln sind an der Zahl eilfe. Die Schildkröten Inseln haben ihren Namen von den Spaniern bekommen. Die bahamischen Inseln sind niedrig, daß sie überschwemmt zu seyn scheinen. Diese Inseln formiren hier einen Canal von starken Strömen, welcher zwischen Albana und den Märtyrer-Inseln 20 Meilen, und zwischen diesen und Florida 14 Meilen breit ist. Alle diese Inseln liegen unter dem 25sten Grade. Wir haben in diesen Untiefen 27 Tage laviret, und es ist ein Wunderwerk daß wir uns daraus gerettet.

Man weiß daß Florida von Jean Ponce de Leon entdeckt worden ist: dieser suchte Bimini, die berühmte Insel davon so viel geredet worden, fürnemlich von dem Flusse Jordan, und der Quelle davon die Indianer auf Cuba so viel Rühmens gemacht, und versichert; ihr Wasser verjünge die Menschen. Jean Ponce de Leon, glaubte diese Fabel, und suchte die Quelle ohne sie zu finden. Er ließ sich aber doch nicht abschrecken, und schickte den Hauptmann Peretz d'Ortubia und den Piloten Anton d'Alminos aus, sie zu suchen. Sie landeten in der Bay Puertorico, und fanden Bimini, aber weder die Quelle noch den Fluß Jordan. Jean Ponce de Leon starb einige Zeit hernach, nachdem er diese Quelle lange gesucht, ohne sie gefunden zu haben.

Die Indianer auf der Insel Cuba, welche von den Spaniern gequält wurden, daß sie ihnen die Goldgruben entdecken sollten, machten ihnen weiß, um ihrer unangenehmen Gäste loß zu werden, daß ausser dem Golde auch auf der Insel Bimini, eine Quelle und ein Fluß sey, deren Wasser diejenigen jung machte, die sich darinn badeten. Diese Nachricht wurde sogleich an den castilianischen Hof geschickt. Deswegen giengen viele Castilianer zu Cadix zu Schiffe, um in der neuen Welt dis Wunder zu sehen, welches wenn es wahr gewesen wäre, schätzbarer würde gewesen seyn als alles Gold der Welt.

Bey der Zurückkunft dieser Castilianer wurde man genugsam überzeugt, daß diese angenehme Nach-

Nachricht eine Erdichtung gewesen: denn als sie zu Cadix ankamen, so waren sie sogar veraltet, daß man sie wegen ihrer sauren und langen Reise verspottete. Indem sie aber diese erdichtete Quelle suchten, so fanden sie das Cap Florida. In dieser Zeit probirten alle diejenigen, welche in diese Insel kamen, die Flüsse, Quellen und Seen, ja sogar die Moräste, tranken das Wasser daraus, und badeten sich darinn, um zu erfahren, ob sie dadurch verjüngt würden, und es ist noch nicht lange, daß man in Indien dis Wunder eben so suchte, wie in Europa den Stein der Weisen. Wenn uns die englischen Caper aufgebracht, und nach dieser Insel geführt hätten, so hatten wir uns vorgenommen, uns in allen Flüssen derselben zu baden. Bimini gehört itzo den Engländern, und führt den Namen: die Insel der Fürsehung. Vormals war sie ein Zufluchtsort für die Seeräuber, welche die amerikanischen Meere lange Zeit unsicher machten.

Der Anlaß zu dieser Erdichtung ist folgender. Die Witterung in Florida ist so temperirt, daß man daselbst Männer will gesehen haben, die 230 Jahre alt geworden. Man behauptet auch, Bimini habe vormals die schönsten Frauenzimmer in ganz Amerika hervorgebracht, und die Männer des vesten Landes hätten sich sogar bis auf die Greisse hierher retiriret, um sich das Elend dieses Lebens zu versüssen. Aber alle diese Vergnügungen haben mit der Ankunft der Eu-

ropäer, die die Herrschaft über diese armen Völker an sich gerissen, aufgehört. Alle Inseln sind mit Einwohnern von der Insel Cuba bevölkert. Die Nachrichten hiervon rühmen uns den tapfern Widerstand, welchen die Einwohner von Florida den Spaniern gethan, als sie ihr Land einnehmen wollten. Sie zogen ihnen in 11 Piroguen mit Pfeilen und Bogen entgegen, und waren so kühn, daß sie die Ankertaue an den Schiffe des Jean Ponce de Leon abhieben, welcher sich genöthiget sahe, um Frieden bey ihnen zu bitten. Diese Völker werden von Paraoustis oder Caciquen regiert.

Im vorbeygehen will ich hier noch anmerken, daß die Indianier in Darien, welche, so wol wie die in Cuba, der Spanier gern loß seyn wollten, diese überredeten: sie möchten sich nur nach den südlichen Ländern wenden: das Gold sey da so häufig, daß man es mit Netzen fischen könnte. Diese Nachricht setzte Vasco Nunnetz de Balboa in seine Relation die er an den Hof schickte, und die Spanier freueten sich nicht wenig darüber. Um diese Zeit entdeckte auch Nunnetz das Südmeer und Peru, aber die Fischerey des Goldes unterblieb.

Sie wissen, daß man zur Zeit, als Johann Law mit seinem berufenen System auftrat, welches beynahe das ganze Königreich umgestürzt hätte, zu Paris einen Wilden vom Flusse Missißippi aufstellte, welcher einem Franzosen eine Stange Gold für ein Messer gab. Damals

war

war jederman so närrisch, und gab sein Geld her, um Antheil an den Actien eines angeblichen Goldflusses zu haben. Man wird zugeben müssen, daß wenn die Wilden aus Neuorleans damals in Paris gewesen wären, diese mit Recht würden gesagt haben: Die Franzosen hätten den Verstand verlohren, oder sie würden sie für Zauberer gehalten haben. Man behauptet auch, daß diese angeblichen Goldminen, den Hrn. de la Salle verleitet, als er 1684 die Mündung des Mißißippi verfehlte. Er bedachte nicht daß das Innere dieses festen Landes weit sicherere Reichthümer enthielte, die durch Anbauung des Landes als der Mutter aller Reichthümer, zu erhalten wären.

Um aus dem gefährlichen Gewässer, darinn wir gerathen, wieder heraus zu kommen, sahen wir uns genöthigt, an der Küste von Neuflorida hinzuschiffen, und den 37sten Tag hatten wir Louisiana wieder im Gesicht. Unser Unglück vollkommen zu machen, überfiel uns ein Sturm, und nöthigte uns an der Insel Cuba anzulegen. Weil wir hier keine Flotte fanden, so glaubten wir die Engländer hätten die Belagerung aufgehoben; aber Sie sollen weiter hören, wie wir hier beynahe in die Falle gerathen wären.

Wir entschlossen uns, weil wir hier keiner feindlichen Flotte ansichtig wurden, in die Havane einzulaufen um Lebensmittel, die uns sehr fehlten, und einen Piloten einzunehmen. Den 8. September 1762 befanden wir uns auf der Rhede und steckten die Flagge auf, und thaten ei-

nige Canonen-Schüsse um jemanden von Lande herbey zu locken. Wir wunderten uns nicht wenig, daß wir niemanden kommen sahen, da wir uns aber immer näherten und eben im Begrif waren in den Hafen einzulaufen, so wurden wir gewahr, daß das Fort St. Maure beynahe zerstört war. Dis bewog uns unser Boot ins Wasser zu lassen, und einige Officiers auf Erkundigung auszuschicken. Das Boot begegnete zum Glück einem kleinen spanischen Fahrzeuge, welches aus dem Hafen kam, und einige Spanische Familien am Boord hatte. Es war mit einem Passe vom englischen Gouverneur dem Mylort Albernarle versehen, und wir erfuhren von dem Patron desselben daß die Stadt und das Fort sich den 12ten August an die Engländer ergeben hätten.

Hierauf suchten wir also bald das hohe Meer. Eine englische Fregatte verfolgte uns zwar, um Jagd auf uns zu machen: aber die Fürsehung, die über uns wachte schickte uns einen starken Nebel und mit Begünstigung der Nacht liefen wir in den Canal von Bahama ein.

Einige Tage nachher bekamen wir ein Schiff zu Gesichte, welches zwey kleine Fahrzeuge bey sich hatte. Aus seiner Bewegung schlossen wir gleich, daß es ein Seeräuber von der Fürsehungs-Insel sey, und daß die beyden Fahrzeuge zwey Prisen wären, die er unsern Landsleuten abgenommen; Er kam auch gleich auf uns zu, um uns anzugreiffen. Wir empfiengen ihn sehr gut, obschon unser Schiff 10 Canonen weniger führte,

als

als das seinige (1). Da uns der Caper sehr scharf zu setzte, so verliessen wir uns nicht mehr auf die Officiers und Constablers des Schiffes, sondern ein jeder von uns wendete seine Geschicklichkeit und Erfahrung bey der Artillerie an, und wir bedienten uns unsrer Canonen so gut, daß uns der Seeräuber nach einem 3stündigen hitzigen Gefechte, darinn er beynahe alle Masten verlohren, verließ, und sich zurück zog. Wir waren so glücklich daß wir weder Todte noch Verwundete hatten, aber unser Schiff war durch und durch geschossen, und unsre Segel waren so sehr beschädiget, daß wir sie verwechseln musten.

Während des Gefechtes waren wir in sehr grosser Gefahr, denn der Wind führte einen brennenden Canonenfeger in unser Schiff, und steckte eine Küste mit Patronen, die auf dem Verdeck stand, in Brand. Zum Glück kam das Feuer nicht bis an die Pulverkammer sonst, würden wir in die Luft geflogen seyn.

Bey dem allen waren wir auf dem hohen Meere, die Winde waren uns zuwider, und wir konnten nicht wissen, wenn wir Land erreichen würden. Die Gefahr Hungers zu sterben, nahm bey uns täglich zu, und wir waren schon so weit gebracht, daß das Schiffsvolk nur den 4ten Theil von seiner gewewöhnlichen Portion

(1) M. de Kerlerec hatte 2 Canonen aus unserm Schiffe genommen. Wenn wir so viel Canonen gehabt hätten, wie der Caper, so war er mit seinen Prisen unser.

bekam. Wir hielten daher Schiffsrath unter uns, und beschlossen das erste feindliche Schiff anzugreifen, welches uns begegnen würde, oder eine Landung auf die Küsten von Neu-England, denen wir gegen über waren, zu thun: um entweder Lebensmittel zu erhalten, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Diese Unternehmung war gewagt, und, wenn ich es recht sagen soll, tollkühn: aber wie das Sprüchwort sagt, der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde. Wir waren schon aufs Aeusserste gebracht, als wir ein groß Schiff von weitem entdeckten. Wir giengen sogleich darauf los, mit dem Entschluß es anzugreifen, ob wir schon glaubten, daß es mehr Canonen führte, als das unsrige. Ob wir gleich die englische Flagge aufsteckten, so ergriff es doch die Flucht, weil wir aber den Vortheil des Windes über dasselbe hatten, so schickte es sich durch eine Wendung zum Gefecht an, welche einen jeden, ausser solchen, die beynahe verhungert, würde abgeschreckt haben. Wir bestärkten unsre Flagge, wie gewöhnlich, durch einen Canonenschuß, und nachdem wir uns ihm auf einen Canonenschuß genähert hatten, so gaben wir ihm eine ganze Lage aus unserm Geschütz, welche verursachte, daß es sogleich die Segel strich und sich ergab. Seine Ladung war sehr reich, wir nahmen das Geschütz, und einige Kasten mit Flinten, Pistolen, und Säbeln heraus, deren wir benöthigt waren: aber wir fanden sehr wenig Lebensmittel darinnen, weil es am Ende seiner Reise war. Nachdem es sich

ran-

ranzioniret, so liessen wir ihm nicht mehr Lebensmittel, als es bis nach Carolina, wohin es bestimmt war, und wovon es noch ungefähr 70 Meilen entfernt war, nöthig hatte.

Nunmehro glaubten wir im Stande zu seyn, mit den Lebensmitteln, die wir hatten, unsre Reise nach Europa antreten zu können, in der Hoffnung, unter Weges noch eine Prise zu machen, oder an den azorischen Inseln anzulegen. Aber wir wurden in unsrer Erwartung betrogen, denn die Winde waren uns so sehr zuwider, daß wir nirgens einlauffen konnten, und da wir auch kein Schiff antrafen, so musten wir 50 Tage das äusserste Elend ausstehen, und hatten täglich nicht mehr als 3 Unzen Zwiback, und eine halbe Bouteille Wasser.

Dieser wenige Unterhalt würde uns aber auch sehr bald gefehlt haben, wenn uns nicht ein sehr heftiger Sturm, nach vielen ausgestandenen Gefahren nach einem spanischen Hafen getrieben hätte, nachdem wir 24 Tage unter Weges gewesen, und Gefahr gelauffen, von den Wellen, von Hunger und Durst und den Feinden aufgerieben zu werden.

Unsre erste Beschäftigung, nachdem wir in den Hafen eingelauffen, war dem höchsten Wesen durch ein Te Deum laudamus, welches der Abt Piquet anstimmte, Dank zu sagen, wobey mit dem grossen und kleinen Gewehr eine Salve gegeben wurde.

Wir fanden hier den Ritter von Ternai, Kommandeur der französischen Escadre, die von ihrer rühmlichen Unternehmung auf die Insel

Ter-

Terreneuve zurück kam. Dieser brave Officier wunderte sich nicht wenig, daß er auf unserm Schiffe zurückgeschickte Soldaten fand, die in diesen Krieges Zeiten in der Provinz Louisiana hätten können nützlich seyn. Er nahm einen Theil davon auf seine Escadre, die übrigen, welche Abschiede, die von Hrn. Kerlerec und Foucaut unterschrieben waren, hatten, giengen hier von unserm Schiffe ab, und nahmen bey der spanischen Armee in Portugal Dienste.

Wir stiegen den 1. Nov. 1762 am Tage aller Heiligen ans Land, und das Corps unserer Officiers machte dem Marquis von Croix General-Capitain von Gallizien, die Aufwartung. Dieser Herr nahm uns sehr gnädig auf, von da giengen wir zum Herrn David ersten Consul der französischen Nation in Gallizien, und Residenten zu Corogne. Wir bathen ihn, uns aus der Noth, darinn wir uns befanden zu helfen, da wir uns hier unter den Spaniern ohne Geld befanden: er antwortete uns, daß er zwar keine Ordre dazu hätte, da es aber darauf ankäme Honneten Leuten zu dienen, so wollte er es auf seine eigne Gefahr thun. Wir danken ihm sehr für seine Gütigkeit.

Nunmehro nachdem wir uns von unsrer Reise wieder erholet, schicken wir uns an, zu Lande nach Frankreich zu reisen und wir hoffen mit dem Anfange des künftigen Januars zu Paris zu seyn.

Ich hoffe nicht, daß ich Ihnen einen wesentlichen Umstand, während unsres Briefwechsels, ver-

verschwiegen habe, und ich bin bemüht gewesen, nach Art der Bienen, zum Nutzen anderer zu sammlen. Ich sage Ihnen nichts von meinen Glücksumständen: ich habe Ihnen alle Wiederwärtigkeiten gemeldet, die ich ausstehen müssen, weil ich den Mißbrauch, den man von der anvertrauten Gewalt gemacht, nicht gebilliget, und mich dem Strome wiedersetzt.

Ich bat um Erlaubniß mit neutralen Schiffen nach Europa zurück zu gehen, allein der Gouverneur versagte mir diese immer unter allerley Vorwand, nöthigte mich zuletzt auf ein Kauffartey-Schiff zu gehen, worauf ich, wie Sie gehört haben, Gefahr gelauffen, umzukommen.

Was meine Belohnung betrift, so muß es einem guten Bürger hinlänglich seyn, dem Könige treu, und dem Vaterlande nützlich gewesen zu seyn, und ich unterstehe mich zu hoffen, daß der billigste und erleuchteste Minister die Gütigkeit haben wird, dem besten Könige den Dienstelffer eines Officiers bekannt zu machen, welcher die Ehre gehabt hat, ihm in Europa und Amerika zu dienen, und ich werde mit einem ehrfurchtsvollen Vertrauen die Belohnung meiner Dienste von unserm Monarchen erwarten, die mir tausendmal schätzbarer seyn wird, als alle Reichthümer der neuen Welt. In der Erwartung, die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen, verharre ich ꝛc.

Corogne den 10ten Nov. 1762.

Ab-

Abschriften der Briefe und Attestate, die der Autor, in den verschiedenen Verrichtungen, im Dienste des Königs erhalten hat.

I. Brief

Des Herrn von Rouille, Ministers des Seewesens, an den Ritter von Crossolles, Brigadier und Kommandanten der Insel Belle-Isle.

Versailles den 15. Jun. 1750.

Auf die vortheilhaften Zeugnisse die Sie mein Herr, dem Hrn. von Boßü, gewesenen Lieutenant bey dem Regimente der Dophine, ertheilt haben, will ich ihn dem Könige zu einer Officiersstelle unter den Truppen in den Colonien vorschlagen. Unterdessen können Sie ihn zu Disciplinirung der Recruten, die für die Colonien bestimmt sind, gebrauchen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie ihm so viel aussetzen werden, daß er leben kann. Ich bin ꝛc. Unterzeichnet Rouille.

Auszug aus einem Briefe des Hrn. Grafen d'Argenson, an den Hrn. Bossü. Fontaineblau den 1sten Oct. 1750.

Ich muß Ihnen vorläufig melden, mein Hr. daß Ihnen der König eine Lieutenantsstelle, unter den Truppen in den Colonien ertheilt hat. Es ist nothwendig, daß Sie ohne Zeitverlust nach Rochefort gehen, wo Sie zu Schiffe gehen sollen. Sie werden daselbst eine Gratification von 300 Livers erhalten, und haben sich an den Intendanten der Marine zu wenden, der Ihnen Ihr Patent, und fernere Verhaltungsbefehle einhändigen wird. Se. Majestät erwartet, daß Sie fortfahren werden, in Ihrer neuen Stelle mit Eifer und Treue zu dienen. Unterzeichnet d'Argenson.

Wir Ritter des Königl. und St. Ludwigs Ordens, Königl. Major, und Kommandant im Lande der Illinois, bezeugen, daß Hr. Bossü, Lieutenant unter den Seetrup-

Seetruppen in Louisiana, unter unserm Kommando, mit allem gehörigen Diensteiffer eines guten Officiers gedient, und seine Schuldigkeit vollkommen gethan hat. Da seine Gesundheit hierdurch Schaden gelitten, so haben wir ihm erlaubt, nach der Hauptstadt zu gehen, um sich curiren zu lassen. Zum Beweise dessen haben wir ihm dis Zeugniß ertheilt. Unterzeichnet Macarty.

Im Lande der Illinois den 4. Dec. 1756.

Brief des Gouverneurs von Louisiana an den Minister.

Gnädiger Herr.

Ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß ich nicht umhin gekonnt, dem Hrn. Bossü Lieutenant unter den Truppen der Colonie, Urlaub auf ein Jahr zu geben: Da die Kriegesläufte erfodern, daß dis nicht ohne die größte Noth geschehe, so habe ich mir von den Aerzten ein Zeugniß wegen seiner Gesundheit geben lassen, welche für nöthig halten, daß er nach Frankreich übergehe, um das bourbonsche Bad zu brauchen, und den übeln Folgen einer Wunde vorzubeugen, die er durch einen Flintenschuß bey Bestürmung des Schlosses Chateau Dauphin, bekommen hat. Auf diese Attestate habe ich ihm erlaubt, mit einem Fahrzeuge nach St. Domingo zu gehen, wo er leichter Gelegenheit finden wird, nach Europa überzugehen. Da der König nicht will, daß Officiers auf Kauffardey-Schiffen nach Europa reisen sollen, weil dis zu grosse Kosten verursacht, so habe ich es nicht über mich nehmen wollen, dem Hrn. Bossü auf Kosten des Königs diese Reise thun zu lassen: Ich halte es aber meiner Schuldigkeit zu seyn, Ew. Excellenz zu melden, daß dieser Officier nicht in den Umständen ist, die Kosten dieser Reise, und noch weniger der Bade-Cur zu Bourbon, zu tragen, indem er gar kein eigenes Vermögen hat. Auch hat er das Unglück gehabt, daß das Fahrzeug auf welchem er nach dem Lande der Illinois gieng, scheiterte, wobey er seine ganze Equipage verlohren hat. M. Dauberville würde sich mit

mir

03177

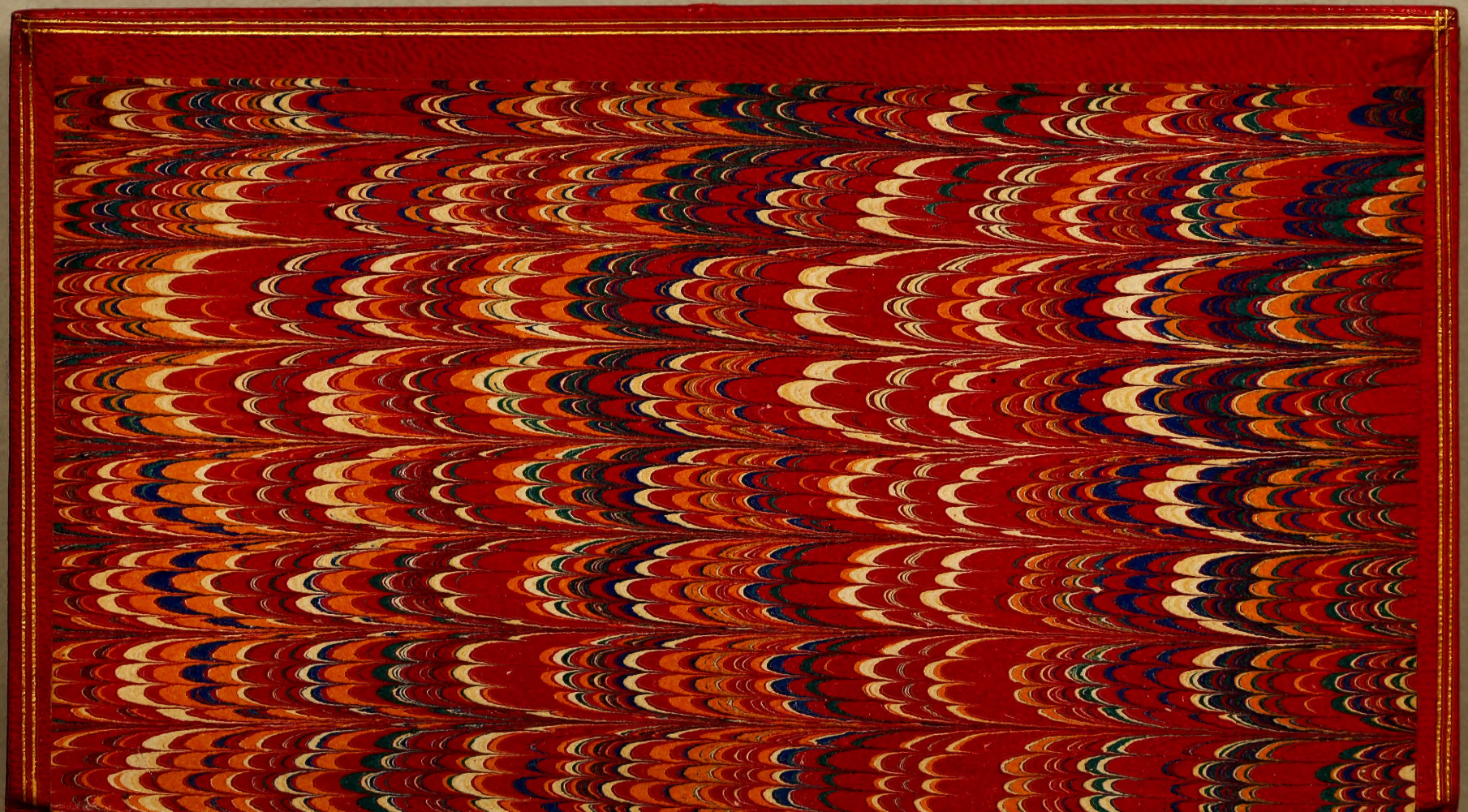
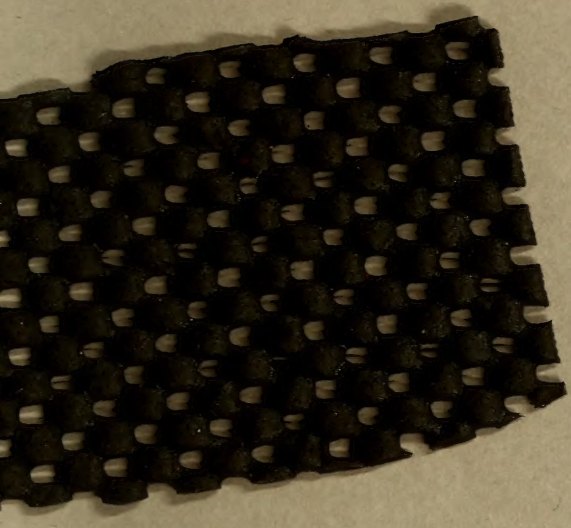
mir vereinigt haben, um von Ew. Excell. ein Gnadengeschenk für ihn zu erbitten, aber er befindet sich sehr schlecht, und auf lange Zeit zu Geschäften unfähig, wenn er auch von dieser Krankheit wieder aufkommen sollte.

Herr Bossü ist ein braver Officier, dessen Aufführung, seit der Zeit, daß ich in der Colonie bin, untadelhaft gewesen ist. Ueberdis hat er bey allen Gelegenheiten, wo er gebraucht worden, vielen Diensteiffer bezeugt, und ich hoffe Ew. Excell. werden denselben wegen des Verlusts den er gelitten, und der Reisekosten entschädigen, als worum ich gehorsamst für ihn bitte. Ich bin mit allem Respect ꝛc. Neuorleans den 12. März 1757. Unterzeichnet Kerlerec.

Wir Peter Rigaud', Marquis von Vaudreuil, Großkreutz und Ritter Ludwigs Ordens, vormaliger Gouverneur von Neufrankreich, bezeugen hierdurch daß Herr Bossü, Hauptmann unter den Seetruppen in Louisiana, während unsers Gouvernements, mit allem Eiffer, Treue und Distinction in dieser Provinz gedient hat, welches ihm hierdurch attestirt wird. Vaudreuil. Paris den 21. April 1763.

Wir Peter Hannibal de Velle vormaliger Kommandant der Stadt und Vestung Mobile, bezeugen hierdurch, daß Herr Hauptmann Bossü während unsers Kommando in dieser Städt, mit allen Eiffer gedient hat. de Velle. Paris 1765.

Wir Peter Heinrich d'Erneville vormaliger Kommandant der Truppen in Louisiana bezeugen hierdurch, daß der Herr Hauptmann Bossü in Louisiana mit allem Eiffer und Distinction gedient hat, und daß verschiedene Vorfälle, die in seinen Briefen erzählt, sich unter unsern Augen zugetragen haben.

Paris 1766. d'Erneville.

E 771
B746n